UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00914006 2

Max Simon.

Alexander Puschkin

Novellen

LR
P9874n
.G2u

(Alexander Puschkin)

Novellen

Deutsch von Johannes v. Guenther

Pushkin, Aleksandr Sergyeevich

München
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

418813
14.1.44

Thomas Mann
dem tiefen Kenner ruſſiſcher Dichtung
in Dankbarkeit und Bewunderung
gewidmet vom Überſetzer

Inhalt

Die Erzählungen Bjelkins .. 1

Der Schuß 10

Der Schneesturm 33

Der Sargmacher 56

Der Posthalter 70

Das Fräulein als Bäuerin 93

Dubrowskij 129

Pique Dame 261

Die Erzählungen Bjelkins

Vom Herausgeber

Da wir die Herausgabe der Erzählungen J. P. Bjelkins auf uns nahmen, die hier dem Publikum vorgelegt werden, hegten wir gleichzeitig den Wunsch, eine wenn auch nur kurze Lebensbeschreibung des verstorbenen Verfassers beifügen zu können, um hiermit die gerechte Neugier der Liebhaber unserer russischen Schriftkunst zu befriedigen. Wir wandten uns zu diesem Zwecke an Marja Alexejewna Trafilina, die nächste Anverwandte und Erbin Iwan Petrowitsch Bjelkins; allein zu ihrem Bedauern war es ihr unmöglich, uns Nachrichten von ihm zu übermitteln, da der Verstorbene ihr völlig fremd geblieben war. Sie riet uns aber, uns in dieser Angelegenheit an einen ehrenwerten Herrn zu wenden, der mit Iwan Petrowitsch in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte. Wir befolgten diesen Rat und erhielten auf unser Schreiben die gewünschte unten folgende Antwort. Wir drucken sie hier ohne die geringste Veränderung und ohne Anmerkungen ab, als ein kostbares Denkmal edler Gesinnung und rührender Freundschaft, gleichzeitig aber auch als eine durchaus befriedigende biographische Nachricht.

Mein sehr geehrter Herr ***!

Ihr verehrliches Schreiben vom 15. dieses Monats hatte ich die Ehre am 23. dieses Monats zu erhalten,

darin Sie den Wunsch äußern, von mir genaue Nachrichten über den Geburts- und Todestag, als auch über die Dienstzeit, die häuslichen Umstände, die Beschäftigungen und den Charakter des verstorbenen Iwan Petrowitsch Bjelkin, meines aufrichtigen Freundes und Gutsnachbarn, zu erhalten. Mit großer Genugtuung komme ich diesem Ihren Verlangen nach und übermittele Ihnen, mein sehr geehrter Herr, beifolgend alles, was ich aus Gesprächen mit ihm entnommen und aus eigenen Beobachtungen geschöpft habe.

Iwan Petrowitsch Bjelkin wurde als Sohn achtbarer und edler Eltern im Jahre 1798 auf dem Gute Gorochino geboren. Sein verstorbener Vater, der Sekundmajor Pjotr Iwanowitsch Bjelkin, verehelichte sich mit der Jungfrau Pelageja Gawrilowna aus dem Hause Trafilin. Er war nicht wohlhabend, aber mäßig und in allen wirtschaftlichen Dingen sehr bewandert. Der Sohn erhielt den ersten Unterricht vom Dorfküster. Diesem verehrungswürdigen Manne verdankt er offenbar seine Lust am Lesen und an der Beschäftigung mit der russischen Schriftkunde. Im Jahre 1815 trat er in ein Infanterie-Jägerregiment (an die Nummer kann ich mich nicht mehr erinnern) und verblieb in diesem bis zum Jahre 1823. Der fast gleichzeitig erfolgende Tod seiner beiden Eltern nötigte ihn, den Abschied zu nehmen und sich auf dem Gut Gorochino, seiner Geburtsstätte, niederzulassen.

Als Iwan Petrowitsch die Verwaltung des Gutes übernahm, brachte er die wirtschaftlichen Verhältnisse infolge der ihm mangelnden Kenntnisse und seiner Weichherzigkeit bald herunter und vernachlässigte die strenge Ordnung, die sein verstorbener Vater eingeführt hatte. Er setzte den zuverlässigen und geschickten Dorfältesten ab, da die Bauern (wie das so ihre Gewohnheit ist) mit diesem unzufrieden waren, und ließ das Dorf von seiner alten Beschließerin verwalten, die durch ihre Kunst, Geschichten zu erzählen, sein volles Vertrauen gewonnen hatte. Diese törichte Alte war nicht einmal imstande, einen Fünfundzwanzig-Rubelschein von einem Fünfzig-Rubelschein zu unterscheiden; die Bauern, zu deren jedem sie in gevatterlichen Beziehungen stand, hatten nicht den geringsten Respekt vor ihr; der Älteste aber, den sie sich erwählt hatten, war so nachsichtig gegen sie und gleichzeitig so betrügerisch, daß Iwan Petrowitsch sich bald gezwungen sah, den Frondienst aufzuheben und den Bauern sehr mäßige Abgaben aufzuerlegen; aber auch hier verstanden es die Bauern, im ersten Jahre eine sehr willkürliche Milderung herbeizuführen; und zahlten in den folgenden mehr als zwei Drittel der Abgabe in Nüssen, Preiselbeeren und ähnlichem; und selbst hierbei gab es noch beträchtliche Rückstände.

Da ich ein Freund von Iwan Petrowitschs verstorbenem Vater war, hielt ich es für meine Pflicht, auch dem Sohn mit meinem Rat beizustehen, und bot

mich mehrfach an, die vormaligen, nunmehr in Unordnung geratenen Zustände wiederherzustellen. Eines Tages besuchte ich ihn zu diesem Zweck und ließ mir die Haushaltungsbücher vorlegen, wobei ich gleichzeitig den betrügerischen Ältesten kommen ließ, und begann in Iwan Petrowitschs Anwesenheit die Bücher durchzusehen. Der junge Hausherr wohnte anfangs mit großer Aufmerksamkeit und vielem Eifer der Untersuchung bei; als sich aber dann nach den Berechnungen herausstellte, daß in den letzten zwei Jahren die Zahl der Bauern sich vergrößert, die Zahl des Geflügels jedoch und des Viehs wie mit einer gewissen Absicht sich verringert hatten, war Iwan Petrowitsch von der ersten Mitteilung bereits scheinbar voll und ganz befriedigt und hörte mir gar nicht erst weiter zu, denn im gleichen Augenblick, als ich durch mein Nachforschen und das strenge Verhör den betrügerischen Ältesten in äußerste Verwirrung und zu völligem Schweigen gebracht hatte, mußte ich zu meinem gewaltigen Ärger wahrnehmen, daß Iwan Petrowitsch auf seinem Stuhl sitzend kräftig schnarchte. Seit jener Zeit unterließ ich es, mich jemals wieder um seine Haushaltungsangelegenheiten zu kümmern, und überantwortete seine Sache (wie er selber es tat) dem Willen des Höchsten.

Dieser Umstand beeinträchtigte unsere freundschaftlichen Beziehungen nicht im mindesten; denn trotzdem ich die Schwäche und die verderbliche Fahrlässigkeit Iwan Petrowitschs, die eine Eigenschaft unseres ganzen

jungen Adels ist, sehr bedauerte, hatte ich ihn dennoch aufrichtig gern; es wäre auch unmöglich gewesen, einen so sanften und ehrlichen Menschen nicht lieb zu haben. Seinerseits respektierte Iwan Petrowitsch meine Jahre und zeigte eine herzliche Neigung zu mir. Er suchte mich fast jeden Tag bis zu seinem Verscheiden auf und schätzte die einfache Unterhaltung mit mir, gingen wir auch in unseren Gewohnheiten, unserer Denkart und unseren Sitten in den meisten Fällen weit auseinander.

Iwan Petrowitsch führte das allergeordnetste Leben und vermied jedes Übermaß; ich habe ihn niemals angeheitert gesehen (was man in unserem Lande als ein unerhörtes Wunder betrachten kann); er hatte für das andere Geschlecht eine große Neigung, doch war er dabei von einer fast mädchenhaften Schamhaftigkeit.[1]

Außer den Erzählungen, von denen Sie in Ihrem gefälligen Schreiben sprechen, hat Iwan Petrowitsch noch eine Menge von Handschriften hinterlassen, die sich zum Teil in meinem Besitz befinden, zum Teil von seiner Beschließerin für allerlei Haushaltungsdinge verwendet worden sind. So hat sie zum Beispiel im vergangenen Winter die Fensterrahmen in ihrem Flügel mit dem ersten Teil eines Romanes verklebt,

[1] Hier folgt eine Anekdote, die wir nicht einrücken, da wir sie für überflüssig halten, doch beeilen wir uns, den Leser zu benachrichtigen, daß in ihr nichts enthalten ist, was das Andenken Iwan Petrowitsch Bjelkins irgendwie zu schmälern geeignet wäre. (Anmerkung des Verfassers.)

den er nicht zu Ende geführt hat. Die oben erwähnten Erzählungen waren, wie mir scheint, seine ersten Versuche. Sie sind, wie Iwan Petrowitsch zu sagen pflegte, größtenteils wahrheitsgemäß und nach Berichten verschiedener Personen aufgezeichnet.[1] Freilich sind alle Namen in den Erzählungen immer von ihm selber erfunden, die Namen der Dörfer und Güter stammen dagegen aus unserer Gegend, wieso es denn auch kommt, daß an einer Stelle sogar mein Gut erwähnt ist.

Im Herbst des Jahres 1828 zeigten sich bei Iwan Petrowitsch Erkältungserscheinungen, die in ein hitziges Fieber übergingen, an dem er schließlich starb, trotz aller unermüdlichen Bemühungen unseres Kreisarztes, eines, zumal in der Heilung eingewurzelter Krankheiten, wie zum Beispiel Hühneraugen und dergleichen, sehr geschickten Mannes. Er war dreißig Jahre alt geworden, als er in meinen Armen starb, seine Ruhestätte fand er in der Dorfkirche von Gorochino neben seinen verstorbenen Eltern.

Iwan Petrowitsch war mittelgroß, seine Augenfarbe war grau, die Haare blond, die Nase gerade; sein Antlitz war blaß und hager.

[1] In der Tat ist in den Handschriften des Herrn Bjelkin unter jeder Erzählung eine Notiz von der Hand des Verfassers: Vernommen von der und der Person (folgen Titel oder Rang und die Initialen des Namens). Wir lassen sie hier folgen, um die Neugier von Interessierten zu befriedigen; Der Posthalter wurde erzählt von dem Titularrat A. P. N., der Schuß vom Oberstleutnant J. P. L., der Sargmacher vom Kommiß B. W., der Schneesturm und das Fräulein vom Fräulein K. J. T. (Anmerkung der Verfassers.)

Das, mein sehr geehrter Herr, ist alles, was ich von der Lebensart, den Beschäftigungen, den Sitten und dem Äußeren meines verstorbenen Nachbarn und Freundes weiß. Für den Fall, daß Sie es für richtig befinden sollten, meinen Brief in irgendeiner Form zu benutzen, bitte ich Sie allerergebenst, meinen Namen unter keinen Umständen erwähnen zu wollen, denn, wenn ich auch den Stand der Schriftsteller außerordentlich achte und respektiere, halte ich es doch für überflüssig, mir diesen Titel anzueignen, und sogar für unziemlich in meinen Jahren.

Ich verbleibe mit aufrichtiger Ergebenheit usw.

Den 16. November 1830, Gut Nenaradowo.

*

Wir halten es für unsere Pflicht, den Willen des verehrten Freundes unseres Verfassers zu respektieren, sprechen ihm jedoch gleichzeitig unseren tiefsten Dank für die uns übermittelten Nachrichten aus, und hoffen, daß das Publikum ihre Aufrichtigkeit und schöne Gesinnung zu schätzen wissen wird.

A. P.

Der Schuß

Wir schossen uns.
Baratynskij

Ich schwor, ihn nach den Gesetzen des Duells niederzuschießen (ich bin ihm noch einen Schuß schuldig geblieben).
Ein Abend im Biwak

I

Wir lagen in der Ortschaft ***. Ein jeder kennt das Leben eines Armeeoffiziers. Am Vormittag exerzieren und auf die Manege; zum Mittag beim Regimentskommandanten oder in der jüdischen Kneipe; abends Punsch und Karten. In *** gab es kein einziges gastfreies Haus, ja nicht einmal ein einziges Mädchen, das man hätte verehren können; so versammelten wir uns denn immer einer beim andern und bekamen nie etwas anderes zu Gesicht außer unseren Uniformen.

Lediglich ein einziger Mensch, der kein Militär war, gehörte zu unserer Gesellschaft. Er mochte fünfunddreißig Jahre alt sein, und wir zählten ihn aus diesem Grunde bereits zu den Greisen. Seine Erfahrung gab ihm vor uns mancherlei Vorzüge; und sowohl seine gewöhnliche finstere Verschlossenheit, als auch seine schroffe Art und seine böse Zunge übten auf unsere jungen Köpfe einen gewaltigen Einfluß aus. Etwas Rätselhaftes lag in seinem Schicksal; er schien zwar

ein Russe zu sein, doch klang sein Name ausländisch. Er hatte in früherer Zeit bei den Husaren gedient und sogar Erfolg gehabt; doch kannte keiner die Ursache, die ihn bewogen hatte, seinen Abschied zu nehmen und sich in dieser armen Ortschaft niederzulassen, in der er ein gleichzeitig armseliges und verschwenderisches Dasein führte: man sah ihn nie anders als zu Fuß in einem längst abgetragenen schwarzen Leibrock, und dennoch war sein Tisch stets für alle Offiziere unseres Regimentes gedeckt. Bestand auch das Mittagessen meist nur aus zwei oder drei Gängen, die ein verabschiedeter Soldat zubereitete, so floß doch der Champagner dazu in Strömen. Niemand wußte Bescheid über sein Vermögen oder über seine Einkünfte und kein einziger hätte je gewagt, ihn danach zu fragen. Er besaß mehrere Bücher, die zum größten Teil militärischen Inhaltes waren, freilich waren auch Romane darunter. Er lieh sie gern aus, wenn man sie lesen wollte, und verlangte sie nie zurück; dafür jedoch gab auch er niemals ein Buch zurück, das er entliehen hatte. Seine Hauptbeschäftigung bestand im Pistolenschießen. Die Wände seines Zimmers waren mit Kugeln geradezu bespickt und voller Löcher, so daß sie Honigwaben ähnlich sahen. Der einzige Luxus in der ärmlichen Behausung, in der er lebte, war eine reiche Pistolensammlung. Die Fertigkeit, die er erreicht hatte, war so außergewöhnlich, daß, wenn er sich hätte anschicken wollen, mit der Kugel eine Birne von der

Mütze eines von uns herabzuschießen, keiner aus unserem Regiment auch nur einen Augenblick gezaudert hätte, ihm den eigenen Kopf darzubieten. Unsere Gespräche berührten häufig das Thema der Zweikämpfe; allein Sylvio (so will ich ihn nennen) beteiligte sich niemals an solchen Unterhaltungen. Fragte man ihn, ob er sich jemals duelliert habe, dann pflegte er trocken zu antworten, er habe sich duelliert, aber er vermied dabei, auf Einzelheiten einzugehen, und es war nur zu offensichtlich, daß solche Fragen ihm unangenehm waren. Wir nahmen darum an, daß irgendein unseliges Opfer seiner furchtbaren Geschicklichkeit sein Gewissen belaste. Übrigens wollte es keinem von uns jemals in den Kopf, in ihm etwas, das vielleicht nach Feigheit aussehen mochte, auch nur zu vermuten. Es gibt Menschen, deren Äußeres allein bereits jeden solchen Verdacht widerlegt. Ein unerwarteter Vorfall setzte uns darum alle in Erstaunen.

Einmal speisten wir Offiziere bei Sylvio, zehn Köpfe hoch. Wir tranken wie immer, das heißt mit anderen Worten, wie immer sehr viel; nach dem Essen überredeten wir den Hausherrn, die Bank zu halten. Er lehnte es anfangs beharrlich ab, denn er spielte fast nie; schließlich jedoch befahl er, Karten herbeizubringen, warf ein halbes Hundert Goldstücke auf den Tisch und nahm Platz. Wir scharten uns um ihn, und das Spiel begann. Es war Sylvios Gewohnheit, beim Spiel völliges Schweigen zu beobachten,

er ſtritt nie und ließ ſich auch niemals auf irgendwelche Erklärungen ein. Wenn einer der Spieler ſich verrechnet hatte, ſo zahlte er entweder ſogleich den Reſt aus, oder er ſchrieb die Differenz auf. Das kannten wir bereits und darum hinderte ihn keiner von uns je, auf ſeine Art zu ſchalten; dieſes Mal doch befand ſich ein Offizier in unſerer Mitte, der erſt vor kurzem zu uns verſetzt worden war. Er ſpielte gleichfalls und bog aus Zerſtreutheit bei einer Karte eine Ecke zu viel um. Sylvio nahm die Kreide und glich nach ſeiner Gewohnheit die Rechnung aus. Da der Offizier dachte, daß jener ſich geirrt hätte, wollte er ſich auf eine Auseinanderſetzung einlaſſen. Stumm jedoch fuhr Sylvio fort, die Bank zu halten. Der Offizier verlor die Geduld, ergriff eine Bürſte und wiſchte das, was ihm als überflüſſig vorkam, fort. Sylvio dagegen nahm aufs neue die Kreide und ſchrieb es wieder auf. Da der Offizier, erhitzt vom Wein, vom Spiel und vom Gelächter der Kameraden, ſich hierdurch bitter beleidigt empfand, packte er im Zorn einen auf dem Tiſch ſtehenden kupfernen Leuchter und warf ihn ſo heftig auf Sylvio, daß dieſer kaum imſtande war, dem Schlag auszuweichen. Wir alle waren beſtürzt. Sylvio erhob ſich, bleich vor Zorn, und ſprach mit funkelnden Augen: „Mein Herr, haben Sie die Güte, uns zu verlaſſen und danken Sie Gott, daß dies in meinem Hauſe geſchehen iſt.“

Wir waren nicht einen Augenblick im Zweifel, was

jetzt geschehen würde, und sahen unseren neuen Kameraden bereits für tot an. Der Offizier verließ das Haus, indem er hinzufügte, daß er bereit wäre, für die Beleidigung jede Genugtuung, die dem Herrn Bankhalter erwünscht wäre, zu geben. Das Spiel wurde nur noch einige Minuten fortgesetzt: da wir nur zu gut fühlten, daß dem Hausherrn der Sinn jetzt nicht danach stand, gab einer nach dem andern die Sache auf, und so gingen wir denn bald darauf heim, indem wir uns über die neue Vakanz unterhielten.

Als wir uns am nächsten Tage in der Manege versammelten, wurde bereits die Frage aufgeworfen, ob wohl der neue Leutnant noch am Leben sei, doch da trat er auch schon selber in unsere Mitte; wir richteten mithin die gleiche Frage an ihn. Er entgegnete, daß er von Sylvio noch nicht die geringste Nachricht erhalten hätte. Wir wunderten uns darüber. Wir gingen bald darauf zu Sylvio und fanden ihn auf seinem Hof damit beschäftigt, eine Kugel nach der andern in ein Aß zu schießen, das er ans Tor geklebt hatte. Er empfing uns wie gewöhnlich, doch fiel kein Wort über den gestrigen Vorfall. Auf diese Weise vergingen drei Tage, und der Leutnant war immer noch am Leben. Erstaunt fragten wir uns, ob es möglich sei, daß Sylvio sich nicht duellieren wolle? Und freilich duellierte sich Sylvio nicht. Er begnügte sich mit einer geringen Erklärung und schloß Frieden.

Dieser Umstand schadete ihm anfangs bei uns jungen

Leuten sehr. Junge Leute, die gewöhnlich in der Tapferkeit den Gipfel der menschlichen Tugenden und die Entschuldigung für alle nur erdenklichen Laster finden, verzeihen am wenigsten einen Mangel an Verwegenheit. Nach und nach aber geriet auch dieses in Vergessenheit, und Sylvio gewann seinen früheren Einfluß zurück.

Einzig ich konnte nicht mehr die früheren Beziehungen zu ihm gewinnen. Da ich von Hause aus über eine romantische Einbildungskraft verfügte, hatte ich mich an diesen Menschen noch näher als die andern angeschlossen, denn sein Leben war rätselhaft und er kam mir wie der Held einer geheimnisvollen Geschichte vor. Er hatte mich sehr gern; zum mindesten ließ er einzig vor mir seine gewohnheitsmäßig beißende Bosheit fahren und wußte auch von anderen Dingen sehr einfach und ungewöhnlich angenehm zu reden. Nach dem unglückseligen Abend aber wollte der Gedanke, daß seine Ehre befleckt und trotzdem nicht durch eigenen Antrieb reingewaschen worden sei, dieser Gedanke wollte mir nicht aus dem Kopf und hinderte mich daran, mit ihm so zu sein, wie ich vormals gewesen war; ja, mir war es jetzt sogar lästig, ihn anzuschauen. Sylvio hingegen war viel zu klug und zu erfahren, um das bemerkend, nicht auch sogleich den Grund zu erraten. Es schien ihn sogar zu bekümmern, zum mindesten bemerkte ich zweimal den Wunsch bei ihm, mit mir darüber zu sprechen; da ich jedoch eine jede solche

Möglichkeit vermied, ließ Sylvio schließlich von mir ab. Seit jener Zeit sah ich ihn nur noch, wenn wir im Kreise meiner Kameraden waren, und unsere vormaligen offenherzigen Unterredungen hatten ein Ende.

Die ewig abgelenkten Bewohner der Hauptstadt können sich keinen Begriff von mancherlei Empfindungen machen, die den Bewohnern der Dörfer oder kleinen Städtchen nur zu gut bekannt sind, wie zum Beispiel das Warten auf den Posttag: am Dienstag und am Freitag war unsere Regimentskanzlei immer voll von Offizieren; der eine erwartete Geld, jener Briefe, ein dritter Zeitungen. Die Pakete wurden meist an Ort und Stelle erbrochen, man teilte sich die Neuigkeiten mit und an diesen Tagen bot die Kanzlei das belebteste Bild. Die Briefe, die Sylvio erhielt, waren an unser Regiment adressiert und darum war er gewöhnlich auch da. Eines Tages erhielt er eine Sendung, von der er sogleich mit dem Ausdruck der größten Ungeduld das Siegel herunterriß. Er überflog den Brief und seine Augen blitzten. Die Offiziere, deren jeder mit seinen eigenen Briefen beschäftigt war, bemerkten nichts. „Meine Herren," sprach Sylvio zu ihnen, „die Umstände erfordern meine unverzügliche Abreise; ich reise noch heute nacht; ich hoffe, sie werden es mir nicht abschlagen, zum letztenmal bei mir zu speisen. Ich erwarte auch Sie," fuhr er, zu mir gewendet, fort, „ich erwarte Sie bestimmt." Mit diesen

Worten verließ er uns eilig; und auch wir gingen, nachdem wir beschlossen hatten, uns bei Sylvio wieder zu sehen, ein jeder in seiner Richtung.

Ich kam um die festgesetzte Stunde zu Sylvio und fand bei ihm fast das ganze Regiment vor. Sein Hab und Gut war bereits gepackt; nicht viel mehr als die nackten zerschossenen Wände war zurückgeblieben. Wir setzten uns zu Tisch; der Hausherr war außergewöhnlich gut gelaunt, seine Heiterkeit steckte bald die andern an; jede Minute knallte ein Pfropfen, unablässig schäumten die Gläser, und mit allem nur erdenklichen Eifer wünschten wir dem Abreisenden eine glückliche Reise und alles mögliche Gute. Als wir uns vom Tisch erhoben, war es bereits spät am Abend. Während wir nach unseren Mützen suchten, hielt Sylvio, der derweilen von den anderen Abschied genommen hatte, mich in dem Augenblick, als ich mich anschickte fortzugehen, am Arm zurück. „Ich habe noch mit Ihnen zu sprechen", sagte er leise. So blieb ich denn.

Die Gäste verschwanden; wir waren zu zweit, wir nahmen einander gegenüber Platz und setzten schweigsam unsere Pfeifen in Brand. Sylvio schien bedrückt zu sein; von der früheren ein wenig krampfhaften Heiterkeit war nichts mehr zu bemerken. Seine finstere Blässe, die funkelnden Augen und die dicken Rauchwolken, die seinem Munde entströmten, verliehen ihm das Aussehen eines wirklichen Dämons. Es vergingen einige Minuten, bevor Sylvio sein Schweigen unter-

brach. „Es könnte sein, daß wir uns nicht mehr wieder sehen," sagte er schließlich: „Bevor wir uns jetzt trennen, möchte ich Ihnen daher einige Erklärungen geben. Sie konnten wahrnehmen, wie gering ich die Ansichten der anderen einschätze: Sie jedoch habe ich gern, und ich fühle es, daß es mir peinlich sein würde, in Ihrem Geist eine ungerechte Ansicht über mich zurückzulassen."

Er hielt ein und stopfte sich seine ausgebrannte Pfeife von neuem; ich schwieg mit niedergeschlagenen Augen.

„Es ist Ihnen seltsam vorgekommen," fuhr er fort, „daß ich von diesem Wirrkopf R... keine Genugtuung verlangt habe. Sie werden mir zustimmen, daß, da ich das Recht der Waffenwahl hatte, sein Leben in meiner Hand lag, das meinige dagegen so gut wie ungefährdet war. Es wäre mir ein leichtes, diese meine Mäßigung durch Großmut zu erklären. Aber ich will nicht lügen. Wäre es in meiner Macht gewesen, R... zu züchtigen, ohne im geringsten mein Leben dabei aufs Spiel zu setzen, so hätte ich ihm unter keinen Umständen Verzeihung gewährt."

Erstaunt blickte ich Sylvio an. Dieses Geständnis brachte mich vollends in Verwirrung. Sylvio fuhr fort.

„So ist es: ich habe kein Recht, mein Leben aufs Spiel zu setzen. Vor sechs Jahren erhielt ich eine Ohrfeige, mein Feind aber ist noch immer am Leben."

Meine Neugierde war aufs äußerste beschäftigt. „Und Sie schlugen sich nicht mit ihm?" fragte ich. „Vermutlich haben die Umstände Sie getrennt?"

„Ich schlug mich allerdings mit ihm“, entgegnete Sylvio. „Und hier ist das Andenken an unseren Zweikampf.“

Sylvio erhob sich und entnahm einer Schachtel eine rote Mütze mit goldener Troddel und einer Tresse (die Franzosen nennen das bonnet de police); er setzte sie auf; sie war einen Zoll über der Stirn von einer Kugel durchlöchert.

„Sie werden sich erinnern,“ fuhr Sylvio fort, „daß ich im ... schen Husarenregiment gedient habe. Meine Charaktereigenschaften sind Ihnen ebenfalls nicht unbekannt: ich bin daran gewöhnt, der erste zu sein, und dieser Trieb war, als ich noch jung war, geradezu eine Leidenschaft in mir. Zu unserer Zeit waren Tollheiten die große Mode: und ich war der tollste Bursche in der ganzen Armee. Wir prahlten mit unserer Trinkfähigkeit: ich habe sogar den berühmten Burzow, den noch Denis Dawydow besungen hat, unter den Tisch getrunken. All' Augenblick gab es in unserem Regiment irgendein Duell. Und bei jedem war ich entweder als Sekundant zugegen oder als handelnde Person. Meine Kameraden vergötterten mich, dagegen sahen mich die Regimentskommandeure, die ununterbrochen wechselten, wie ein unvermeidliches Übel an.

Ich ließ mir diesen Ruf ruhig (oder unruhig) gefallen, als eines Tages ein junger Mann aus einer reichen und berühmten Familie (ich will seinen Namen nicht nennen) zu uns versetzt wurde. Ich war noch

nie in meinem Leben einem so glänzenden Glückspilz begegnet! Denken Sie sich Jugend, Verstand, Schönheit, wildeste Lustigkeit und sorgloseste Tapferkeit vereint mit einem klingenden Namen und Geldern, die er im Überfluß besaß, und die ihm niemals fehlten, und stellen Sie sich dazu vor, welchen Eindruck er auf unsere Schar machen mußte. Meine führende Stellung war erschüttert. Zwar suchte er anfangs, von meinem Ruf verlockt, meine Freundschaft, da ich ihm aber kalt begegnete, zog er sich, ohne den geringsten Kummer zu empfinden, von mir zurück. Ich begann ihn zu hassen. Seine Erfolge im Regiment und bei den Frauen brachten mich völlig zur Verzweiflung. Ich suchte Streit mit ihm; aber er antwortete auf meine Spottverse mit Spottversen, die mir immer viel unerwarteter und treffender vorkamen als die meinigen, und die natürlich ganz unvergleichlich viel lustiger waren: er scherzte ja nur, ich aber, ich wütete. Und als ich schließlich eines Abends auf einem Ball bei einem polnischen Gutsbesitzer sehen mußte, daß nur er der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Damen war und zumal der Hausfrau selber, mit der ich damals in Verbindung stand, nahm ich die Gelegenheit wahr und sagte ihm irgendeine platte Grobheit ins Ohr. Er flammte auf und gab mir eine Ohrfeige. Wir stürzten zu den Säbeln; die Damen fielen in Ohnmacht; man zerrte uns auseinander, und noch in der gleichen Nacht begaben wir uns an den Ort, an dem wir uns duellieren sollten.

Es war um die Zeit der Dämmerung. Ich stand mit meinen drei Sekundanten an der verabredeten Stelle. Mit einer unsagbaren Ungeduld wartete ich auf meinen Gegner. Die Frühlingssonne ging auf, und es wurde allmählich heiß. Endlich wurden wir seiner gewahr. Er kam zu Fuß, von einem einzigen Sekundanten begleitet und hatte seinen Uniformsrock an den Säbel gehängt. Wir schritten ihm entgegen. Er näherte sich uns, in der Hand die Mütze, die voll von Kirschen war. Unsere Sekundanten schritten die zwölf Schritte ab. Ich hatte als erster zu schießen; da mich aber die Wut noch immer so heftig schüttelte, daß ich mich nicht auf die Sicherheit meiner Hand verlassen konnte, trat ich, um mir Zeit zu lassen, kühler zu werden, ihm den ersten Schuß ab; allein mein Gegner ging darauf nicht ein. Es wurde bestimmt, das Los entscheiden zu lassen: und der erste Schuß fiel ihm, dem ewigen Liebling des Glückes, zu. Er zielte und durchlöcherte meine Mütze. Die Reihe war an mir. Nun lag sein Leben endlich in meiner Hand; gierig hing ich an seinem Gesicht, bestrebt, wenigstens einen Schatten von Unruhe darin zu erblicken. Aber er suchte, trotzdem meine Pistole auf ihn gerichtet war, gleichmütig die reifsten Kirschen aus seiner Mütze und spuckte ruhig die Kerne aus, die fast bis zu mir rollten. Sein Gleichmut brachte mich nur noch mehr auf. Was nützt es, mußte ich denken, ihm jetzt das Leben zu nehmen, das ihm noch nicht einmal teuer geworden

ist? Ein boshafter Gedanke schoß durch meinen Kopf. Ich ließ die Pistole sinken. ‚Sie scheinen jetzt noch nicht auf Tod eingestellt zu sein,‘ sagte ich zu ihm: ‚Sie belieben noch zu frühstücken; ich will Sie dabei nicht stören.‘ — ‚Sie stören mich nicht im mindesten,‘ entgegnete er: ‚schießen Sie nur; im übrigen steht es Ihnen frei, zu handeln wie Sie wollen: Ihr Schuß soll Ihnen verbleiben; ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung.‘ Ich wendete mich darauf zu den Sekundanten und erklärte ihnen, daß ich gegenwärtig nicht die Absicht hätte, zu schießen, womit zunächst unser Zweikampf zu Ende war . . .

„Ich nahm den Abschied und begab mich an diesen Ort. Aber kein Tag ist seit jener Zeit vergangen, an dem ich nicht an meine Rache gedacht hätte. Und jetzt ist meine Stunde gekommen . . .“

Hierbei zog Sylvio den Brief aus seiner Tasche, den er am Morgen bekommen hatte, und gab ihn mir zu lesen. Jemand (es schien sein Bevollmächtigter zu sein) schrieb ihm aus Moskau, daß die bewußte Person in kurzer Zeit mit einem jungen und schönen Mädchen in den Stand der Ehe zu treten beabsichtige.

„Sie erraten,“ sagte Sylvio: „wer die bewußte Person ist. Ich reise nach Moskau. Ich will doch sehen, ob er kurz vor der Hochzeit genau so gleichgültig seinen Tod erwarten wird, wie er es seinerzeit tat, als er die Kirschen aß!“

Bei diesen Worten erhob sich Sylvio, warf die Mütze

zu Boden und schritt im Zimmer erregt auf und ab, als wäre er ein Tiger in seinem Käfig. Regungslos hatte ich ihm zugehört; sonderbare und auffällig einander widersprechende Gefühle hatten mich während seiner Erzählung bewegt.

Der Bediente trat ein und meldete die Pferde. Sylvio drückte mir kräftig die Hand; wir küßten einander zum Abschied. Er stieg in den Wagen, in welchem zwei Kästen bereit lagen, der eine mit den Pistolen, der andere mit seinen Habseligkeiten. Wir nahmen noch einmal Abschied, dann zogen die Pferde an.

II

Einige Jahre vergingen, häusliche Umstände zwangen mich, mich auf einem ärmlichen Gütchen, das im N . . . schen Kreise lag, niederzulassen. Ich mußte mich viel mit wirtschaftlichen Fragen abgeben, hörte aber in der Stille nicht auf, meinem früheren geräuschvollen und sorglosen Leben nachzuseufzen. Am schwersten waren mir die Frühlings- und Winterabende in dieser völligen Einsamkeit. Bis zum Mittagessen konnte ich mir noch irgendwie die Zeit vertreiben, indem ich mit dem Dorfältesten schwatzte, die Feldarbeiten besichtigte oder mich zu den Neubauten begab. Sobald es aber zu dämmern begann, wußte ich überhaupt nicht mehr, wohin mit mir. Die wenigen Bücher, die ich unter den Schränken und in der Vorratskammer fand, kannte ich bald auswendig. Die Märchen, an die sich meine

alte Beschließerin Kirillowna erinnern konnte, waren bald erzählt; die Lieder der Weiber machten mich stets traurig. Ich machte mich an die ungesüßten Fruchtschnäpse, aber sie verursachten mir nur Kopfweh; zudem, ich gestehe es, fürchtete ich, ein Säufer aus Verzweiflung zu werden, die ja die allerverzweifeltsten Säufer sind; Beispiele hierfür hatte ich in unserem Kreise mehr als genügend zu Gesicht bekommen.

In meiner Nähe lebten keine Nachbarn, mit Ausnahme eben von zwei oder drei dieser Verzweifelten, deren Gespräch hauptsächlich aus Aufstoßen und Aufseufzen bestand. Da war die Einsamkeit noch erträglicher. So beschloß ich denn, mich so früh als möglich zu Bett zu begeben und so spät als möglich zu speisen; auf diese Weise verkürzte ich den Abend und verlängerte ich den Tag, und ich sah, daß es sehr gut war.

Vier Werst von mir befand sich ein reiches Gut, das der Gräfin B . . . gehörte; freilich lebte dort nur der Verwalter, denn die Gräfin hatte ihre Besitzung nur einmal, im ersten Jahr ihrer Ehe, besucht und war nicht länger als einen Monat dort geblieben. Plötzlich jedoch entstand im zweiten Frühling meines Einsiedlerdaseins das Gerücht, die Gräfin käme mit ihrem Gatten aufs Gut, um dort den Sommer zu verbringen. Und so war es auch, die beiden trafen im Anfang des Juni ein.

Die Ankunft eines reichen Nachbarn bildet stets für die Dorfbewohner eine wichtige Epoche. Die Guts-

besitzer und ihr Hausgesinde schwatzen schon zwei Monate zuvor darüber und noch drei Jahre nachher. Was mich selber betrifft, so berührte, ich muß es gestehen, die Nachricht von der Ankunft der jungen und schönen Nachbarin mich stark; ich brannte vor Ungeduld, sie zu sehen, und begab mich darum bereits am ersten Sonntag nach ihrer Ankunft nach Tisch zum Dorf ***, um mich seiner und ihrer Durchlaucht als nächsten Nachbarn und ergebensten Diener vorzustellen.

Ein Kammerdiener führte mich ins Kabinett des Grafen und verließ mich, um mich anzumelden. Das geräumige Kabinett war mit aller nur erdenklichen Pracht ausgestattet; an den Wänden standen Schränke mit Büchern und auf jedem ragte eine bronzene Büste; über dem marmornen Kamin hing ein breiter Spiegel. Der Boden war mit grünem Tuch bespannt, auf dem viele Teppiche lagen. Da ich in meiner ärmlichen Behausung mich längst von aller Pracht entwöhnt und schon lange keinen fremden Reichtum mehr gesehen hatte, machte dieser Anblick mich fast schüchtern, und ich erwartete den Grafen mit genau der gleichen Aufregung, mit der ein Bittsteller aus der Provinz das Erscheinen des Ministers erharrt. Die Tür ging auf, und ein schöner Mann von zweiunddreißig Jahren trat ein. Der Graf näherte sich mir mit offener und freundschaftlicher Miene; ich gab mir Mühe, mich zu fassen, und wollte damit beginnen, mich vorzustellen, aber er kam mir zuvor. Wir nahmen Platz. Seine freie

und liebenswürdige Unterhaltung bewirkte bald, daß ich meine verwilderte Verlegenheit ablegte. Ich war bereits im Begriff, meine gewöhnliche Laune wiederzugewinnen, als plötzlich die Gräfin eintrat, und meine Verwirrung noch größer wurde als zuvor. In der Tat, sie war sehr schön. Der Graf stellte mich vor; ich wollte ungezwungen erscheinen, aber je mehr Mühe ich mir gab, diesen Eindruck zu machen, um so verlegener wurde ich. Um mir Zeit zu lassen, mich zu fassen und mich an die neuen Bekannten zu gewöhnen, plauderten die beiden miteinander, wobei sie mit mir wie mit einem guten Nachbarn ohne alle Steifheit umgingen. Ich schritt derweilen auf und ab und betrachtete die Bücher und die Bilder. Ich bin kein Kenner von Bildern, doch zog eines von ihnen sogleich meine Aufmerksamkeit an. Es stellte irgendeine Schweizerlandschaft dar; aber es war nicht die Malerei, die mich überraschte, sondern der Umstand, daß das Bild von zwei Kugeln durchbohrt war, von denen die eine auf der andern saß. „Ein trefflicher Schuß", meinte ich zum Grafen. — „Allerdings," entgegnete er: „ein sehr bemerkenswerter Schuß. Wie ist es, schießen Sie gut?" fuhr er fort. — „Besser als der Durchschnitt", entgegnete ich, erfreut, daß das Gespräch endlich einen mir vertrauten Gegenstand berührte. „Ich fehle auf dreißig Schritt keine Karte, freilich nur aus einer Pistole, mit der ich bereits geschossen habe." — „Wirklich?" fragte die Gräfin mit großer Aufmerk-

samkeit: „Und du, mein Freund, kannst du wohl eine Karte auf dreißig Schritt treffen?“ — „Wir wollen es einmal späterhin versuchen,“ entgegnete der Graf: „seinerzeit schoß ich nicht schlecht; aber es sind jetzt vier Jahre her, daß ich keine Pistole mehr in die Hand genommen habe.“ — „Oh, in diesem Falle möchte ich wetten,“ warf ich ein: „daß Erlaucht auch auf zwanzig Schritte keine Karte treffen würde: die Pistole erfordert tägliche Uebung. Das weiß ich aus Erfahrung. In unserem Regiment galt ich als einer der besten Schützen. Einmal jedoch traf es sich, daß ich einen ganzen Monat hindurch keine Pistole zur Hand nahm: die meinigen befanden sich in Reparatur; und was denken Sie wohl, Erlaucht? Als ich das erstemal wieder schoß, fehlte ich viermal nacheinander eine Flasche auf zwanzig Schritt. Bei uns war damals ein Rittmeister, ein lustiger und witziger Kerl; er war zugegen, als das geschah, und sagte: ‚Da sieht man's, Bruder, du kannst deine Hand gegen keine Flasche erheben.‘ — Nein, Erlaucht, diese Beschäftigung soll man nicht vernachlässigen, sonst kommt man sofort aus der Übung. Der beste Schütze, dem ich jemals begegnet bin, pflegte jeden Tag zum mindesten dreimal vor dem Mittagessen zu schießen. Das war so seine Gewohnheit, wie ein Schnaps vor dem Essen.“ Der Graf und Gräfin freuten sich, daß ich gesprächig geworden war. „Und wie schoß er denn?“ fragte mich der Graf. — „Das kann ich Ihnen sagen, Er-

laucht: wenn er zum Beispiel bemerkte, daß auf der Wand eine Fliege saß ... Sie lachen, Gräfin? Weiß Gott, es ist wahr ... Wenn er so eine Fliege sah, rief er auch schon: ‚Kuschka, meine Pistole!‘ — und Kuschka brachte ihm augenblicks die geladene Pistole. Ein Knall, und die Fliege saß tief in der Wand!“ — „Erstaunlich!“ meinte der Graf: „Und wie hieß er denn?“ — „Sylvio, Erlaucht.“ — „Sylvio!“ rief der Graf und sprang von seinem Platz auf: „Kannten Sie Sylvio?“ — „Wie sollte ich ihn nicht kennen, Erlaucht, wir waren ja Freunde; er war von meinem Regiment wie einer unseresgleichen aufgenommen worden; allerdings ist es bereits fünf Jahre her, daß ich nicht die geringste Nachricht von ihm habe. Ich darf wohl mithin annehmen, daß auch Sie, Erlaucht, ihn kannten?“ — „Ich kannte ihn sehr genau. Hat er Ihnen niemals von einem sehr sonderbaren Vorfall erzählt?“ — „Meinen Sie etwa die Ohrfeige, Erlaucht, die ihm auf irgendeinem Ball von einem Tollkopf versetzt wurde?“ — „Und hat er Ihnen nicht den Namen dieses Tollkopfes gesagt?“ — „Nein, Erlaucht, den hat er mir nicht gesagt ... Ach, Erlaucht!“ fuhr ich fort, denn ich erriet die Wahrheit: „Verzeihen Sie ... ich wußte nicht ... waren Sie es am Ende?“ — „Ich war es“, entgegnete der Graf mit einer außergewöhnlich verstimmten Miene: „Und das zerschossene Bild dort ist ein Andenken an unsere letzte Begegnung.“ — „Ach, Liebster,“ rief die Gräfin, „um Gottes Willen,

erzähle es nicht, es ist mir schrecklich, davon zu hören.“ — „Nein, ich muß es erzählen“, erwiderte der Graf: „Er weiß, auf welche Weise ich seinen Freund gekränkt habe, so soll er denn auch wissen, wie Sylvio sich an mir gerächt hat.“ Der Graf rückte mir einen Sessel heran, und mit lebhaftester Spannung lauschte ich folgender Erzählung.

„Ich heiratete vor fünf Jahren. Den ersten Monat, the honeymoon, verbrachte ich hier auf diesem Dorf. Ich verdanke diesem Hause die schönsten Minuten meines Lebens und gleichzeitig eine der allerschwersten Erinnerungen.

Eines Abends ritten wir beide aus; das Pferd meiner Frau bockte: es hatte sich über irgendetwas erschreckt; sie gab mir die Zügel und ging zu Fuß nach Hause. Ich ritt voran. Auf dem Hofe erblickte ich einen Reisewagen; man teilte mir mit, in meinem Kabinett säße ein Mensch, der seinen Namen nicht gesagt, sondern einfach erklärt hätte, daß ihn ein Anliegen zu mir führe. Ich trat in dieses Zimmer hier ein und erblickte in der Dunkelheit einen von Reisestaub bedeckten bärtigen Mann; er stand hier an dieser Stelle vor dem Kamin. Ich näherte mich ihm und versuchte vergeblich, mich an sein Gesicht zu erinnern. ‚Du erkennst mich nicht, Graf?‘ fragte er, und seine Stimme bebte. — ‚Sylvio!‘ rief ich, und ich muß gestehen, ich fühlte, wie mir die Haare plötzlich zu Berge stiegen. — ‚Ich bin es‘, fuhr er fort: ‚Ich habe noch einen Schuß gut und reiste her,

um meine Piſtole abzuſchießen; biſt du bereit?' Ich bemerkte jetzt erſt, daß aus ſeiner Seitentaſche eine Piſtole hervorſchaute. Ich maß zwölf Schritte ab und ſtellte mich dorthin in die Ecke, wobei ich ihn bat, möglichſt ſchnell zu ſchießen, ehe meine Frau zurückkäme. Er zauderte; ſchließlich bat er um Licht. Die Kerzen kamen, ich ſchloß die Türe und gab den Befehl, niemand hereinzulaſſen, darauf bat ich ihn aufs neue, doch endlich zu ſchießen. Er zog die Piſtole aus der Taſche und zielte ... Ich zählte die Sekunden ... Ich dachte nur an meine Frau ... Die Minute war furchtbar! Sylvio ſenkte den Arm. ‚Ich muß bedauern,' ſagte er: ‚daß die Piſtole nicht mit Kirſchkernen geladen iſt ... die Kugel iſt zu ſchwer. Es will mir ſcheinen, daß es kein Duell iſt, das hier ſtattfindet, ſondern ein Totſchlag: ich bin nicht imſtande, auf einen Unbewaffneten zu ſchießen. Fangen wir von neuem an; laſſen wir das Los entſcheiden, wer als erſter ſchießen ſoll.' Mein Kopf drehte ſich ... ich glaube, daß ich mich zunächſt nicht damit einverſtanden erklärte ... Aber endlich wurde noch eine Piſtole geladen; zwei Papiere wurden gefaltet, und er tat dieſe in ſeine Mütze, die ich einſt durchlöchert hatte; ich zog das erſte Los. ‚Du haſt ein teufliſches Glück, Graf', ſagte er mit einem höhniſchen Lächeln, das ich niemals vergeſſen werde. Ich kann freilich auch heute noch nicht verſtehen, was damals mit mir geſchehen war und auf welche Weiſe er mich dazu

brachte ... immerhin ich ſchoß und traf das Bild hier.“ (Der Graf wies bei dieſen Worten auf das zerſchoſſene Bild; ſein Geſicht brannte wie Feuer, die Gräfin war blaſſer als ihr Tuch; ich ſtieß einen Ausruf aus.)

„So ſchoß ich denn“, fuhr der Graf fort: „und traf, Gott ſei Dank, nicht; und nun begann Sylvio ... (und in dieſem Augenblick war er wahrhaft furchtbar), Sylvio begann auf mich zu zielen. Plötzlich öffnet ſich die Türe, Maſcha fliegt herein und ſtürzt mir mit einem Wimmern um den Hals. Ihre Anweſenheit gab mir die Geiſtesgegenwart zurück. ‚Liebſte,‘ ſprach ich zu ihr: ‚ſiehſt du denn nicht, daß wir nur Spaß machen? Wie du dich erſchreckt haſt! Geh, trink ein Glas Waſſer und komm darauf wieder zu uns; ich will dir dann auch meinen alten Freund und Kameraden vorſtellen.‘ Aber Maſcha wollte nicht daran glauben. ‚Sagen Sie, ſpricht mein Mann die Wahrheit?‘ fragte ſie, indem ſie ſich zum drohenden Sylvio wandte: ‚Iſt es wahr, daß Sie nur Spaß treiben?‘ — ‚Er, Gräfin, treibt immer ſeinen Spaß‘, entgegnete Sylvio: ‚Er gab mir einmal aus Spaß eine Ohrfeige, aus Spaß durchlöcherte er mir dieſe Mütze hier, noch ſoeben ſchoß er aus Spaß an mir vorbei; ſo iſt denn auch mir die Luſt gekommen, einmal zu ſpaßen ...‘ Und bei dieſen Worten wollte er wieder auf mich zielen ... trotz ihrer Anweſenheit. Maſcha lag zu ſeinen Füßen. ‚Steh auf, Maſcha, und ſchäm dich!‘ ſchrie

ich, fast toll vor Wut: ‚Und Sie, mein Herr, wollen Sie wohl aufhören, eine arme Frau zu verhöhnen? Werden Sie jetzt schießen oder nicht?‘ — ‚Ich will nicht,‘ entgegnete Sylvio: ‚ich bin befriedigt: sah ich doch deine Verwirrung und deine Zaghaftigkeit; ist es mir doch sogar gelungen, dich zu veranlassen, auf mich zu schießen. Das genügt mir. Du wirst an mich denken. Ich überlasse dich deinem eigenen Gewissen.‘ Mit diesen Worten wandte er sich, um hinauszugehen, machte jedoch in der Türe halt, blickte das zerschossene Bild an und schoß darauf, fast ohne zu zielen, worauf er verschwand. Meine Frau lag in tiefer Ohnmacht. Meine Leute wagten nicht, ihn aufzuhalten, und sahen ihm voll Entsetzen nach; er trat vors Haus, rief seinem Kutscher und fuhr fort, noch eh ich recht meine Geistesgegenwart wiedererlangt hatte.“

Der Graf verstummte. Dies also war das Ende einer Geschichte, deren Anfang mich einstmals so sehr überrascht hatte. Ihrem Helden bin ich nicht mehr begegnet. Man hat mir später erzählt, daß Sylvio zur Zeit des Aufstandes Alexander Ypsilantis eine Abteilung der Heteristen befehligte und in der Schlacht bei Skulleni gefallen sei.

Der Schneesturm

Durch den wildverwehten Schnee
Meine Rosse jagen ...
Seitlings von der Straße seh
Ich die Kirche ragen.

— — — — — — — — — — —

Plötzlich braust ein Schneesturm her;
Dichte Flocken schütten;
Schwärzlich schwingt ein Rabe schwer
Über meinem Schlitten;
Was er krächzt ist nichts als Leid!
Meine Rosse schauen
Achtsam in die Dunkelheit,
Fast erstarrt vor Grauen ...

Schukowskij

Gegen Ende des 1811ten Jahres, in jener Epoche also, die für uns so denkwürdig geworden ist, lebte auf seiner Besitzung Nenaradowo der brave Gawrila Gawrilowitsch R... Seine Gastfreundschaft und Freigebigkeit waren im ganzen Umkreise bekannt, und es verging kein Tag, an dem nicht die Nachbarn ihn besuchten, um bei ihm zu essen und zu trinken oder mit seiner Frau Praskowja Petrowna um fünf Kopeken Boston zu spielen, oder schließlich um die Tochter der beiden, Marja Gawrilowna, anzuschauen, ein schlankes, blasses, siebzehnjähriges Mädchen. Sie galt allgemein als ein reiches Bräutchen, und viele kamen mit der Absicht hin, sie heimzuführen oder für ihre Söhne um sie zu werben.

Marja Gawrilowwnas Erziehung ſtand unter dem Einfluß franzöſiſcher Romane, und daher war es kein Wunder, daß ſie verliebt war. Ihr Erkorener war ein armer Armeeleutnant, der ſich derzeit auf Urlaub befand und ſein Gütchen bewirtſchaftete. Es verſteht ſich von ſelber, daß der junge Mann von gleicher Leidenſchaft verzehrt wurde, und daß die Eltern ſeiner Liebſten dieſe beiderſeitige Neigung bald bemerkten und ihrer Tochter unterſagten, an ihn auch nur zu denken; er wurde in ihrem Hauſe von da ab unfreundlicher als etwa der geringſte verabſchiedete Beiſitzer aufgenommen.

Unſere Liebenden ſtanden in ſtändigem Briefwechſel miteinander und hatten täglich heimliche Zuſammenkünfte in einem Fichtenwäldchen oder bei der alten Kapelle. Dort ſchworen ſie einander ewige Liebe, dort haderten ſie mit dem Schickſal und ſchmiedeten die verſchiedenſten Pläne. Brieflich und mündlich kamen ſie (wie es immer geht) auf dieſe Weiſe nach und nach zu folgender Überlegung: da wir ohne einander nicht mehr atmen können, der Wille unſerer grauſamen Eltern jedoch unſerem Glück entgegenſteht, wäre es nicht vielleicht denkbar, daß wir ſchließlich auf dieſe verzichten könnten? Es iſt klar, daß dieſer glückliche Gedanke zunächſt im Kopfe des jungen Mannes entſtand, und daß er der romantiſchen Phantaſie Marja Gawrilowwnas außergewöhnlich zuſagen mußte.

Der Winter brach an und machte ihren Zuſammen-

künften ein Ende; um so lebhafter wurde nunmehr ihr Briefwechsel. In jedem Briefe flehte Wladimir Nikolajewitsch sie an, endlich die Seine zu werden und sich heimlich mit ihm trauen zu lassen; er schwor ihr, daß sie, nachdem sie sich einige Zeit hindurch verborgen gehalten, sich zu den Füßen der Eltern niederwerfen wollten, und versicherte ihr, daß diese schließlich, von der heroischen Beständigkeit und dem Ungemach der Liebenden gerührt, ihnen zweifellos sagen würden: „Kinder! Kommt in unsere Arme.“

Marja Gawrilowna zauderte lange; sie verwarf immer wieder die verschiedensten Pläne, auf welche Weise die Flucht zu bewerkstelligen wäre. Aber endlich gab sie ihre Einwilligung: sie sollte an dem festgesetzten Tage auf das Abendessen verzichten und sich unter dem Vorwand heftigen Kopfwehs in ihre Gemächer zurückziehen. Ihre Kammerjungfer war in alles eingeweiht worden; die beiden sollten durch die Hintertüre in den Garten, hinter diesem würden sie einen Schlitten finden, in dem sie Platz zu nehmen und auf ihm die fünf Werst zwischen Nenaradowo und dem Dorf Schadrino zurückzulegen hätten; dort angelangt, sollten sie geradewegs vor die Kirche fahren, in welcher Wladimir sie bereits erwarten wollte.

Am Vorabend des entscheidenden Tages fand Marja Gawrilowna während der ganzen Nacht keinen Schlaf; sie packte ihre Sachen, sie legte ihre Wäsche und ihre Kleider zusammen und schrieb schließlich einen langen

Brief an ihre Freundin, die ein sehr empfindsames Fräulein war, und einen zweiten Brief an ihre Eltern. In den allerrührendsten Ausdrücken nahm sie von diesen Abschied, sie entschuldigte ihr Vergehen mit dem unüberwindlichen Trieb ihrer Leidenschaft und schloß damit, daß sie jene Minute für die glücklichste ihres Lebens ansehen wolle, da ihr erlaubt würde, sich zu den Füßen ihrer teuersten Eltern Vergebung zu erflehen. Nachdem sie die beiden Briefe mit ihrem Siegel tulascher Arbeit, auf dem zwei lodernde Herzen mit einer geziemenden Überschrift versehen abgebildet waren, versiegelt hatte, warf sie sich kurz vor der Morgendämmerung aufs Bett und nickte ein; aber sie fand auch jetzt keinen Schlaf, denn furchtbare Traumgesichter weckten sie unabläßig auf. Bald war es ihr, als hielte ihr Vater sie im gleichen Augenblick, da sie in den Schlitten einsteigen wollte, um zur Trauung zu fahren, zurück und zöge sie mit einer qualvollen Schnelligkeit über den Schnee und stieße sie in ein dunkles, bodenloses Erdgewölbe ... und als flöge sie Hals über Kopf mit einem unerklärlichen Ersterben des Herzens herab; bald wieder sah sie ihren Wladimir bleich und blutüberströmt auf dem Grase liegen. Sterbend flehte er sie mit einer durchdringenden Stimme an, sich doch in größter Eile mit ihm trauen zu lassen ... aber es waren auch noch andere grauenhafte und sinnlose Erscheinungen, die an ihr vorüberglitten. Noch blasser als sonst erhob sie sich endlich mit einem schreck-

lichen, völlig ungekünstelten Kopfweh. Der Vater und die Mutter bemerkten ihre Unruhe; ihre zärtliche Aufmerksamkeit und ihre immer wiederkehrenden Fragen: „Was hast du, Mascha? Bist du nicht krank, Mascha?“ zerrissen ihr fast das Herz. Sie gab sich Mühe, sie zu beruhigen und heiter zu erscheinen, jedoch es gelang ihr nicht. Der Abend brach an. Der Gedanke, daß sie heute zum letzten Male im Kreise ihrer Familie wäre, wollte ihr fast das Herz abdrücken. Sie war wie leblos; insgeheim nahm sie von allen Personen und allen Gegenständen, die sie umgaben, Abschied. Es kam die Stunde des Abendessens; ihr Herz klopfte heftig. Mit bebender Stimme sagte sie, sie wolle nicht essen, und begann darauf, sich von Vater und Mutter zu verabschieden. Diese küßten sie und segneten sie, wie sie es immer taten; das Mädchen konnte nur mit Mühe ihre Tränen zurückhalten. Als sie endlich in ihrem eigenen Zimmer war, warf sie sich in einen Sessel und brach in Schluchzen aus. Die Jungfer redete ihr zu, sich doch zu beruhigen und Mut zu fassen. Alles war bereit. Nach einer halben Stunde sollte Mascha auf immer ihr Elternhaus verlassen, ihre Stube und ihr stilles Mädchenleben ... Draußen wütete ein Schneesturm; der Wind heulte, die Fensterläden lärmten und klapperten; wie eine Drohung erschien ihr das und wie eine traurige Vorbedeutung. Nach kurzer Zeit verstummte das ganze Haus in tiefem Schlaf. Mascha hüllte sich in ihren Shawl, warf einen warmen Mantel

über, nahm ihre Schatulle und ging durch die Hintertüre aus dem Hause. Die Jungfer trug die zwei Gepäckstücke. So kamen sie in den Garten. Der Schneesturm hatte keineswegs nachgelassen; der Wind blies ihr ins Gesicht, als wäre es seine Absicht, die junge Sünderin aufzuhalten. Mit Müh und Not erreichten sie die Gartenpforte. Der Schlitten erwartete sie bereits. Die frierenden Pferde wollten nicht länger ruhig stehen; Wladimirs Kutscher mußte sich unablässig an der Deichsel zu schaffen machen, um die unruhigen Tiere zurückzuhalten. Er half dem Fräulein und ihrer Jungfer einsteigen und brachte auch das Gepäck und die Schatulle unter, dann faßte er die Zügel, und in einem Nu flogen die Pferde dahin. — Wir aber wollen, nachdem wir das Fräulein der Führung des Schicksals und der Kunst Tereschkas, des Kutschers, anvertraut haben, uns nunmehr unserem jugendlichen Liebhaber zuwenden.

Wladimir war den ganzen Tag über unterwegs. Am Morgen war er zum Priester von Schadrino gefahren und hatte diesen nur mit großer Mühe zu überreden vermocht; darauf begab er sich zu den benachbarten Gutsbesitzern auf die Suche nach Trauzeugen. Der erste, zu dem er kam, der verabschiedete vierzigjährige Kornett Drawin, willigte mit Vergnügen ein. Er beteuerte, daß dieses Abenteuer ihn an frühere Zeiten und Husarenstreiche erinnere. Er überredete Wladimir, bei ihm zu Mittag zu speisen, und erklärte

ihm, daß es ein Leichtes sein würde, die zwei übrigen Zeugen herbeizuschaffen. Und in der Tat, sogleich nach dem Mittagessen erschien, schnurrbärtig und sporenklirrend, der Feldmesser Schmitt, mit ihm kam der Sohn des Kreishauptmanns, ein sechzehnjähriger Bursche, der erst vor kurzem zu den Ulanen gekommen war. Diese nahmen nicht nur alsbald Wladimirs Anerbieten an, sondern schworen ihm sogar ihre Bereitwilligkeit zu, für ihn ihr Leben zu lassen. Wladimir umarmte sie begeistert und fuhr nach Hause, um seine Vorbereitungen zu treffen.

Die Abenddämmerung war längst hereingebrochen. Er entsandte seinen zuverlässigen Tereschka mit der Troika nach Nenaradowo und gab ihm die genauesten und eingehendsten Verhaltungsmaßregeln mit, für sich selber aber ließ er den kleinen einpferdigen Schlitten anspannen und begab sich allein und ohne Kutscher nach Schadrino, da Marja Gawrilowna nach zwei Stunden dort eintreffen mußte. Die Straße war ihm wohlbekannt, er hatte nicht mehr als zwanzig Minuten zu fahren.

Allein kaum war Wladimir aus dem Dorf ins Freie gekommen, als der Sturm sich erhob und ein solches Schneetreiben begann, daß er nichts mehr im Umkreise erblicken konnte. Nach einer Minute war die Straße völlig verweht; die Umgebung verschwand im trüben gelblichbleichen Dunkel, durch welches unablässig die weißen Schneeflocken fegten; Erde und Himmel waren eines; Wladimir befand sich gleich darauf auf offenem

Felde und gab sich vergebens Mühe, die Straße wieder zu gewinnen; das Pferd tastete sich auf Gutglück vorwärts und mußte bald über Anhöhen klettern, bald wieder stolperte es in eine Grube. Keine Minute verging, ohne daß nicht der Schlitten umstürzte. Wladimirs einzige Sorge war nur, die Richtung nicht zu verlieren. Doch schon war mehr als eine halbe Stunde verstrichen, und er hatte immer noch nicht das Gehölz von Schadrino erreicht. Weitere zehn Minuten vergingen — und noch immer war nichts vom Gehölz zu sehen. Wladimir fuhr jetzt über ein Feld, das von tiefen Gräben durchfurcht war. Der Schneesturm ließ nicht nach, und auch der Himmel wollte sich nicht aufklären. Sein Pferd ermattete nach und nach, und auch er war bereits von Schweiß durchnäßt, trotzdem er unablässig bis an den Gürtel im Schnee stak.

Endlich mußte er erkennen, daß er in der falschen Richtung fuhr. Wladimir hielt an: er überlegte hin und her und kam schließlich zur Überzeugung, daß er mehr nach rechts halten müßte. So fuhr er denn nach rechts. Sein Pferd wollte kaum mehr weiter. Er war bereits mehr als eine Stunde unterwegs. Schadrino mußte ganz in der Nähe sein. Aber immer noch ging es weiter und weiter, und das Feld wollte nicht enden. Immer noch nichts als Gräben und Schneewächten; unablässig schlug der Schlitten um, und unablässig mußte er ihn aufrichten. Die Zeit verging; Wladimir war in großer Unruhe.

Endlich trat auf einer Seite etwas Dunkles hervor. Wladimir lenkte dorthin. Als er näher kam, sah er ein Gehölz. Gott sei Dank, dachte er, jetzt ist es ganz nah. Er fuhr längs des Gehölzes, denn er wußte, daß er entweder sogleich auf die bekannte Straße kommen, oder aber um das Gehölz herumfahren mußte, denn Schadrino lag gleich dahinter. Bald darauf fand er die Straße und fuhr in das Dunkel der Bäume, die der Winter entblättert hatte. Hier konnte der Sturm nicht so wüten, darum war auch die Straße leichter fahrbar; das Pferd wurde munterer, und auch Wladimir beruhigte sich.

Aber er fuhr und fuhr, und kein Schadrino zeigte sich; das Gehölz nahm kein Ende. Mit Schaudern bemerkte Wladimir, daß er in einen unbekannten Wald geraten war. Er war ganz verzweifelt. Er schlug aufs Pferd ein; das arme Geschöpf versuchte, sich in Trab zu setzen, aber nicht lange, und es versagte, und nach einer Viertelstunde ging es trotz aller Anstrengungen des unglücklichen Wladimir nur mehr im Schritt.

Endlich lichteten sich die Bäume, und Wladimir ließ den Wald hinter sich, aber vor ihm lag kein Schadrino. Es mußte bereits gegen Mitternacht sein. Die Tränen sprangen ihm aus den Augen; er fuhr jetzt nur noch aufs Geratewohl dahin. Das Unwetter ließ nach, die Wolken teilten sich; vor seinen Augen breitete sich eine von einem weißen, schöngewellten Teppich bedeckte Ebene. Die Nacht war ziemlich klar. Er gewahrte

ein Dörfchen in der Nähe, das aus vier oder fünf Gebäuden bestand. Wladimir fuhr hin. Kaum hatte er die erste Hütte erreicht, da sprang er aus dem Schlitten, eilte zum Fenster und begann zu klopfen. Nach einigen Minuten wurde der hölzerne Fensterladen aufgemacht, und in der Öffnung zeigte sich ein alter Mann mit grauem Bart. „Was willst du?“ — „Ist es noch weit bis Schadrino?“ — „Ob es noch weit bis Schadrino ist?“ — „Freilich! Ob es noch weit ist?“ — „Nicht schlimm: an die zehn Werst.“ Als Wladimir diese Antwort hörte, raufte er sich die Haare und stand regungslos da wie ein zum Tode Verurteilter.

„Von wo kommst du?“ fuhr der Alte fort. Wladimir war es nicht danach, jetzt auf Fragen zu antworten. „Sag mal, Alter,“ sagte er, „kannst du mir Pferde verschaffen, um nach Schadrino zu kommen?“ — „Was da, Pferde bei uns“, entgegnete der Bauer. — „Könnte ich wenigstens einen Führer bekommen? Ich zahle wieviel er verlangt.“ — „Wart' mal,“ meinte der Alte, den Fensterladen zuschlagend, „ich schick dir meinen Sohn, er wird dich führen.“ Wladimir wartete. Noch war keine Minute verstrichen, da klopfte er aufs neue. Der Fensterladen ging auf, und der Bart kam aufs neue zum Vorschein. „Was willst du?“ — „Nun, und dein Sohn?“ — „Kommt gleich, zieht sich nur die Stiefel an. Wenn du kalt hast, komm herein, wärm dich.“ „Danke; schick mir nur schneller deinen Sohn heraus.“

Die Pforte knarrte; ein Bursche mit einem Knüppel trat heraus und ging voran; er wies den Weg und fand ihn immer, obwohl die Schneewächten ihn oft versteckten. „Wie spät ist es?“ fragte Wladimir. — „Es wird bald dämmern“, entgegnete der junge Bauer. Wladimir vermochte kein Wort mehr zu sagen.

Die Hähne krähten, und es war bereits hell, als sie Schadrino erreichten. Die Kirche war verschlossen. Wladimir entlohnte den Führer und fuhr zum Haus des Priesters. Sein Dreigespann stand nicht auf dem Hof. Und welch eine Nachricht erwartete ihn!

Doch kehren wir wieder zu unseren braven Nenaradowschen Gutsbesitzern zurück, und schauen wir, was sich inzwischen bei ihnen ereignet hat.

Eigentlich nichts von Belang.

Nachdem die Eltern erwacht waren, gingen sie wie immer ins Speisezimmer, Gawrila Gawrilowitsch in seiner Nachtmütze und warmen Joppe, Praskowja Petrowna dagegen im wattierten Schlafrock. Der Ssamowar kam, und Gawrila Gawrilowitsch schickte die Jungfer, zu erfahren, wie Marja Gawrilowna sich befände und wie sie geruht hätte. Die Jungfer kehrte zurück und meldete, daß das Fräulein sehr schlecht geschlafen hätte, doch daß es ihr jetzt besser ginge und daß sie gleich erscheinen würde. Und in der Tat öffnete sich alsbald die Türe, und Marja Gawrilowna trat ein, um Vater und Mutter zu begrüßen.

„Was macht dein Kopf, Mascha?“ fragte Gawrila

Gawrilowitsch. — „Schon besser, Papa“, entgegnete Maschа. — „Du hast sicher gestern zu viel Ofendunst eingeatmet, Maschа“, meinte Praskowja Petrowna.— „Kann sein, Mama“, entgegnete Maschа.

Ruhig verging der Tag, zur Nacht aber wurde Maschа sehr krank. Man schickte in die Stadt nach dem Doktor. Er traf ein, als die Kranke bereits im hohen Fieber lag. Es war ein heftiger Fieberanfall, und zwei Wochen lang schwebte die arme Kranke am Rande des Grabes.

Niemand im Hause wußte auch nur das geringste von der beabsichtigten Flucht. Die Briefe, tags zuvor geschrieben, waren längst verbrannt, und die Zofe sprach zu keinem Menschen ein Sterbenswörtchen, da sie den Zorn ihrer Herrschaft fürchten mußte. Der Priester, der verabschiedete Kornett, der schnurrbärtige Landmesser und der kleine Ulan waren zurückhaltend und hatten wohl auch Grund dazu. Tereschka, der Kutscher, hingegen sprach niemals ein übriges Wort, nicht einmal, wenn er betrunken war. Auf diese Weise wurde das Geheimnis bewahrt, obwohl die Zahl der Verschworenen ein halbes Dutzend überstieg. Zwar verriet Marja Gawrilowna in ihren unablässigen Fieberreden selber ihr Geheimnis. Doch da ihre Worte völlig unwahrscheinlich klangen, entnahm die Mutter, die nicht von dem Krankenlager wich, ihnen nur, daß ihre Tochter sterblich in Wladimir Nikolajewitsch verliebt sei, und daß aller Wahr-

scheinlichkeit nach die Ursache dieser Krankheit Liebe sei. Sie beriet sich mit ihrem Gatten und einigen Nachbarn, und schließlich wurde einstimmig beschlossen, dies wäre augenscheinlich Marja Gawrilownas Schicksal, und man könnte dem Erkorenen nicht einmal zu Pferde entrinnen, Armut sei kein Laster, und man habe nicht mit dem Reichtum, sondern mit dem Menschen zu leben und dergleichen mehr. Diese moralischen Redensarten können in Fällen, in denen wir selber nichts Rechtes zu unserer Rechtfertigung ersinnen können, manchmal von erstaunlichem Nutzen sein.

Derweilen genas das Fräulein nach und nach. Wladimir hatte sich im Hause Gawrila Gawrilowitschs lange nicht mehr blicken lassen. Der Empfang, den er dort immer gefunden, hatte ihn wohl abgeschreckt. So wurde denn beschlossen, ihn holen zu lassen, um ihm das unerwartete Glück mitzuteilen, daß man ihm die Einwilligung zur Ehe nicht länger vorenthalte. Wie groß jedoch war das Erstaunen der Nenaradowschen Gutsbesitzer, als sie einen halb tollen Brief von ihm als Antwort auf ihre Einladung erhielten! Er erklärte ihnen darin, daß sein Fuß niemals wieder ihr Haus betreten würde, und bat, den Unseligen zu vergessen, dem als einzige Hoffnung nur noch der Tod geblieben sei. Wenige Tage darauf erfuhren sie, daß Wladimir zur Armee abgereist wäre. Dies alles geschah im Jahre 1812.

Noch lange danach wagte es keiner, diesen Umstand

der geneſenden Maſcha mitzuteilen. Sie ſelber erwähnte Wladimirs Namen niemals. Aber einige Monate darauf fiel ſie, als ſie ſeinen Namen unter der Zahl derjenigen fand, die ſich bei Borodino ausgezeichnet hatten und ſchwer verwundet worden waren, in Ohnmacht, und man fürchtete, das Fieber könnte ſie aufs neue packen. Allein die Ohnmacht hatte, Gott ſei dank, keine üblen Folgen.

Dagegen ſuchte ein anderer Kummer ſie heim: Gawrila Gawrilowitſch ſtarb und ließ ſie als Erbin ſeiner Beſitztümer zurück. Aber das Erbe war ihr kein Troſt: ſie teilte den bitteren Kummer der armen Praſkowja Petrowna und ſchwur, ſich niemals von ihr trennen zu wollen; beide verließen Nenaradowo, den Ort ſo vieler trauriger Erinnerungen, und begaben ſich auf das . . . ſche Gut, um fürderhin dort zu leben.

Allein auch dort gab es viele Bewerber, die das liebenswürdige und reiche Bräutchen umſchwirrten; doch gab ſie keinem einzigen von dieſen jemals auch nur zur geringſten Hoffnung Anlaß. Die Mutter redete ihr zwar gelegentlich zu, ſich doch nach einem Kameraden umzuſehen, aber Marja Gawrilowna ſchüttelte ſtets den Kopf und wurde nachdenklich. Wladimir war längſt nicht mehr am Leben; er war kurz vor dem Einzug der Franzoſen in Moskau geſtorben. Sein Andenken ſchien Marja heilig zu ſein; ſie hatte alles, was an ihn erinnern konnte, ſorgfältig aufgehoben: die Bücher, die er einſtmals geleſen, ſeine Zeichnungen,

aber auch die Noten und die Gedichte, die er für sie abgeschrieben hatte. Die Nachbarn, die natürlich alles wußten, wunderten sich über eine so große Beständigkeit und erwarteten voll Neugierde jenen Helden, der schließlich und endlich über die traurige Treue der jungfräulichen Artemis obsiegen mußte.

Der Krieg war unterdessen ruhmreich zu Ende geführt worden. Unsere Regimenter kehrten aus dem Ausland zurück. Das Volk strömte ihnen entgegen. Die Musik spielte die während des Feldzuges erlernten neuen Lieder: Vive Henri-Quatre, Tiroler Walzer und Arien aus der Joconde. Die Offiziere, die zu Beginn des Krieges noch fast als Jünglinge ins Feld gezogen waren, kehrten, in der Luft des Kampfes zu Männern gereift, mit Orden geziert, zurück. Heiter plauderten die Soldaten miteinander und mengten unablässig in ihre Rede deutsche und französische Worte. Unvergeßliche Zeit! Zeit des Ruhmes und des Rausches! Wie stark pochte das russische Herz beim Namen Vaterland! Wie süß waren die Tränen des Wiedersehens! Mit welcher Eintracht verbanden wir damals das Gefühl des Nationalstolzes mit der Liebe zum Herrscher! Und für diesen selber — welch eine Minute für ihn!

Die Frauen, die russischen Frauen, waren damals unvergleichlich. Ihre gewöhnliche Kühle war verschwunden. Ihre Begeisterung war wahrhaft berauschend, zumal als sie, die Sieger begrüßend, hurra riefen

„Und in die Luft die Hauben warfen".

Ist wohl einer unter den damaligen Offizieren, der nicht gestehen wollte, daß er seine beste, seine köstlichste Belohnung von der russischen Frau erhielt?

In jener glanzvollen Periode lebte Marja Gawrilowna mit ihrer Mutter im ... Gouvernement und sah wenig davon, wie die beiden Hauptstädte die Rückkehr der Heere feierten. Freilich war die allgemeine Begeisterung in den Landkreisen und Dörfern vielleicht noch stärker. Wenn nämlich ein Offizier an diesen Orten erschien, so war es ein wahrhafter Triumphzug für ihn, und schlecht ging es in seiner Nachbarschaft dem Liebhaber im Frack.

Wir erwähnten bereits, daß Marja Gawrilowna trotz ihrer Kälte nach wie vor von Bewerbern umringt wurde. Aber sie alle mußten abtreten, als der verwundete Oberst Burmin mit dem Georg im Knopfloch in ihrem Palais auftauchte; er war, wie die dortigen Fräuleins sich ausdrückten, von einer besonders interessanten Blässe. Er mochte gegen sechsundzwanzig Jahre alt sein. Er war auf seine Güter beurlaubt, die in der Nachbarschaft von Marja Gawrilownas Besitzung lagen. Marja Gawrilowna zeichnete ihn sehr aus. Ihre gewöhnliche Versonnenheit belebte sich ein wenig, wenn er in ihrer Nähe war. Man konnte nicht sagen, daß sie mit ihm kokettiert hätte; doch wäre ein Dichter, ihr Benehmen gewahrend, sicherlich in folgende Worte ausgebrochen:

Se amor non é, che dunche? ...

Burmin war in der Tat ein sehr liebenswürdiger junger Mann. Er verfügte über jenen Geist, der den Frauen so gut gefällt: der Geist des Anstandes und der Aufmerksamkeit, niemals fordernd und ewig sorglos spöttisch. Sein Verhalten Marja Gawrilowna gegenüber war frei und einfach; allein, was immer diese auch sagen oder tun mochte, seine Seele und seine Blicke folgten ihr hartnäckig. Er schien von stiller und bescheidener Gemütsart zu sein, obwohl ihm das Gerücht nachsagte, daß er vormals ein schrecklicher Taugenichts gewesen, doch schadete ihm dieser Umstand bei Marja Gawrilowna nicht im mindesten, denn diese wie überhaupt alle jungen Damen entschuldigte mit Vergnügen all die Schelmereien, die von Verwegenheit sprachen und von einem leichtentflammbaren Charakter.

Am meisten jedoch ... (und zwar mehr als seine Zartheit, mehr als seine angenehme Unterhaltung, mehr als seine interessante Blässe, ja mehr noch als sein verbundener Arm) — am heftigsten wurden ihre Neugierde und ihre Phantasie von der Schweigsamkeit des jungen Husaren angeregt. Sie konnte es sich nicht länger verhehlen, daß sie ihm außergewöhnlich gut gefiel; und vermutlich hatte auch er bei seinem Verstande und seiner Erfahrung bereits die Beobachtung machen können, daß sie ihn auszeichnete; wie also kam es, daß sie ihn immer noch nicht zu ihren Füßen erblickt und noch immer nicht sein Geständnis

zu Ohren bekommen hatte? Was hielt ihn wohl zurück? War es die Scheu, die unzertrennbar von wahrer Liebe ist, war es Stolz oder gar nur das Spiel eines schlauen Wüstlings? Dies war ein Rätsel für sie. Nachdem sie sich den Fall gehörig überlegt hatte, kam sie zum Entschluß, daß der einzige Grund hierzu seine Scheu war, und beschloß darum, ihn durch noch größere Aufmerksamkeit, ja, wenn die Gelegenheit es ergeben sollte, ihn sogar durch Zärtlichkeit aufzumuntern. Sie war auf die allerunwahrscheinlichste Lösung des Geheimnisses gefaßt und erwartete voll Ungeduld die Minute seiner romantischen Erklärung. Jedes Geheimnis, es sei wie es wolle, lastet immer auf dem weiblichen Herzen. Ihre Strategie hatte den gewünschten Erfolg: Burmin wurde zum mindesten so ungemein nachdenklich und heftete seine schwarzen Augen mit solchem Feuer auf Marja Gawrilowna, daß es den Anschein erwecken mußte, die entscheidende Minute sei bereits sehr nahe herangerückt. Die Nachbarn sprachen schon von der Hochzeit, als von einer beschlossenen Tatsache, und die gute Praskowja Petrowna freute sich, daß ihre Tochter endlich einen Bräutigam gefunden, der ihrer würdig war.

Die alte Dame saß eines Tages im Wohnzimmer und legte eine Grande-Patience, als Burmin das Gemach betrat und sich sogleich nach Marja Gawrilowna erkundigte. „Sie ist im Garten," entgegnete die Alte, „gehen Sie nur zu ihr, ich werde derweilen hier auf

Sie warten.“ Burmin verließ sie, die Alte aber bekreuzigte sich und dachte: vielleicht geht die Sache heute zu Ende!

Burmin fand Marja Gawrilowna am Teich, wo sie in ihrem weißen Tuch, ein Buch in der Hand, unter einer Weide wie eine wirkliche Romanheldin stand. Nachdem die ersten Fragen beantwortet waren, unterließ es Marja Gawrilowna mit einer gewissen Absicht, das Gespräch weiter im Gang zu halten, und verstärkte hierdurch die beiderseitige Verwirrung nur noch mehr, so daß, um sie zu lösen, nur noch eine plötzliche und entscheidende Erklärung möglich war. Das geschah auch: Burmin, der die ganze Schwierigkeit seiner Lage empfand, teilte ihr mit, daß er schon längst nach einer Gelegenheit gesucht hätte, ihr sein Herz zu enthüllen, und bat um eine Minute der Aufmerksamkeit. Marja Gawrilowna schloß das Buch und schlug zum Zeichen des Einverständnisses die Augen nieder.

„Ich liebe Sie“, sagte Burmin: „Ich liebe Sie mit aller Leidenschaft ...“ (Marja Gawrilowna errötete und senkte den Kopf noch ein wenig tiefer.) „Ich handelte unvorsichtig, als ich mich der lieben Gewohnheit hingab, der Gewohnheit, Sie täglich zu sehen und zu hören ...“ (Marja Gawrilowna mußte hierbei an den ersten Brief des St. Preux denken.) „Es ist bereits zu spät, mich meinem Schicksal zu widersetzen; die Erinnerung an Sie, Ihr liebliches und unvergleichliches Bildnis wird von nun ab die Qual und die

Freude meines Lebens sein; und so bleibt mir jetzt nur noch das eine, Ihnen zur Erfüllung einer schrecklichen Pflicht ein gräßliches Geheimnis zu enthüllen und zwischen uns beiden eine unüberwindliche Schranke aufzurichten ..." — „Die hat immer schon bestanden", unterbrach ihn Marja Gawrilowna lebhaft: „Ich hätte niemals Ihre Frau werden können . . ." — „Ich weiß es", entgegnete er still: „Ich weiß, daß Sie einmal geliebt haben, aber der Tod und drei Jahre der Klage ... Teure Geliebte, Marja Gawrilowna, nehmen Sie mir nicht den letzten Trost: den Gedanken, daß Sie vielleicht einverstanden gewesen wären, mein Glück zu teilen, wenn ..." — „Schweigen Sie, um Gottes willen, schweigen Sie. Sie peinigen mich." — „Ja, ich weiß es, ich fühle es, daß Sie die Meine hätten werden können, aber — ich bin das unseligste Geschöpf ... ich bin verheiratet."

Marja Gawrilowna blickte ihn überrascht an.

„Verheiratet bin ich", fuhr Burmin fort: „Ich bin bereits das vierte Jahr verheiratet und weiß nicht, wer meine Frau ist und wo sie weilt und ob es mir jemals beschieden sein wird, mit ihr zusammenzutreffen!"

„Was sagen Sie da?" rief Marja Gawrilowna: „Wie seltsam das ist! Aber fahren Sie fort; ich muß Ihnen nachher etwas erzählen ... fahren Sie fort, seien Sie so gut."

„Es war zu Beginn des 1812ten Jahres", erzählte Burmin: „Ich eilte gerade nach Wilna, wo sich da-

mals mein Regiment befand. Eines Abends langte ich auf einer Poststation spät an und erteilte gerade den Befehl, die frischen Pferde möglichst schnell anzuspannen, als sich plötzlich ein furchtbarer Schneesturm erhob und der Aufseher und die Kutscher mir sogleich rieten, noch ein wenig zu warten. Ich ließ mich überreden, obwohl eine unerklärliche Unruhe von mir Besitz ergriff; mir war, als würde ich von unsichtbarer Hand auf etwas zugestoßen. Das Wüten des Schneesturms draußen ließ nicht nach; schließlich hielt ich es nicht länger aus und befahl aufs neue anzuspannen und fuhr mitten im Sturm davon. Mein Kutscher faßte den Entschluß, über den Fluß zu fahren, was unseren Weg um drei Werst verkürzen mußte. Da die Ufer völlig verschneit waren, fuhr der Kutscher an der Stelle, auf der man sonst abbiegt, um wieder die Straße zu gewinnen, vorbei, und unverhofft befanden wir uns plötzlich in einer unbekannten Gegend. Der Sturm wollte immer noch nicht nachlassen; da sah ich ein Licht und befahl dem Kutscher, darauflos zu fahren. Wir kamen bald danach in ein Dorf; in der Dorfkirche war Licht. Die Kirchentür stand offen; hinter der Kirchenmauer hielten mehrere Schlitten; unter dem Portal bewegten sich einige Menschen. „Hierher! Hierher!“ riefen Stimmen. Ich befahl dem Kutscher, dorthin zu fahren. „Ich bitte dich, wo warst du so lange?“ redete mich jemand an: „Die Braut liegt in tiefer Ohnmacht; der Priester weiß nicht mehr,

was tun; wir waren schon drauf und dran heimzufahren. Komm schnell.“ Stumm sprang ich aus dem Schlitten und trat in die Kirche, die von zwei oder drei Kerzen düster erleuchtet war. Auf einer Bank in einer dunklen Kirchenecke saß ein Mädchen; eine andere rieb ihr die Schläfen. „Gott sei Dank!“ sprach diese: „Endlich sind Sie gekommen. Sie hätten fast unser Fräulein getötet.“ Und schon näherte sich mir der bejahrte Priester mit der Frage: „Belieben Sie, daß wir beginnen?“ — „Beginnen Sie nur, beginnen Sie, Hochwürden“, entgegnete ich zerstreut. Man richtete das Mädchen auf. Sie schien mir hübsch zu sein ... Unbegreiflicher, unverzeihlicher Leichtsinn ... ich stellte mich neben sie vor den Altar: der Priester hatte große Eile; die drei Männer und die Jungfer stützten die Braut, und waren lediglich mit ihr beschäftigt. So wurden wir getraut. „Jetzt müßt ihr euch küssen“, sagte jemand. Meine Gemahlin wendete mir ihr bleiches Gesicht zu. Ich wollte sie küssen ... Da schrie sie: „O weh, es ist nicht er! Nicht er ist's!“ und stürzte besinnungslos nieder. Die erschreckten Augen der Zeugen lagen auf mir. Ich drehte mich um, verließ unbehindert die Kirche, sprang in den Wagen und schrie: „Vorwärts!“

„Mein Gott!“ rief Marja Gawrilowna: „und Sie wissen also nicht, was aus Ihrer armen Gemahlin geworden ist?“

„Ich weiß nichts von ihr,“ entgegnete Burmin, „ich

weiß nicht einmal, wie das Dorf heißt, in dem ich getraut wurde, und erinnere mich auch nicht, welche Poststation es war, von der ich abfuhr. Zu jener Zeit legte ich meinem verbrecherischen Streich so wenig Bedeutung bei, daß ich sogar, gleich nachdem die Kirche hinter mir lag, eingeschlafen bin und erst am nächsten Morgen erwachte, als wir bereits die dritte Posthaltestelle erreicht hatten. Der Diener, den ich damals bei mir hatte, fiel während des Feldzuges, so daß ich nicht die geringste Hoffnung mehr habe, jene wiederzufinden, der ich so grausam mitgespielt habe, und die jetzt so grausam an mir gerächt ist."

„Mein Gott, mein Gott!" rief Marja Gawrilowna und ergriff seine Hände: „Sie also waren es! und Sie erkennen mich nicht?"

Burmin erblaßte ... und lag zu ihren Füßen...

Der Sargmacher

Sehn wir nicht Särge jedes Jahr
Wie welken Weltalls graue Haare?
Derschawin

Des Sargmachers Adrian Prochorow letztes Hab und Gut wurde auf den Leichenwagen gestapelt, und die zwei dürren Klepper schleppten sich zum viertenmal von der Basmannaja nach der Nikitskaja, denn nach dorthin zog der Sargmacher mitsamt seinem ganzen Hause um. Er schloß den Laden und begab sich, nachdem er zuvor an das Haus eine Bekanntmachung genagelt hatte, es wäre zu verkaufen oder zu vermieten, zu Fuß nach seiner neuen Behausung. Aber als er sich dem gelben kleinen Hause, das schon so lange seine Einbildung verlockt und das er schließlich für eine anständige Summe erworben hatte, näherte, da fühlte der alte Sargmacher plötzlich nicht ohne Verwunderung, daß in seinem Herzen keine Freude war. Und als er gar die noch ungewohnte Schwelle überschritt und in seiner neuen Wohnung nichts als Wirrwarr vorfand, da seufzte er fast seinem verwitterten Häuschen nach, denn im Laufe von achtzehn Jahren hatte dort die allerstrengste Ordnung geherrscht; er begann auf seine zwei Töchter und die Bedienerin ihrer Saumseligkeit wegen zu schelten und legte selber mit Hand an. Die Ordnung war bald hergestellt; der Schrein mit den Heiligenbildern, der Geschirr-

schrank, Tisch, Sofa und Bett standen in den gehörigen Ecken des hinteren Zimmers; Küche aber und Wohnzimmer wurden von den Erzeugnissen des Hausherrn gefüllt: Särge in den mannigfaltigsten Farben und in jeder Größe, ebenso aber Schränke, voll von Trauerhüten, Trauergewändern und Fackeln. Über dem Haustor prangte ein Schild, auf dem ein Amor dargestellt war, in der Hand eine zur Erde gesenkte Fackel, die Unterschrift aber lautete: „Särge, einfache und angestrichene, werden hier verkauft und tapeziert, auch verliehen, und alte werden wieder neu hergerichtet.“ Die Mädchen gingen in ihr Zimmer; Adrian aber schritt durch seine ganze Behausung, endlich nahm er am Fenster Platz und befahl, den Ssamowar aufzutragen.

Der aufgeklärte Leser weiß, daß sowohl Shakespeare wie auch Walter Scott ihre Grabgräber als lustige und schelmische Menschen schilderten, um unsere Phantasie durch diesen Kontrast nur noch heftiger zu treffen. Wir jedoch wollen aus Respekt vor der Wahrheit ihrem Beispiel nicht folgen und sind gezwungen, zu bekennen, daß die Lebensart unseres Sargmachers seinem düsteren Gewerbe völlig entsprach. Adrian Prochorow war meistens finster und nachdenklich. Sein Schweigen unterbrach er eigentlich nur, um auf seine Töchter zu pochen, wenn er sah, daß sie untätig durchs Fenster auf die Vorübergehenden guckten, oder um für seine Erzeugnisse jenen, die das

Unglück (oder auch zuweilen das Vergnügen) hatten, ihrer zu benötigen, gesalzene Preise abzufordern. Und so saß denn Adrian am Fenster und trank, wie es seine Gewohnheit war, die siebente Tasse Tee, ganz versunken in seine sorgenvollen Gedanken. Er dachte an den Platzregen, der, eine Woche war es her, alle Personen, die zur Beerdigung des verabschiedeten Brigadiers gekommen waren, noch vor dem Schlagbaum überrascht hatte. Viele Gewänder waren nachher eingeschrumpft, und viele Hüte hatten Krümmungen bekommen. Er sah unvermeidbare Ausgaben bevor, denn sein uralter Vorrat an Gewändern zu Leichenbegängnissen geriet allmählich in einen kläglichen Zustand. Freilich hoffte er, diesen Verlust durch die alte Kaufmannsfrau Trjuchina wieder hereinzubringen, denn diese lag bereits seit Jahresfrist im Sterben. Aber es war ein entferntes Stadtviertel, in dem die Trjuchina ihrem Ableben entgegensah, und Prochorow fürchtete, daß die Erben, entgegen ihrem Versprechen, zu lässig sein würden, ihn aus einer solchen Entfernung holen zu lassen, und daß sie am Ende mit einem näher wohnenden Lieferanten handelseins werden könnten.

Diese Gedanken wurden unversehens durch ein dreimaliges freimaurerisches Klopfen unterbrochen. „Wer da?“ fragte der Sargmacher. Die Tür ging auf, und mit fröhlicher Miene trat ein Mann, dem man bereits auf den ersten Blick den deutschen

Handwerker ansah, ins Zimmer und näherte sich dem Sargmacher. „Um Vergebung, mein werter Herr Nachbar," sagte er mit einer Aussprache des Russischen, die wir auch heute noch nicht, ohne lachen zu müssen, hören können. „Um Vergebung, daß ich Sie störe . . . ich beeilte mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich bin ein Schuster meines Gewerbes und heiße Gottlieb Schulz, ich wohne auf der anderen Seite der Straße in jenem Häuschen, das Ihren Fenstern gerade gegenüberliegt. Und morgen, da feiere ich meine Silberhochzeit, und wollte Sie und Ihre Töchter gebeten haben, bei mir Ihre Mittagsmahlzeit einzunehmen." Diese Einladung wurde wohlwollend angenommen. Der Sargmacher forderte den Schuster auf, Platz zu nehmen und eine Tasse Tee zu trinken, und schon bald darauf war, dank Gottlieb Schulzens offenherzigem Wesen, ein freundschaftliches Gespräch im Gange. „Wie steht es mit dem Handel von Euer Liebden?" fragte Adrian. — „Hm," entgegnete Schulz, „so so, ich kann nicht klagen. Allerdings hält meine Ware keinen Vergleich mit der Ihrigen aus: der Lebende kann auf Stiefel verzichten, der Tote aber kann nicht ohne Sarg ableben." — „Wahr, wahr," warf Adrian ein, „doch wenn der Lebende kein Geld hat, um sich Stiefel zu kaufen, dann ist das nicht zu ändern, dann geht er eben barfuß; der Tote aber, der nichts hat, der nimmt sich eben seinen Sarg ohne Bezahlung." Und auf diese Weise setzte sich das

Gespräch noch einige Zeit hindurch fort, bis endlich der Schuster aufstand und vom Sargmacher Abschied nahm, wobei er nicht versäumte, seine Einladung zu wiederholen.

Pünktlich um die zwölfte Stunde des anderen Tages schritten der Sargmacher und seine Töchter durch das Pförtchen des neuerworbenen Hauses und begaben sich zum Nachbarn. Aber weder gedenke ich hier Adrian Prochorows russischen Kaftan noch Akulinas und Darjas europäisierte Kleider zu beschreiben und weiche in diesem Falle von den zur Gewohnheit gewordenen Gepflogenheiten der gegenwärtigen Erzähler ab. Dennoch halte ich es nicht für überflüssig hinzuzufügen, daß die beiden Mädchen gelbe Hüte trugen und rote Schuhe angezogen hatten, was von ihnen nur bei besonders feierlichem Anlaß getan wurde.

Die enge Wohnung des Schusters war voller Gäste, es waren zum größten Teile deutsche Handwerker, die ihre Frauen und ihre Gesellen mitgebracht hatten. Die russische Beamtenschaft war durch einen Polizeiwächter vertreten, den Finnländer Jurko, der, ungeachtet seiner bescheidenen Stellung, es dennoch verstanden hatte, das besondere Wohlwollen des Hausherrn zu erringen. Mit Treu und Glauben, wie jener Postillon des Pogorjelskij, versah er schon fünfundzwanzig Jahre lang seinen Posten. Als die Feuersbrunst des Jahres 1812 die Hauptstadt vernichtete, ging auch sein erbärmliches Hüttchen mit drauf. Aber

als der Feind vertrieben worden war, erstand auf der gleichen Stelle ein neues Häuschen, grau mit weißen Kolonnen im dorischen Stile, und ausgerüstet mit seiner „Hellebarde“ und dem „Panzer aus Bauerntuch“ schritt Jurko wiederum auf und ab davor. Die meisten Deutschen, die in der Nähe des Nikitatores wohnten, kannten ihn: manch einem von ihnen war es bereits zugestoßen, die Nacht vom Sonntag auf Montag bei Jurko verbringen zu müssen. Adrian schloß mit ihm, als mit einem Manne, den man früher oder später doch nötig haben würde, sogleich nähere Bekanntschaft, und setzte sich, als die Gäste darauf zu Tisch gebeten wurden, neben ihn. Herr und Frau Schulz und ihre Tochter, das siebzehnjährige Lottchen, speisten mit ihren Gästen am gleichen Tische, bewirteten sie eifrig und halfen gleichzeitig der Köchin auftragen. Bier floß in Strömen. Jurko aß für vier, und Adrian stand ihm in nichts nach, seine Töchter jedoch zierten sich; das in der Hauptsache deutsch geführte Gespräch wurde von Stunde zu Stunde geräuschvoller. Plötzlich bat der Hausherr um Aufmerksamkeit und rief, einer gut versiegelten Flasche den Hals brechend, laut und in russischer Sprache: „Auf die Gesundheit meiner guten Luise!“ Der Halbchampagner schäumte. Zärtlich drückte der Hausherr einen Kuß auf das frische Gesicht seiner vierzigjährigen Freundin, und geräuschvoll tranken die Gäste auf die Gesundheit der guten Luise. „Auf die Gesundheit

meiner lieben Gäste!“ rief der Hausherr und öffnete die zweite Flasche — und die Gäste bedankten sich, indem sie aufs neue ihre Becher leerten. Und nun folgte eine Gesundheit der anderen; man trank auf das Wohl eines jeden einzelnen der Gäste, man trank auf das Wohl Moskaus und eines ganzen Dutzends deutscher Städtchen, man trank auf das Wohl sämtlicher Innungen im allgemeinen und einer jeden einzelnen im besonderen, und man trank auf die Meister und auf ihre Gesellen. Adrian trank mit großem Eifer und war schließlich so lustig geworden, daß er selber einen scherzhaften Trinkspruch ausbrachte. Zuguterletzt schwenkte einer der Gäste, ein dicker Bäcker, seinen Becher und schrie: „Die Gesundheit derer, für die wir arbeiten, unserer Kundleute!“ Freudig und einmütig, wie alle zuvor, wurde auch dieser Vorschlag aufgenommen. Die Gäste verbeugten sich voreinander, der Schneider vor dem Schuster, der Schuster vor dem Schneider, der Bäcker vor beiden, und alle anderen vor dem Bäcker, und so ging es weiter. Und durch den Wirbel dieser allgemeinen Verbeugungen schrie Jurko, sich zu seinem Nachbarn wendend: „Nun, und du? trink, Väterchen, auf die Gesundheit deiner Toten!“ Die anderen brachen in ein Gelächter aus, aber der Sargmacher, der sich für gekränkt hielt, runzelte die Brauen. Allein niemand bemerkte es, die Gäste fuhren fort zu zechen, und erst als die Abendglocken zu läuten begannen, erhob man sich vom Tisch.

Es war schon spät, als die Gäste gingen; die meisten von ihnen waren angeheitert. Jurko wurde von dem dicken Bäcker und einem Buchbinder, dessen Antlitz rötlich wie ein Saffianeinband glühte, unter den Armen gefaßt und zu seinem Häuschen geschleppt, wobei sie in diesem Falle die Weisheit des russischen Sprichwortes befolgten: Schulden werden schön, wenn man sie zahlt. Betrunken und ärgerlich kam der Sargmacher nach Hause. „Was soll das, wahrhaftig?“ sprach er laut. „Worin ist mein Gewerbe weniger ehrenhaft als das der anderen? Oder ist der Sargmacher etwa ein Bruder des Henkers? Worüber lachten die Heiden? Es war meine Absicht, sie zur Einweihung der neuen Wohnung einzuladen und ein großes Gelage zu veranstalten, aber nichts dergleichen jetzt! Ich will die einladen, für die ich arbeite: die rechtgläubigen Toten will ich einladen.“ — „Was soll das, Väterchen?“ unterbrach ihn die Bedienerin, die ihm derweilen die Stiefel auszog: „Was schwatzest du da? Bekreuzige dich! Tote zur Einweihung der neuen Wohnung zu laden! Hat man so was gehört!“ — „So wahr mir Gott helfe, ich will sie einladen,“ fuhr Adrian fort, „und zwar schon auf morgen. Erweist mir die Ehre, meine Wohltäter, und kommt morgen mich besuchen; ich will euch vorsetzen, was Gott beschеert hat.“ Nachdem er diese Worte gesprochen, warf sich der Sargmacher auf sein Bett und schnarchte bald darauf.

Draußen war es noch stockdunkel, da wurde Adrian

bereits wieder geweckt. Die Kaufmannsfrau Trjuchina war in der Nacht gestorben, und ein Eilbote ihres Verwalters überbrachte Adrian diese Nachricht. Der Sargmacher gab ihm ein Zehnkopekenstück als Trinkgeld, zog sich in aller Eile an, nahm eine Droschke und begab sich dorthin. Vor dem Tore hielt die Polizei Wache, und wie Krähen, die einen Leichnam spüren, schritten Händler auf und ab davor. Gelb wie Wachs, wenn auch noch nicht von der Verwesung verunstaltet, lag der Körper der Verstorbenen auf einem Tisch aufgebahrt. Die Verwandten, die Nachbarn und das Gesinde scharten sich im Kreise. Alle Fenster waren geöffnet, Kerzen flackerten, und Priester sprachen ihre Gebete. Adrian näherte sich dem Neffen der Trjuchina, einem jungen Kaufmann in einem eleganten Gehrock nach der Mode, und benachrichtigte ihn, daß der Sarg, die Kerzen, der Überzug und all die anderen zum Leichenbegängnis notwendigen Gegenstände von ihm sogleich, und zwar mit der peinlichsten Genauigkeit, herbeigeschafft werden würden. Der Erbe dankte ihm ein wenig zerstreut und warf hin, daß er wegen des Preises nicht feilschen wolle, sondern daß er sich in allem auf seine Rechtschaffenheit verlasse. Der Sargmacher rief daraufhin, wie er dies immer tat, Gott zum Zeugen an, daß er nichts Überflüssiges berechnen würde, tauschte aber gleichzeitig einen bedeutungsvollen Blick mit dem Verwalter und eilte dann fort, alles zu besorgen. Der ganze Tag verging, indem er rastlos

von jenem Stadtteil zur Nikitapforte hin und her fuhr, gegen Abend aber war endlich alles erledigt, und er begab sich, nachdem er den Kutscher bezahlt, zu Fuß nach Hause. Die Nacht war mondhell. Ungefährdet erreichte der Sargmacher das Nikitator. An der Himmelfahrtskirche rief ihn der uns bereits bekannte Jurko an, aber als er den Sargmacher erkannte, wünschte er ihm nur eine geruhsame Nacht. Es war schon ziemlich spät. Der Sargmacher näherte sich bereits seinem Hause, da war ihm plötzlich, als sähe er jemand durch das Tor treten, die Türe öffnen und im Innern verschwinden. „Was soll denn das nun wieder?“ überlegte Adrian. „Hat schon wieder jemand etwas von mir nötig? Oder schlich sich ein Dieb ein? Oder am Ende Galane, die sich zu meinen Närrinnen stehlen? Jedenfalls nichts Gutes!“ Und schon wollte der Sargmacher seinen Freund Jurko zu Hilfe rufen. Aber in dem Augenblick näherte sich wieder einer dem Tor und schickte sich an, hineinzugehen, blieb jedoch, als er den herbeieilenden Hausherrn wahrnahm, stehen und lüftete den Dreispitz. Das Gesicht kam Adrian bekannt vor, obwohl er in seiner Hast unterließ, sich die Züge genauer anzusehen. „Sie geruhten, mich aufzusuchen,“ stieß Adrian noch atemlos hervor, „erweisen Sie mir doch die Ehre und treten Sie näher.“ — „Keine Umstände, mein Väterchen“, erwiderte jener dumpf. „Geh nur voran und zeige den Gästen den Weg!“ Adrian hatte auch gar

nicht die Absicht, Umstände zu machen. Die Tür stand offen, er schritt die paar Stufen hinan, und jener folgte ihm. Adrian schien es dabei, als höre er Menschen in seiner Wohnung auf und ab gehen. „Was für ein Teufelsspuk!“ dachte er und beeilte sich einzutreten ... aber da versagten ihm die Beine den Dienst. Das Zimmer war voll von Toten. Der Mond schien durchs Fenster auf gelbe und bläuliche Gesichter, er zeigte klaffende Münder, gebrochene Augen und spitzige Nasen ... Und mit Entsetzen erkannte Adrian eben jene in ihnen, die vermittels seiner Bemühungen beerdigt worden waren; der Gast aber, der mit ihm gleichzeitig eingetreten, war jener Brigadier, der während des Platzregens bestattet worden war. Mit Verbeugungen und Begrüßungen umringten sie alle, Frauen sowohl wie Männer, den Sargmacher, und nur ein allerärmster, der kürzlich umsonst beerdigt worden war, stand zerknirscht und sich seines Hemdes schämend, demütig in einer Ecke und näherte sich nicht. Die anderen waren alle mit großem Anstand gekleidet: die Frauenleichname trugen Häubchen und Bänder, die verstorbenen Beamten hatten ihre Uniform an, freilich waren ihre Bärte ungepflegt, die toten Kaufleute aber wandelten in ihren Feiertagskaftanen. „Siehst du, Prochorow,“ redete ihn der Brigadier im Namen der ganzen respektablen Gesellschaft an, „auf deine Einladung hin sind wir alle gekommen, und nur die sind zu Hause geblieben, die schon gar nicht mehr konnten,

die schon ganz und gar zerfallen sind, und jene, die nur noch aus Gerippe ohne Haut bestehen; aber auch von diesen wollte einer nicht still halten — so sehr verlangte es ihn danach, bei dir zu sein . . .“ Und in diesem Augenblick drängte sich ein kleines Skelett durch die Schar und näherte sich Adrian. Sein Schädel grinste den Sargmacher liebenswürdig an. Fetzen hellgrünen und roten Tuches und morscher Leinwand baumelten an ihm wie an einem Gerüst, und die Beinknochen schlotterten in den viel zu weiten Stulpenstiefeln wie eine Keule im Mörser. „Du erkennst mich nicht mehr, Prochorow“, sagte das Skelett. „Aber erinnerst du dich nicht an den verabschiedeten Gardesergeanten Pjotr Petrowitsch Kurilkin, an jenen, dem du noch im 1799er Jahre deinen ersten Sarg verkauftest — und dazu noch einen aus Fichtenholz statt aus Eiche?“ Und mit diesen Worten wollte ihn der Tote in seine knöcherne Umarmung schließen, aber da nahm Adrian all seine Kraft zusammen, schrie auf und stieß ihn fort. Pjotr Petrowitsch taumelte, fiel und war auf einmal ganz und gar zerfallen. Ein unwilliges Gemurmel erhob sich unter den Toten; alle traten für die Ehre ihres Kameraden ein, und rückten Adrian mit Scheltworten und Drohungen zu Leibe, der arme Hausherr aber, betäubt von ihrem Schreien und fast zerquetscht, war wie von Sinnen, fiel über die Knochen des verabschiedeten Gardesergeanten und verlor das Bewußtsein.

Die Sonne schien schon lange auf das Bett, in dem unser Sargmacher lag. Endlich öffnete er die Augen und erblickte die Bedienerin vor sich, die damit beschäftigt war, den Ssamowar anzufachen. Voller Grauen gedachte Adrian der gestrigen Erlebnisse. Dunkel kam ihm die Erinnerung an die Trjuchina, an den Brigadier und an Kurilkin, den Sergeanten. Er schwieg und wartete darauf, daß die Bedienerin zu sprechen anfange und ihm von den Folgen des nächtlichen Abenteuers erzähle.

„Väterchen Adrian Prochorowitsch, du hast dich aber verschlafen", sagte Arinja und reichte ihm seinen Schlafrock. „Der Nachbar, der Schneider, kam vorüber, und der Polizeiwächter kam mit der Nachricht, daß heute der Namenstag des Revieraufsehers sei, aber du schliefst in einem fort, und wir wollten dich nicht wecken."

„Und von der verstorbenen Trjuchina, ist da jemand gekommen?"

„Von der verstorbenen? Ja, ist sie denn gestorben?"

„Närrin! Als ob nicht du mir gestern geholfen hättest, alles zu ihrer Beerdigung vorzubereiten?"

„Was soll denn das, Väterchen, hast du wohl gar den Verstand verloren, oder ist der gestrige Rausch immer noch nicht vergangen? Was für eine Beerdigung war denn gestern? Den ganzen Tag über zechtest du bei dem Deutschen, kamst betrunken nach Hause und fielst geradezu ins Bett und hast bis zu dieser

Stunde durchgeschlafen, da doch schon die Glocken das Ende des Mittagsgottesdienstes geläutet haben."

„Was du nicht sagst!" meinte erfreut der Sargmacher.

„Freilich, freilich", entgegnete die Bedienerin.

„Nun, wenn sich das so verhält, dann schneller her mit dem Tee und ruf meine Töchter."

Der Posthalter

Zwar nur Kollegienregistrator,
Doch in der Poststation Diktator.
Fürst Wjasemskij

Wer von uns hat noch nie die Posthalter verwünscht, wer von uns noch nie mit ihnen gehadert? Wer von uns hat in den Augenblicken des Zornes ihnen noch nicht jenes schicksalvolle Buch abgefordert, um seine völlig nutzlose Klage über allerhand Bedrückungen, Grobheit und Unzuverlässigkeit hineinzuschreiben? Und wer endlich hat sie nicht für den Abschaum des Menschengeschlechtes gehalten, zu vergleichen nur den Amtsschreibern der alten Zeit, oder zum mindesten den Räubern aus Murom? Allein seien wir dieses Mal gerecht und bemühen wir uns, in ihre Lage einzudringen, um darauf ein bedeutend gemäßigteres Urteil zu fällen. Was stellt eigentlich so ein Posthalter vor? Wahrhaftig, er ist der Märtyrer der vierzehnten Beamtenrangklasse, den sein Titel eigentlich vor nichts als vor Prügeln bewahrt, und auch dieses nicht einmal immer. (Ich appelliere hierbei an das Gewissen meiner Leser.) Und welches ist wohl das Amt dieses Diktators, wie ihn der Fürst Wjasemskij zum Scherz benannt hat? Wahr und wahrhaftig, ist es nicht etwas in der Art eines Zuchthauses? Keine Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht. Aller Ärger, der sich im Reisenden während der Dauer

des langweiligen Wagenfahrens aufgespeichert hat, wird an dem Posthalter ausgelassen. Ob das Wetter schlecht, die Wege abscheulich, der Kutscher eigensinnig, oder ob die Pferde nicht laufen wollen — schuld an allem ist der Posthalter. Der Reisende, der die dürftige Behausung betritt, sieht ihn als seinen Feind an; es ist ein Glück für ihn, wenn es ihm gelingt, den ungebetenen Gast schnell los zu werden; wie aber, wenn er zufällig keine Pferde hat? ... Oh Gott! welche Beschimpfungen, welche Bedrohungen hageln dann auf sein Haupt herab! Trotz Regen und kotigen Straßen ist er gezwungen, von Hof zu Hof zu laufen; und wie oft pflegt er bei Sturm oder beim tollsten Frost auf den Flur hinauszugehen, um nur vor den Schreien und den Püffen des erbitterten Eindringlings Ruhe zu haben. Und wenn erst ein General kommt; zitternd überläßt ihm der Posthalter seine zwei letzten Dreigespanne und darunter womöglich sogar das für die Kuriere bestimmte. Der General reist ab, ohne sich zu bedanken. Nach fünf Minuten aber — Schlittenglöckchen! ... und schon tritt ein Feldjäger herein, der ihm seine Reiseordre auf den Tisch haut! ... Überlegen wir uns das einmal gehörig und statt Unwillen zu empfinden, werden unsere Herzen ihn voll aufrichtigen Mitgefühles beklagen. Noch einige Worte: im Verlauf der letzten zwanzig Jahre durchstreifte ich Rußland nach allen Richtungen; fast alle Poststraßen habe ich befahren; mehrere Geschlechter von

Kutschern sind mir bekannt geworden; es dürfte nur wenige Posthalter geben, die ich nicht gesehen, nur wenige, mit denen ich nicht zu tun gehabt hätte; den erstaunlichen Vorrat meiner Reiseerinnerungen hoffe ich in absehbarer Zeit herausgeben zu können; für dieses Mal will ich mich darauf beschränken zu sagen, daß bisher das Amt des Posthalters der Allgemeinheit völlig verkehrt geschildert worden ist. Denn diese so verleumdeten Posthalter sind durchweg friedliche Menschen, von Haus aus dienstfertig, menschenliebend, bescheiden in ihrem Ehrgeiz und keineswegs zu habgierig. Aus ihrer Unterhaltung (die so häufig von den Herren Durchreisenden gering geschätzt wird) kann man viel Merkwürdiges und Belehrendes schöpfen. Was mich persönlich anbelangt, so muß ich gestehen, daß ich die Unterhaltung mit ihnen durchaus dem Gespräch mit irgendeinem Beamten der sechsten Rangklasse, der in Staatsdiensten reist, vorzuziehen geneigt bin.

Ein jeder kann leicht erraten, daß ich unter diesem allerehrenwerten Stande der Posthalter einige Freunde habe. Und in der Tat, so ist es, das Andenken eines von ihnen ist mir auf immer teuer. Die Umstände brachten uns einmal zusammen, und ich habe jetzt die Absicht, den freundlichen Lesern von ihm zu erzählen.

Es war im Jahre 1816 im Monat Mai, als ich im ... schen Gouvernement auf einer Poststraße, die heuer aufgelassen worden ist, zu fahren hatte. Ich

war damals ein kleiner Beamter, benutzte die gewöhnliche Post und konnte für nicht mehr als für zwei Pferde zahlen. Die Posthalter kümmerten sich infolgedessen nicht sehr um mich, und wie häufig mußte ich mir mit den Fäusten das erkämpfen, was mir meiner Ansicht nach mit Recht und Billigkeit zustand. Da ich damals noch jung und leicht erregbar war, schalt ich häufig über die Niedrigkeit und Engherzigkeit des Posthalters, wenn dieser letztere das für mich bereitgestellte Dreigespann vor den Wagen eines höheren Beamten spannen ließ. Freilich hat es ebensolange gedauert, ehe ich mich daran zu gewöhnen vermochte, daß ein allzu wählerischer Diener mich während des Diners beim Gouverneur bei einem Gang überging. Jetzt allerdings scheint mir sowohl das eine wie das andere in der Natur der Sache zu liegen. Denn in der Tat, was würde wohl aus uns werden, wenn statt der allgemeinen und bequemen Regel: der höhere Rang hat den Vorrang, etwa ein anderes zum allgemeinen Gebrauch erhoben würde, wie zum Beispiel: der größere Verstand hat den Vorrang? Welche Streitigkeiten müßten hieraus entstehen! Und bei wem würden wohl die Diener mit dem Servieren beginnen? Aber ich wende mich wieder meiner Erzählung zu.

Es war ein heißer Tag. Wir hatten noch drei Werst bis zur Station ***, als es zu tröpfeln begann, und nach einer weiteren Minute hatte mich ein Platzregen bereits durch und durch durchnäßt. Als wir endlich

anlangten, war es mein erstes, mich möglichst schnell umzuziehen, darauf bestellte ich mir einen Tee. „He, Dunja!“ schrie der Posthalter: „Schnell den Ssamowar her, und hol Rahm.“ Bei diesen Worten trat ein vierzehnjähriges Mädchen hinter der spanischen Wand hervor und lief auf den Flur. Ihre Schönheit überraschte mich. „Ist das deine Tochter?“ fragte ich den Posthalter. — „Freilich ist es meine Tochter,“ erwiderte er mit der Miene zufriedenen Selbstgefühles: „Und so verständig ist sie, so flink, ganz wie die verstorbene Mutter.“ Er machte sich daran, meine Reiseordre in sein Buch zu schreiben, ich aber beschäftigte mich derweilen mit dem Betrachten der Bilder, die seine bescheidene, aber saubere Behausung schmückten. Sie stellten die Geschichte des verlorenen Sohnes dar; auf dem ersten Bild sah man einen ehrwürdigen Greis mit Schlafrock und Schlafmütze den ruhelosen Jüngling ziehen lassen, der nur noch in aller Eile den väterlichen Segen und den Beutel mit dem Golde entgegennahm. Das zweite Bild stellte in grellen Farben das lasterhafte Verhalten des jungen Menschen dar; er tafelte, umgeben von lügnerischen Freunden und schamlosen Weibern. Auf einem weiteren Bilde war zu sehen, wie der ruinierte Jüngling in grober Gewandung, einen Dreispitz auf dem Haupt, die Schweine hütete und das Futter mit ihnen teilte; tiefe Trauer und Reue waren auf seinem Gesicht zu lesen. Und schließlich gab es dann noch die Rückkunft zu seinem Vater: immer

noch in der gleichen Nachtmütze und vom gleichen Schlafrock bekleidet, eilte der gute Alte ihm entgegen; der verlorene Sohn lag auf den Knien; auf dem Hintergrunde des Bildes sah man den Koch ein gemästetes Kalb schlachten und den ältesten Bruder die Diener über die Ursache des Freudenfestes befragen. Unter einem jeden der Bilder las ich die dazu passenden deutschen Verse. Bis zum heutigen Tage hat sich dieses in meiner Erinnerung erhalten, genau so wie die Blumentöpfe mit den Balsaminen, und das Bett mit dem bunten Vorhang und all die übrigen Gegenstände, die mich damals umgaben. Und als wäre es heute, sehe ich immer noch den Hausherrn vor mir, einen Mann von fünfzig Jahren, frisch und rüstig, im langen grünen Leibrock mit den drei Medaillen an den verblichenen Ordensbändchen.

Ich hatte meine Rechnung mit meinem alten Kutscher noch nicht ausgeglichen, da kehrte Dunja bereits mit dem Ssamowar zurück. Die kleine Kokette bemerkte schon beim zweiten Blick den Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte; sie schlug die großen blauen Augen nieder; ich zog sie ins Gespräch; sie antwortete mir wie ein Mädchen, das schon allerhand von der Welt gesehen hat, ohne jede Scheu. Ich machte ihrem Vater den Vorschlag, ein Glas Punsch mit mir zu trinken; Dunja dagegen bot ich eine Tasse Tee an, und so kamen wir nach und nach zu dritt ins Gespräch, als wären wir bereits seit Ewigkeit bekannt.

Längst warteten die Pferde auf mich, aber immer noch wollte ich mich vom Posthalter und seiner Tochter nicht trennen. Endlich schieden wir. Der Vater wünschte mir eine gute Reise und die Tochter wollte mir bis zum Wagen das Geleit geben. Ich blieb auf dem Flur stehen und bat um Erlaubnis, ihr einen Kuß geben zu dürfen; Dunja willigte ein ... Wie viele Küsse könnte ich aufzählen,

„seit ich mit derlei mich befasse",

doch hat nicht einer von allen eine so lange und so angenehme Erinnerung in mir zurückgelassen.

Einige Jahre vergingen, und wieder einmal führten mich die Umstände auf der gleichen Poststraße durch die gleichen Ortschaften. Ich gedachte der Tochter des alten Posthalters und freute mich bei dem Gedanken, sie wiederzusehen. Freilich — dachte ich — kann es leicht möglich sein, daß der alte Posthalter bereits abgesetzt ist, und vermutlich hat sich Dunja derweilen verheiratet. Auch schoß mir der Gedanke an den Tod des einen oder des andern durch den Kopf, und traurige Vorgefühle waren es, mit denen ich mich der Poststation näherte. Endlich hielten meine Pferde vor dem Posthäuschen. Als ich das Zimmer betrat, erkannte ich sogleich die Bilder, welche die Geschichte des verlorenen Sohnes darstellten, wieder; der Tisch und das Bett befanden sich immer noch am gleichen Platz, aber keine Blumen schmückten mehr die Fenster, und ringsum sprach alles von Hinfälligkeit und Unachtsamkeit.

samkeit. Der Posthalter schlief, von seinem Schafspelz zugedeckt; meine Ankunft weckte ihn und er erhob sich ... Ja, es war Ssimeon Wyrin, aber wie sehr hatte er inzwischen gealtert! Während er sich anschickte, meine Reiseordre zu kopieren, betrachtete ich sein graues Haar, die tiefen Runzeln auf dem schon seit langer Zeit nicht mehr rasierten Gesicht und den gebückten Rücken — ich konnte mich nicht genugsam darüber wundern, wie schnell die drei, vier Jahre vermocht hatten, den rüstigen Mann in einen siechen Greis umzuwandeln. „Hast du mich nicht wieder erkannt?“ fragte ich ihn: „Wir beide sind doch alte Bekannte.“ — „Kann sein,“ entgegnete er rauh: „Dies ist eine große Straße; viele Durchreisende sind hier schon vorüber gekommen.“ — „Und deine Dunja, ist sie gesund?“ fuhr ich fort. Das Gesicht des Alten verfinsterte sich. „Gott weiß,“ entgegnete er. — „Dann hat sie sich wohl verheiratet?“ meinte ich. Aber der Alte gab sich den Anschein, meine Frage überhört zu haben, und fuhr murmelnd fort, meine Reiseordre zu entziffern. Ich stellte mein Fragen ein und bat um Tee. Die Neugierde plagte mich sehr, und ich hoffte nur das eine, daß vielleicht der Punsch die Zunge meines alten Bekannten lösen würde.

Ich täuschte mich nicht: der Alte lehnte das angebotene Glas nicht ab. Ich konnte nur zu bald bemerken, daß der Rum seine Finsterkeit schwinden machte. Bereits beim zweiten Glase wurde er ge-

sprächig und jetzt erinnerte er sich auch meiner, oder gab sich zum mindesten den Anschein, sich meiner zu erinnern, und so erfuhr ich denn von ihm jene Geschichte, die mich damals ungewöhnlich beschäftigte und rührte.

„Sie haben also meine Dunja gekannt?“ begann er: „Wer hat sie nicht gekannt. Ach, Dunja, Dunja! War das ein Mädel! Wer immer hier des Weges vorüber kam, ein jeder lobte, keiner tadelte. Die Damen schenkten ihr Spitzentücher und Ohrringe. Die durchreisenden Herren aber machten unter dem Vorwande, zu Mittag oder zu Abend speisen zu wollen, häufig halt, geschah es auch meist nur aus dem Grunde, um meine Tochter länger anschauen zu können. Und wie zornig manch einer der Herren manchmal auch war, er wurde, wenn er sie erblickte, still und sprach mit mir im gnädigsten Tone. Ob Sie es glauben oder nicht: sogar die Kuriere und Feldjäger verplauderten oft halbe Stunden mit ihr. Sie war die Stütze des Hauses; was auch zu richten und zu machen war, ihr ging alles von der Hand. Und ich alter Narr konnte mich nicht satt an ihr sehen, nicht satt freuen konnte ich mich an ihr; hab ich meine Dunja etwa nicht genügend gern gehabt, hab ich mein Kindchen vielleicht zu wenig verwöhnt, war es vielleicht kein gutes Leben, das sie bei mir hatte? Aber nein, man soll das Unglück nicht verschwören: was sein soll, dem entrinnt keiner.“ Und nun erzählte er mir die Geschichte seines

Kummers mit allen Einzelheiten. Es mochte drei Jahre her sein, da fuhr an einem Winterabend, als der Posthalter sich gerade ein neues Buch zurecht linierte und seine Tochter sich hinter der spanischen Wand ein Kleid nähte, ein Dreigespann vor, und ein Reisender im Militärmantel, eine tscherkessische Mütze auf dem Kopf, trat, vom Shawl dicht verhüllt, ins Zimmer und verlangte Pferde. Aber alle Pferde waren unterwegs. Der Reisende erhob bei dieser Auskunft nicht nur seine Stimme, sondern auch seine Peitsche; Dunja aber, die an dergleichen Auftritte gewöhnt war, eilte aus ihrem Verschlag und wandte sich mit der freundlichen Frage an ihn: „Ob es ihm nicht beliebe, irgend etwas zu speisen?“ Dunjas Erscheinen übte die gewohnte Wirkung aus. Der Zorn des Reisenden verflog; er erklärte sich einverstanden, auf die Pferde zu warten, und bestellte ein Abendessen. Er warf seine nasse zottige Mütze ab, wickelte sich aus dem Shawl und streifte den Mantel ab, und plötzlich kam ein junger schlanker Husar mit einem schwarzen Schnurrbärtchen zum Vorschein. Er richtete sich beim Posthalter häuslich ein und begann mit ihm und seiner Tochter ein heiteres Gespräch. Bald darauf kam das Abendessen. Inzwischen kehrten auch die Pferde wieder heim, und der Posthalter befahl, sie augenblicks, ohne ihnen erst Futter zu geben, an den Wagen des Reisenden zu spannen; als er aber wieder ins Haus trat, sah er den jungen Mann fast besinnungslos auf einer Bank liegen: ihm

war übel, der Kopf tat ihm weh, und in diesem Zustand weiterzureisen, war für ihn unmöglich . . . Was tun! Der Posthalter trat ihm das eigene Bett ab und es wurde beschlossen, daß man, wenn es dem Kranken nicht besser ginge, am Morgen des andern Tages nach S . . . schicken wollte, um den Arzt von dort zu holen.

Tags darauf fühlte sich der Husar schlechter. Sein Diener ritt zur Stadt, den Arzt zu holen. Dunja wickelte ihm ein mit Essig getränktes Tuch um den Kopf und nahm mit ihrer Näharbeit neben seinem Lager Platz. Wenn der Posthalter zugegen war, stöhnte der Kranke beträchtlich und konnte kaum ein Wort hervorbringen, trank aber zum Frühstück zwei Schalen Kaffee und bestellte sich ächzend das Mittagessen. Dunja wich nicht von seiner Seite. Es verging keine Minute, in der er sie nicht darum gebeten hätte, ihm zu trinken zu geben, und jedesmal brachte ihm Dunja den Krug mit der Limonade, die sie für ihn zubereitet hatte. Der Kranke benetzte die Lippen und drückte, wenn er den Krug zurückgab, zum Zeichen der Dankbarkeit mit schwacher Hand Dunjas Hand. Als die Stunde des Mittagessens herankam, erschien der Arzt. Er fühlte dem Kranken den Puls und sprach darauf einige Zeit hindurch in deutscher Sprache mit ihm. Russisch fügte er hinzu, daß ihm nichts als Ruhe not täte, und daß er sich nach zwei Tagen bereits wieder auf den Weg machen könnte. Der Husar händigte ihm für den

Krankenbesuch fünfundzwanzig Rubel ein und lud ihn ein, mit ihm zu Mittag zu speisen. Der Arzt willigte ein; beide speisten mit großem Appetit, tranken eine Flasche Wein und schieden im besten Einvernehmen voneinander.

Ein weiterer Tag verging, und unser Husar wurde immer lebendiger. Seine Laune war außergewöhnlich gut, er scherzte ohne Unterlaß bald mit Dunja und bald wieder mit dem Posthalter. Er pfiff, er unterhielt sich mit den Durchreisenden, er trug ihre Reiseordres in das Postbuch ein und stahl sich dermaßen in das Herz des rechtschaffenen Posthalters, daß es diesem am dritten Morgen geradezu leid tat, sich von dem liebenswerten Gast zu trennen. Es war ein Sonntag; Dunja ging gerade zur Messe. Der Wagen des Husaren fuhr vor. Er nahm vom Posthalter Abschied, nachdem er ihn zuvor für Aufenthalt und Verköstigung reich entlohnt hatte. Als er von Dunja Abschied nahm, schlug er ihr vor, sie bis zur Kirche zu fahren, die sich am äußersten Rande des Dörfchens befand. Dunja war unschlüssig ... „Wovor fürchtest du dich?“ fragte der Vater. „Seine Hochwohlgeboren ist doch kein Wolf und wird dich nicht fressen; fahr du nur ruhig mit ihm zur Kirche.“ Dunja nahm im Wagen neben dem Husaren Platz, der Diener sprang auf den Bock, der Kutscher pfiff und die Pferde zogen an.

Der arme Posthalter konnte nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß er selber seiner Dunja erlaubt

hatte, mit dem Husaren zu fahren, und aus welchem Anlaß er so mit Blindheit geschlagen worden war, und was damals wohl mit seinem Verstande geschehen sei? Es verging keine halbe Stunde, da fing es in seinem Herzen zu bohren an und nach und nach ergriff Unruhe so sehr Besitz von ihm, daß er es nicht länger aushielt und selber in die Messe lief. Als er sich der Kirche näherte, bemerkte er, daß alle Leute bereits fortgingen, Dunja aber war weder innerhalb der Kirchenmauern noch vor der Kirche zu erblicken. Er eilte in die Kirche: der Priester verließ gerade den Altar, der Mesner blies die Kerzen aus; zwei alte Frauen beteten in einer Ecke, allein Dunja war auch in der Kirche nicht zu gewahren; der arme Vater brachte es über sich, den Mesner zu fragen, ob sie wohl zur Messe gekommen sei? Der Mesner antwortete, sie sei nicht dagewesen. Halbtot kam der Posthalter nach Hause. Eine einzige Hoffnung war ihm geblieben: es konnte immerhin möglich sein, daß Dunja aus jugendlichem Leichtsinn beschlossen hatte, bis zur nächsten Poststation mitzufahren, wo ihre Taufpatin lebte. In qualvoller Erregung erwartete er die Zurückkunft des Dreigespanns, mit dem er sie hatte fortfahren lassen. Aber der Kutscher wollte und wollte nicht wiederkommen. Endlich, als es schon Abend geworden war, kehrte er allein und betrunken zurück und überbrachte ihm die tödliche Mitteilung: „Dunja ist von jener Poststation aus mit dem Husaren weitergefahren.“

Dieser Schlag war für den Alten zu schwer: er mußte sich auf der Stelle ins Bett legen, und zwar in das gleiche Bett, in dem noch in der Nacht zuvor der junge Betrüger gelegen hatte. Jetzt erst erriet der Posthalter, nachdem er alle Umstände im Geist an sich vorüberziehen ließ, daß jene Krankheit nur erheuchelt war. Lange lag der Ärmste an heftigem Fieber darnieder: man transportierte ihn nach S . . ., an seine Stelle trat zeitweilig ein anderer. Zufällig kurierte ihn der gleiche Arzt, der zu dem Husaren gerufen worden war. Er beteuerte dem Posthalter, der junge Mann sei damals ganz gesund gewesen, er, der Arzt, hätte freilich schon damals seine böswillige Absicht erraten und nur aus Furcht vor der Knute geschwiegen. Ob nun der Deutsche die Wahrheit sprach, oder ob er nur mit seiner Weitsichtigkeit prahlte, auf jeden Fall konnte seine Mitteilung dem armen Kranken keinen Trost bringen. Kaum daß er von seiner Krankheit genesen war, erbat sich der Posthalter von seinem Vorgesetzten einen achtwöchigen Urlaub und begab sich, ohne auch nur ein Wörtchen über seine Absicht zu verlieren, zu Fuß auf den Weg, um seine Tochter wiederzufinden. Aus der Reiseordre hatte er ersehen, daß der Rittmeister Minskij von Smolensk nach Petersburg gereist war. Der Kutscher, der ihn gefahren, hatte ausgesagt, Dunja habe den ganzen Weg über geweint, obwohl es keineswegs den Eindruck gemacht hätte, daß sie nicht aus eigenem Antriebe mitführe. „Vielleicht,“

dachte der Posthalter, „vielleicht bringe ich mein verirrtes Schäfchen dennoch wieder heim.“ Mit diesem Gedanken kam er in Petersburg an und fand Unterkunft im Hause eines verabschiedeten Unteroffiziers, der sein alter Regimentskamerad war; von hier aus machte er sich auf die Suche. Er erfuhr nach kurzer Zeit, daß der Rittmeister Minskij in Petersburg weile und im Wirtshaus von Demuth wohne. Der Posthalter entschloß sich, ihn aufzusuchen.

Es war eine frühe Morgenstunde, als er das Vorzimmer betrat und die Bitte aussprach, man möge Seiner Hochwohlgeboren melden, ein alter Soldat bäte darum, von ihm empfangen zu werden. Der Bursche, der gerade die auf Leisten geschlagenen Stiefel putzte, erwiderte, daß sein Herr noch schlafe, und daß er vor elf Uhr niemand empfangen könnte. Der Posthalter ging fort und kehrte um die angegebene Zeit wieder zurück. Und dieses Mal kam Minskij im Schlafrock und roter Mütze selber zu ihm heraus. „Was willst du, Bruder?“ fragte er. Das Herz des alten Mannes kochte, Tränen traten ihm in die Augen, und mit bebender Stimme rief er nichts als dies: „Euer Hochwohlgeboren! . . . erweisen Sie mir die himmlische Gnade! . . .“ Minskij sah ihn flüchtig an, errötete tief, packte ihn am Arm und zog ihn in sein Kabinett, dessen Türe er hinter sich schloß. „Euer Hochwohlgeboren!“ fuhr der Alte fort: „Was geschehen ist, ist geschehen; aber geben Sie mir wenigstens meine arme Dunja

wieder zurück. Sie haben ja genugsam Ihre Lust an ihr gehabt; stoßen Sie sie nicht völlig ins Verderben.“ — „Was geschehen ist, kann man nicht wieder rückgängig machen,“ erwiderte der junge Mann in äußerster Verwirrung: „Ich trage eine große Schuld vor dir und bin bereit, dich um Verzeihung zu bitten, aber denke ja nicht, daß ich Dunja je verlassen könnte: ich verspreche dir mit meinem Ehrenwort, sie glücklich zu machen. Was willst du von ihr? Sie liebt mich; sie wird sich nie mehr in ihre vorherige Lage zurückfinden können. Und weder du noch sie, keines von euch wird je vergessen können, was geschehen ist.“ Er stopfte ihm darauf etwas hinter den Ärmelaufschlag, öffnete die Tür und sogleich befand sich der Posthalter, er wußte selber nicht wie, auf der Straße.

Lange stand er dort regungslos. Endlich bemerkte er zusammengefaltetes Papier in seinem Ärmelaufschlag; er nahm es heraus, glättete es und erkannte einige zerknüllte Fünfzig-Rubelscheine. Tränen traten wiederum in seine Augen, freilich dieses Mal Tränen des Unwillens! Er ballte die Papiere in seiner Faust zusammen, warf sie zu Boden, stampfte mit dem Absatz darauf und ging weiter ... Aber er ging nur wenige Schritte, dann blieb er aufs neue stehen und überlegte ... und kehrte zurück ... doch da waren die Scheine bereits nicht mehr da. Ein gutgekleideter junger Mann lief, als er ihn erblickte, zu einer Droschke, sprang hastig hinein und schrie: „Vor-

wärts! . . .“ Der Posthalter dachte nicht daran, ihn zu verfolgen. Er faßte den Entschluß, wieder zu seiner Poststation heimzukehren, allerdings wollte er vorher noch einmal seine arme Dunja wiedersehen. Zu diesem Zwecke suchte er nach zwei Tagen Minskij noch einmal auf; doch dessen Bursche sagte ihm rauh, daß sein Herr niemand empfange, und drängte ihn aus dem Vorzimmer, worauf er ihm die Türe vor der Nase zuschlug. Der Posthalter stand einige Zeit vor der Türe und ging dann seines Weges.

Am Abend des gleichen Tages schritt er, nachdem er einem Gottesdienst in der „Aller-Betrübten-Zuflucht“-Kirche beigewohnt hatte, die Litejnajastraße entlang. Plötzlich jagte eine elegante Equipage an ihm vorüber, in welcher der Posthalter Minskij sitzen sah. Die Equipage hielt vor dem Eingang eines dreistöckigen Hauses, der Husar eilte die Freitreppe hinan. Dem Posthalter kam ein glücklicher Gedanke. Er schritt zurück und fragte den Kutscher: „Wessen Pferd ist das, Bruder?“ und fuhr fort: „Ist es nicht Minskijs Pferd?“ — „Freilich,“ entgegnete der Kutscher: „Willst du was von ihm?“ — „Hör mal: dein Herr hat mir befohlen, seiner Dunja ein Billett zu bringen, und ich habe ganz vergessen, wo diese Dunja eigentlich wohnt.“ — „Na hier doch, im zweiten Stock. Du kommst mit deinem Billett zu spät, Bruder; er ist bereits bei ihr.“ — „Macht nichts,“ entgegnete der Posthalter, während sein Herz unbeschreiblich pochte:

„Ich danke dir, daß du es mir gesagt hast, ich will trotzdem meinen Auftrag ausführen.“ Er schritt mit diesen Worten die Treppe hinan.

Die Tür war verschlossen; er läutete. Einige Sekunden verstrichen in qualvoller Erwartung. Endlich klirrte der Schlüssel, man öffnete ihm. „Wohnt hier Awdotja Ssimeonowna?“ fragte er. — „Sie wohnt hier“, entgegnete eine jugendliche Zofe: „Was willst du von ihr?“ Der Posthalter sprach kein Wort, sondern betrat stumm den Salon. „Das geht nicht; ausgeschlossen!“ rief ihm die Zofe nach. „Awdotja Ssimeonowna hat Besuch.“ Jedoch der Posthalter hörte nicht auf sie, sondern schritt ruhig weiter. Die beiden ersten Zimmer waren dunkel, das dritte war erleuchtet. Er näherte sich einer geöffneten Türe und blieb stehen. Nachdenklich saß Minskij in einem prächtig eingerichteten Gemach, Dunja aber saß, nach der letzten Mode gekleidet, auf der Armlehne seines Sessels, wie eine Reiterin auf dem englischen Sattel. Ihre Blicke ruhten voll Zärtlichkeit auf Minskij, und sie wickelte seine schwarzen Locken um ihre schimmernden Finger. Armer Posthalter! Noch niemals war ihm seine Tochter so schön erschienen; er blieb unwillkürlich stehen, um den Anblick recht zu genießen. „Ist dort jemand?“ fragte sie, ohne aufzusehen. Er schwieg noch immer. Dunja schaute, da sie keine Antwort erhielt, auf . . . und fiel mit einem Schrei auf den Teppich nieder. Der erschreckte Minskij sprang auf, um

sie aufzuheben, doch ließ er, als er den in der Türe stehenden alten Posthalter bemerkte, Dunja sein und trat zornbebend an ihn heran. „Was willst du noch?“ sprach er und knirschte mit den Zähnen: „Warum schleichst du mir wie ein Räuber nach? Willst du mich vielleicht umbringen? Mach, daß du hinauskommst!“ Mit diesen Worten packte er den alten Mann mit starkem Arm am Kragen und stieß ihn auf die Treppe hinaus.

Der Alte kam wieder in sein Absteigequartier. Der Freund riet ihm, Klage zu führen, aber der Posthalter überlegte lange und entschloß sich zuletzt, es nicht zu tun. Zwei Tage danach verließ er Petersburg und kehrte wieder zu seiner Poststation zurück, um dort seine Tätigkeit von neuem aufzunehmen. „Es ist jetzt das dritte Jahr,“ mit diesen Worten beschloß er seine Erzählung, „daß ich hier ohne Dunja lebe und von ihr keinerlei Nachricht habe, Gott allein weiß, ob sie noch am Leben ist. Es ist alles möglich. Sie ist nicht die erste und wird nicht die letzte sein, die so ein durchreisender Taugenichts verführt und mit sich nimmt und zum Schluß verstößt. Viele solcher junger Närrinnen gibt es in Petersburg. Heute gehen sie in Atlas und Samt, aber schon morgen kehren sie die Straße gemeinsam mit dem Abschaum aus den Kneipen. Und wenn ich dann zuweilen denke, daß auch Dunja vielleicht auf die gleiche Weise zugrunde gehn wird, begehe ich unwillkürlich die Sünde, ihr lieber das Grab zu wünschen . . .“

Dies war die Erzählung meines Freundes, des alten Posthalters, eine Erzählung gelegentlich von Tränen unterbrochen, die er, wie der getreue Terentjitsch in der schönen Ballade von Dmitrijew, malerisch mit seinem Rockschoß trocknete. Zum Teil mochte allerdings wohl auch der Punsch an diesen Tränen schuld sein, von dem er im Verlauf der Erzählung fünf Gläser zu sich nahm; wie dem aber immer sei, sie rührten mein Herz. Und als ich mich von ihm trennte, konnte ich den alten Posthalter lange nicht vergessen und dachte noch lange an die arme Dunja zurück ...

Kürzlich kam ich wieder einmal durch jenes Örtchen ... und gedachte aufs neue meines Freundes; aber man teilte mir mit, daß die Poststation, auf der er regiert hatte, jetzt aufgelassen worden sei. Auf meine Frage, ob der alte Posthalter noch am Leben sei, konnte ich keine befriedigende Auskunft erhalten. So beschloß ich denn, die mir wohlbekannte Gegend aufzusuchen, mietete Pferde und begab mich zum Dorf N.

Es war im Herbst. Blaßgraue Wolken zogen am Himmel; über die abgemähten Felder fegte ein kalter Wind, der die roten und gelben Blätter von den Bäumen schüttelte. Ich kam erst um Sonnenuntergang im Dorf an und stieg im Posthäuschen ab. Im Flur (wo mich einstmals die arme Dunja geküßt hatte) kam mir ein dickes Weib entgegen und antwortete auf

meine Frage, es sei schon über ein Jahr her, daß der alte Posthalter gestorben, und jetzt lebe ein Bierbrauer in dem Hause und sie selber wäre die Frau des Bierbrauers. Mir tat leid, daß meine Fahrt vergebens gewesen, und daß ich sieben Rubel zwecklos ausgegeben hatte. „Woran ist er denn gestorben?“ fragte ich die Frau des Bierbrauers. — „Am Trunk, Väterchen,“ entgegnete sie. — „Und wo hat man ihn begraben?“ — „Hier selbst auf dem Friedhof, neben seiner verstorbenen Frau.“ — „Wäre es möglich, daß mich jemand zu dem Grabe führt?“ — „Warum denn nicht? He, Wanjka! laß jetzt endlich die Katze. Führ den gnädigen Herrn zum Friedhof und zeig ihm das Grab des Posthalters.“

Bei diesen Worten lief ein abgerissener, rothaariger und einäugiger Bub aus dem Zimmer und führte mich schnurstracks zum Friedhof.

„Hast du den Verstorbenen noch gekannt?“ fragte ich ihn, während wir zum Friedhof gingen.

„Ob ich ihn gekannt habe! Er hat mich doch gelehrt, Rohrpfeifen schnitzen. Wenn er (Gott habe ihn selig!) manchmal aus der Schenke kam, liefen wir hinter ihm her und schrien: ‚Großväterchen, Großväterchen! Nüsse!‘ und immer schenkte er uns dann Nüsse. Immer spielte er mit uns.“

„Erinnern sich eigentlich die Reisenden noch seiner?“

„Jetzt gibt es wenig Reisende; nur hier und da kommt es vor, daß der Beisitzer bei uns einkehrt, aber

der kümmert sich nicht um Tote. Neulich im Sommer reiste hier freilich eine Dame durch, die fragte nach dem alten Posthalter und hat dann auch sein Grab besucht."

„Was war das für eine Dame?" fragte ich neugierig.

„Eine schöne Dame war es", entgegnete der Bub: „Sie reiste in einem sechsspännigen Wagen, und drei junge Herrchen und eine Amme und ein schwarzes Hündchen waren mit ihr, doch als man ihr sagte, daß der alte Posthalter gestorben sei, brach sie in Tränen aus und sprach zu den Kindern: ‚Bleibt jetzt hier, ich will derweilen zum Friedhof gehen.' Ich wollte sie eigentlich hinführen, aber die Dame sagte: ‚Ich kenne den Weg.' Und gab mir einen silbernen Fünfer . . . So eine gute Dame war das!"

Wir kamen zum Friedhof. Es war ein freier, von keiner Mauer eingezäunter, von keinem Baum beschatteter Platz mit unzähligen Holzkreuzen. Noch nie in meinem Leben hatte ich einen so traurigen Friedhof gesehen.

„Hier ist das Grab des alten Posthalters", sagte der Bub und sprang auf einen Sandhügel, auf dem ein schwarzes Kreuz mit einem kupfernen Heiligenbilde ragte.

„Und die Dame, kam sie hierher?" fragte ich.

„Sie kam hierher", entgegnete Wanjka: „Ich beobachtete sie von fern. Sie warf sich nieder und blieb lange liegen. Kurze Zeit danach ging die Dame ins

Dorf, ließ den Priester holen und gab ihm Geld, und dann fuhr sie fort, mir aber hat sie einen silbernen Fünfer gegeben ... es war eine ausgezeichnete Dame!"

Auch ich gab dem Buben einen Fünfer und bedauerte nicht mehr, daß ich die Fahrt gemacht, noch die sieben Rubel, die ich dabei ausgegeben hatte.

Das Fräulein als Bäuerin

In allen Kleidungen gefällst du, Seelchen, mir.
Bogdanowitsch

Iwan Petrowitsch Berestows Besitzung lag in einem der entferntesten Gouvernements unseres Reiches. Er war in seiner Jugend Gardeoffizier gewesen, hatte zu Beginn des Jahres 1797 seinen Abschied genommen und sich sogleich auf sein Dorf begeben, von wo er seit der Zeit nicht wieder fortgekommen war. Er hatte ein armes Edelfräulein geheiratet, die bald darauf und gerade zu einer Zeit, da er auf der Jagd war, im Wochenbette starb. Die Bewirtschaftung seines Gutes tröstete ihn bald. Er erbaute sich ein Haus nach seinen eigenen Plänen, errichtete eine Tuchfabrik, vermehrte seine Einkünfte und hielt sich wahrhaftig für den klügsten Menschen im ganzen Umkreise, und seine Nachbarn, die zu ihm reisten und oft mit ihren ganzen Familien, ja sogar mit ihren Hunden bei ihm logierten, widersprachen ihm hierin nicht. An Wochentagen trug er eine Plüschjoppe, an Feiertagen zog er dagegen einen Rock, der aus hausgefertigtem Tuch war, an, und schrieb eigenhändig alle Ausgaben ins Buch ein; außer den Senatsnachrichten kannte er keinerlei Lektüre. Man hatte ihn, obwohl er für stolz galt, allgemein recht gern. Und nur Grigorij Iwanowitsch

Muromskij, sein nächster Nachbar, lebte ewig in Unfrieden mit ihm. Dieser war ein wahrhaft russischer Edelmann. Nachdem er in Moskau den größten Teil seines Besitztums verschleudert hatte und zuguterletzt Witwer geworden war, begab er sich auf das letzte Dorf, das ihm verblieben, und fuhr dort fort, Unfug zu treiben, allerdings auf neue Weise. Er legte einen englischen Garten an, der fast seine gesamten ihm noch verbliebenen Einkünfte verschlang. Seine Stallknechte kleidete er durchweg in der Art der englischen Jockeis. Für seine Tochter engagierte er eine englische Hausdame. Seine Felder ließ er nach englischer Methode bearbeiten,

„doch auf die fremde Art gedeiht kein Korn
in Rußland",

und so kam es denn, daß Grigorij Iwanowitschs Einkünfte trotz der bedeutenden Verringerung der Ausgaben keineswegs zunahmen; er fand sogar noch in der Einöde neue Wege, um neue Schulden zu machen; und dennoch galt er trotz alledem als ein keineswegs dummer Mensch, war er doch der erste aus der Schar der Gutsbesitzer dieses Gouvernements gewesen, der auf die Idee gekommen war, seine Besitzung beim Vormundschaftsgericht zu verpfänden, was eine Sache war, die zu der damaligen Zeit noch als außerordentlich verwickelt und verwegen galt. Freilich gab es auch Menschen, die ihn deswegen verurteilten, und unter diesen war Berestow wohl der strengste. Ein Haupt-

zug seines Charakters war nämlich sein Haß gegen alle Neuerungen. Es war ihm unmöglich, sich der Anglomanie seines Nachbarn gleichgültig gegenüberzustellen. Darum fand er in allem und jedem eine Gelegenheit, jenen zu kritisieren. So pflegte er zum Beispiel, wenn er irgendeinem Gast seine Besitzungen zeigte, als Antwort auf das Lob, mit dem dieser seine wirtschaftlichen Anordnungen bedachte, nicht ohne ein listiges und spöttisches Lächeln zu sprechen: „Ja, ja! es ist bei mir anders als bei meinem Nachbarn Grigorij Iwanowitsch. Warum sich auf englische Art zugrunde richten! Wenn man auf russische satt werden kann.“ Diese und ähnliche Späße kamen, dank dem Eifer der Nachbarn, Grigorij Iwanowitsch mit allerhand Ergänzungen und Erläuterungen zu Ohren. Der Anglomane konnte genau so wenig Kritik ertragen wie unsere Zeitungsschreiber. Er wurde wütend und nannte seinen Zoilus einen Bären und einen Finsterling aus der Provinz.

Wie man sieht, waren die Beziehungen zwischen den beiden Gutsbesitzern zugespitzt, da kam Berestows Sohn zu ihm aufs Gut. Er hatte die ... sche Universität absolviert und beabsichtigte eigentlich, zum Militär zu gehen; allein sein Vater erlaubte ihm das nicht. In Staatsdienste zu treten behagte dem jungen Mann nicht, denn hierfür fühlte er sich völlig untauglich. Keiner von beiden wollte dem andern nachgeben, und so lebte denn unser junger Alexej zunächst das

Leben eines Landedelmanns, ließ sich jedoch für alle Fälle bereits einen Schnurrbart wachsen.

Alexej war wahrhaftig ein braver Junge. Es wäre in der Tat schade darum gewesen, wenn sein schlanker Körper niemals von einem Waffenrock eingeschnürt worden wäre, oder wenn er, statt malerisch hoch zu Roß zu sitzen, seine Jugend hätte über Kanzleipapieren gebückt verbringen müssen. Einstimmig meinten auch die Nachbarn, als sie ihn auf den Treibjagden immer als ersten voransprengen sahen, daß aus ihm niemals ein brauchbarer Tischvorsteher werden könnte. Die jungen Mädchen schauten ihm nach und verschauten sich wohl auch an ihm: doch da Alexej wenig Aufmerksamkeit für sie hatte, entschieden sie, daß der Grund zu dieser Gefühllosigkeit offenbar in einer Liebessache zu suchen sei. Und allerdings ging die Abschrift einer Adresse von Hand zu Hand, die man auf einem seiner Briefe gelesen hatte: „An Akulina Petrowna Kurotschkina zu Moskau, gegenüber dem Alexejewschen Kloster im Hause des Kupferschmiedes Ssaweljew, mit der gehorsamsten Bitte, diesen Brief zu übermitteln an A. N. R.“

Keiner meiner Leser, der nicht auf Gütern gelebt hat, kann sich jemals vorstellen, wie hinreißend diese Landfräulein sind! Aufgewachsen in frischer Luft, erblüht im Schatten der Apfelbäume in ihren Gärten, schöpfen sie ihre Kenntnisse der Welt und ihr Wissen vom Leben einzig aus Büchern. Einsamkeit, Unge-

zwungenheit und Lektüre entwickeln schon zeitig jene Gefühle und Leidenschaften in ihnen, die unseren zerstreuten Schönen ewig unbekannt bleiben. Für solch ein Fräulein ist der Ton eines Glöckchens bereits ein Ereignis; eine Reise in die nächste Stadt wird als Epoche des Lebens angesehen, und der Besuch eines Gastes bleibt in langer und zuweilen auch in ewiger Erinnerung. Es sei freilich einem jeden unbenommen, über gewisse ihrer Eigenheiten zu spotten; aber der Spott des oberflächlichen Beobachters, wie könnte er je ihre wesentlichsten Vorzüge schmälern, von denen die ins Auge fallendsten gewiß die Eigenart des Charakters und die Selbständigkeit sind (individualité), ohne welche nach der Ansicht Jean Pauls keine menschliche Würde bestehen kann. Es mag sein, daß die Frauen der Hauptstadt eine bessere Erziehung genießen; allein wie rasch schleifen die Gewohnheiten der Welt den Charakter ab und bewirken, daß die Seelen genau so einförmig werden wie etwa der jeweilige Kopfputz. Nicht zum Tadel sagen wir das und nicht als Verurteilung, jedoch nota nostra manet, um einen altertümlichen Kommentator zu zitieren.

Es ist ein leichtes, sich vorzustellen, welchen Eindruck Alexej im Kreise dieser Fräuleins machen mußte. Er war der erste, der mit einer düsteren Miene als ein Enttäuschter vor sie trat; er als erster sprach ihnen von verlorenen Freuden und von seiner hingewelkten Jugend; und trug er nicht überdies noch einen schwar-

zen Ring mit der Abbildung eines Totenkopfes? All das war in jenem Gouvernement noch unerhört neu. Die jungen Damen waren von ihm hingerissen.

Am meisten aber beschäftigte er die Phantasie der Tochter unseres Anglomanen, die Lisa hieß (oder Betsy, wie sie von Grigorij Iwanowitsch meist genannt wurde). Da die Väter einander nicht zu besuchen pflegten, hatte sie Alexej noch nicht gesehen, obwohl all ihre jungen Nachbarinnen über nichts anderes sprachen als ewig von ihm. Sie war siebzehn Jahre alt. Schwarze Augen belebten ihr bräunliches und außerordentlich reizendes Gesicht. Sie war das einzige Kind und infolgedessen sehr verwöhnt. Ihre Munterkeit und ihre nie aussetzenden Streiche entzückten ihren Vater und brachten die Hausdame, Miß Jackson, zur Verzweiflung; letztere war eine vierzigjährige prüde alte Jungfer, sie schminkte sich, färbte sich die Augenbrauen, las zweimal im Jahr die Pamela, erhielt hierfür zweitausend Rubel und starb in diesem barbarischen Rußland vor Langeweile.

Lisa wurde von einer Zofe namens Nastja bedient; diese war ein wenig älter und ebenso unbeständig wie ihr Fräulein. Lisa hatte sie sehr gern, weihte sie in alle ihre Geheimnisse ein und machte sie zur Mitverschworenen all ihrer Streiche; mit einem Wort, auf dem Gut Prilutschino spielte Nastja eine bedeutend wesentlichere Rolle, als jede beliebige Vertraute in einer französischen Tragödie.

„Darf ich heute ausgehen, um einen Besuch zu machen“, bat eines Tages Nastja, während sie das Fräulein ankleidete.

„Schon gut; wohin gehst du?“

„Nach Tugilowo, zu den Berestows. Die Frau des Kochs feiert ihren Namenstag und kam gestern her, uns zum Mittagessen einzuladen.“

„Da sieht mans!“ sagte Lisa: „Die Herrschaft liegt im Streit, aber die Bedienten bewirten einander.“

„Was geht denn uns die Herrschaft an!“ entgegnete Nastja: „Zudem gehöre ich doch Ihnen und nicht dem Herrn Papa. Und Sie haben sich ja mit dem jungen Berestow noch gar nicht gezankt; mögen sich die Alten meinetwegen prügeln, wenn ihnen das Vergnügen macht.“

„Sieh zu, Nastja, daß du Alexej Berestow zu Gesicht bekommst, und erzähl mir dann auf das genaueste, wie er aussieht, und was er für ein Mensch ist.“

Nastja versprachs, und voller Ungeduld wartete Lisa den ganzen Tag über auf ihre Rückkehr. Nastja kam abends zurück.

„Also, Lisaweta Grigorjewna,“ sagte sie, als sie das Zimmer betrat: „ich habe den jungen Berestow gesehen; ich habe ihn zur Genüge betrachten können; wir waren den ganzen Tag beisammen.“

„Wie das? Erzähl doch, erzähl alles der Reihe nach.“

„Mit Vergnügen: wir gingen also, ich, Anisja Jegorowna, Nenila, Dunjka . . .“

„Schon gut, weiß ich: was weiter?“

„Aber bitte, lassen Sie mich doch der Reihe nach erzählen. Wir kamen gerade zum Mittagessen. Das Zimmer war ganz voll von Menschen. Die Kolbinschen waren da, die Sacharjewschen, und zwar die Verwaltersfrau mit ihren Töchtern, die Chlupinschen . . .“

„Nun, und Berestow?“

„Geduld. Wir setzten uns zu Tisch, die Verwaltersfrau bekam den Ehrenplatz, und ich wurde neben sie gesetzt . . . ihre Töchter ärgerten sich zwar darüber, aber darauf spuck ich . . .“

„Ach, Nastja, mit deinen ewigen Einzelheiten langweilst du mich!“

„Wie ungeduldig Sie sind! Na, also, endlich verließen wir den Tisch . . . drei Stunden lang hatte es gedauert, und das Mittagessen war prachtvoll; eine süße Speise gab es, ein blancmanger, blau, rot und gestreift . . . Wir standen also vom Tisch auf und gingen in den Garten, um Haschen zu spielen, und da kam der junge Herr.“

„Nun, und? Ist es wirklich wahr, daß er so schön ist?“

„Erstaunlich schön ist er; ein schöner Mann, das kann man ruhig sagen. Schlank, hoch, die Wangen rot . . .“

„Wahrhaftig? Und ich dachte, daß sein Gesicht blaß wäre. Nun, und? Wie kam er dir vor? War er traurig oder nachdenklich?“

„Warum denn? Mein Lebtag habe ich noch keinen solchen Tollkopf gesehen. Es kam ihm sogar in den Kopf, mit uns Haschen zu spielen.“

„Mit euch Haschen zu spielen? Ausgeschlossen!“

„Warum nicht gar. Und was er sich dabei alles ausdachte! Wenn er eine fing, küßte er sie gleich!“

„Wie du willst, Nastja, aber jetzt lügst du.“

„Wie Sie wollen, aber ich lüge nicht. Nur mit großer Mühe habe ich mich von ihm losgemacht. Auf diese Weise verbrachte er den ganzen Tag mit uns.“

„Aber warum erzählt man dann, daß er verliebt sei und kein einziges Mädchen anschaue?“

„Das weiß ich nicht, aber auf mich hat er fest geschaut und auch auf Tanja, die Tochter des Verwalters, und auch auf Paschа aus Kolbino, und überhaupt hat er keine einzige zurückgesetzt, der Schelm, der!“

„Erstaunlich! Und was spricht man im Hause von ihm?“

„Ein vortrefflicher Herr, sagt man, sei er: und immer so gut und so lustig. Und nur das eine sei nicht ganz in der Ordnung, daß er nämlich den Mädchen zu heftig nachstelle. Doch das ist, meiner Ansicht nach, kein Unglück. Er wird mit der Zeit schon brav werden.“

„Ach, wie sehr wünschte ich doch, ihn zu erblicken!“ meinte Lisa mit einem Seufzer.

„Was ist denn da dabei? Tugilowo ist ja ganz in der Nähe — nur drei Werst trennen uns: gehen Sie doch einmal in jener Richtung spazieren, oder reiten

Sie aus; Sie werden ihm bestimmt begegnen. Jeden Tag begibt er sich frühmorgens mit dem Gewehr auf die Jagd."

„Nein, das gefällt mir nicht. Er könnte annehmen, daß ich ihm nachlaufe. Und da unsere Väter nicht gut aufeinander zu sprechen sind, so ist es auch für mich unmöglich, mit ihm bekannt zu werden ... Aber, Nastja, weißt du was! Ich werde mich als Bäuerin verkleiden!"

„Sehr gut, wahrhaftig: ziehen Sie ein grobes Hemd an und einen Sfarafan und gehen Sie dreist nach Tugilowo; ich wette mit Ihnen, daß Berestow Sie bestimmt ins Auge fassen wird."

„Und überdies spreche ich ausgezeichnet nach der hiesigen Mundart. Ach, Nastja, liebste Nastja! Welch ein herrlicher Gedanke!" — Als Lisa zu Bett ging, hatte sie bereits den festen Entschluß gefaßt, ihren lustigen Vorsatz bestimmt auszuführen. Sie machte sich schon am nächsten Tage daran, den Plan zu verwirklichen, schickte zum Markt und ließ grobe Leinwand, blauen Nanking und Kupferknöpfe besorgen; mit Nastjas Hilfe schnitt sie sich ein Hemd und einen Sfarafan zurecht, an denen die ganze Mägdeschar nähen mußte, so daß zum Abend alles fertig war. Als Lisa ihr neues Gewand anprobierte, mußte sie sich vor dem Spiegel gestehen, daß sie sich noch nie so nett vorgekommen war. Eifrig studierte sie ihre Rolle ein. Sie machte beim Gehen eine tiefe Verbeugung und nickte dann einige Male mit dem Kopf, genau so wie

es die Kater aus Ton tun; sie sprach mit bäurischem Dialekt, lachte, indem sie ihr Gesicht mit dem Ärmel verdeckte, und errang sich schließlich Nastjas volle Anerkennung. Nur eines war ihr zu schwer: sie versuchte nämlich, barfuß über den Hof zu gehen, aber der Rasen zerschnitt ihre zarten Fußsohlen, und der Sand und die kleinen Steinchen bereiteten ihr unerträgliche Schmerzen. Doch Nastja wußte auch hierfür einen Ausweg: sie nahm Lisa Maß und lief geschwind ins Feld zu Trofim, dem Hirten, und bestellte bei diesem nach dem vorhandenen Maß ein Paar Bastschuhe. Lisa erwachte bereits in der frühesten Frühe des andern Tages. Noch schlief das ganze Haus. Nastja wartete am Tor auf den Hirten. Die Schalmei ertönte und die Dorfherde trappelte am Gutshof vorüber. Als Trofim Nastja sah, übergab er ihr die kleinen bunten Bastschuhe und erhielt von ihr als Belohnung einen halben Rubel. Und nun zog Lisa sich in aller Stille als Bäuerin an, gab Nastja flüsternd Anweisungen, wie sie sich gegen Miß Jackson zu verhalten habe, schlupfte durch die Hintertür und lief durch den Gemüsegarten ins Feld.

Im Osten schimmerte die Morgenröte, es machte den Eindruck, als erwarteten die goldenen Wolkenzeilen die Sonne, genau so wie Höflinge auf ihren Herrscher warten; der klare Himmel, die Frische des Morgens, der Tau, der sanfte Wind und das Zwitschern der Vögel erfüllten Lisas Herz mit junger Heiterkeit; da

sie befürchten mußte, irgend welchen Bekannten zu begegnen, war ihr Gang kein Gehen mehr zu nennen, sondern fast ein beflügeltes Schweben. Erst als Lisa sich dem Gehölz näherte, das sich an der Grenze des väterlichen Besitztums befand, wurde ihr Gang etwas langsamer. Es war ihre Absicht, hier auf Alexej zu warten. Ihr Herz klopfte sehr, doch wußte sie wirklich nicht, warum; aber ist die Angst, die ständige Begleiterin unserer Jugendstreiche, nicht auch gleichzeitig ihr Hauptreiz? Lisa trat in die Dämmerung des Wäldchens. Ein tiefes hallendes Rauschen schlug dem Mädchen entgegen. Ihre Heiterkeit wurde gedämpfter. Nach und nach gab sie sich süßen Träumereien hin. Sie dachte ... jedoch wer will es unternehmen, genau festzustellen, woran ein siebzehnjähriges Fräulein denkt, das an einem Frühlingsmorgen um sechs Uhr sich allein in einem Wald befindet? So schritt sie dahin, schritt nachdenklich auf dem Pfade, der von beiden Seiten von hohen Bäumen beschattet wurde, als sie plötzlich vom Gebell eines wunderschönen Jagdhundes gestellt wurde. Lisa erschrak und schrie unwillkürlich auf. Gleichzeitig ertönte eine Stimme: „Tout beau, Sbogar, ici“ ... und ein junger Jäger trat hinter dem Gebüsch hervor. — „Keine Angst, mein Kind!“ sagte er zu Lisa: „Mein Hund beißt nicht.“ — Lisa hatte sich bereits von ihrem Schreck erholt und wußte unverzüglich die Umstände auszunutzen: „Nein, nein, gnädiger Herr!“ sagte sie, und nahm dabei eine halb

erschreckte, halb verlegene Miene an: „Ich fürcht mich dennoch, er scheint so böse zu sein; der geht gewiß wieder auf mich los.“ Alexej (daß er es war, weiß der Leser wohl schon) musterte unterdessen die Bäuerin eingehend. — „Wenn du dich fürchtest, will ich dich gern begleiten“, sagte er zu ihr: „Erlaubst du mir, neben dir zu gehen?“ — „Keiner hindert dich dran!“ entgegnete Lisa. „Jeder soll tun, was er mag, und die Straße ist für alle da.“ — „Woher bist du?“ — „Aus Prilutschino; ich bin die Tochter des Schmiedes Wassilij, und kam her, um Pilze zu sammeln.“ (Lisa trug an einem Schnürchen einen kleinen Korb.) „Und du, gnädiger Herr? Bist du der Tugilowsche? Was?“ — „So ist es!“ entgegnete Alexej: „Ich bin der Kammerdiener des jungen Herrn.“ — Alexej wollte hierdurch den Unterschied zwischen sich und ihr geringer machen, aber Lisa blickte ihn nur an und lachte: „Schwindle nicht!“ sagte sie. „Du hast keine Närrin vor dir. Ich sehs ja, daß du selber der gnädige Herr bist.“ — „Warum denkst du das?“ — „Das seh ich doch aus allem.“ — „Zum Beispiel?“ — „Wie sollte ich den Herrn nicht vom Diener unterscheiden? Du bist weder so gekleidet, noch redest du wie ein Diener und sogar den Hund hast du nicht in unserer Sprache gerufen.“ Von Minute zu Minute machte Lisa unserem Alexej einen stärkeren Eindruck. Da es seine Gewohnheit war, mit hübschen Bauernmädchen nicht erst lange Umstände zu machen, wollte er sie

umarmen. Aber Lisa entzog sich ihm und nahm plötzlich eine so strenge und kühle Miene an, daß Alexej zwar lachen mußte, aber von allen weiteren Versuchen Abstand nahm. „Wenn Sie wollen, daß wir in Zukunft gute Freunde bleiben," sagte sie nicht ohne Würde: „dann belieben Sie, bitte, sich nicht mehr zu vergessen." — „Wer hat dich denn diese Weisheiten gelehrt?" fragte Alexej laut lachend: „Am Ende gar Nastja, meine gute Bekannte, die Zofe Eures Fräuleins? Schau mir doch einer an, auf welchen Wegen die Aufklärung verbreitet wird!" — Lisa hatte ein wenig den Eindruck, daß sie aus ihrer Rolle gefallen war, und gab sich darum Mühe, den Fehler wieder zu verbessern. „Glaubst du wohl," sagte sie: „daß ich nie auf dem Gutshof gewesen bin? Keine Sorge. Ich habe alles gehört und alles gesehen. Allein," fuhr sie fort: „während ich mit dir schwatze, sammle ich keine Pilze. Darum geh du, gnädiger Herr, lieber deines Weges und laß mich meines Weges gehen. Ich bitt um Verzeihung ..." Lisa wollte sich entfernen; Alexej ergriff ihre Hand. — „Wie heißt du denn, mein Seelchen?" — „Akulina", entgegnete Lisa, vergeblich bemüht, ihre Finger aus Alexejs Hand zu ziehen: „Und jetzt laß mich gehn, gnädiger Herr, es ist Zeit für mich nach Hause." — „Also hör denn, beste Akulina, ich werde bestimmt deinen Vater, Wassilij, den Schmied, besuchen." — „Was sagst du da?" entgegnete Lisa: „Um Christi willen, tu das nicht. Wenn man zu Hause erfährt,

daß ich allein mit dem gnädigen Herrn im Wäldchen geplaudert habe, wird es mir schlecht gehen; mein Vater, Wassilij, der Schmied, wird mich zu Tode prügeln." — „Aber ich will dich unbedingt wiedersehen." — „Vielleicht komme ich wieder einmal her, Pilze sammeln." — „Wann denn?" — „Meinetwegen morgen." — „Liebste Akulina, wie gern würde ich dich jetzt küssen, aber ich trau mich nicht. Morgen also, um die gleiche Zeit, nicht wahr?" — „Schon gut." — „Und du wirst mich nicht betrügen?" — „Ich werds nicht." — „Schwöre!" — „Also beim heiligen Freitag, ich komm."

Die jungen Leute trennten sich. Lisa verließ den Wald, schlich durchs Feld, schlüpfte durch den Garten und eilte Hals über Kopf in die Meierei, in der Nastja schon lange auf sie wartete. Sie kleidete sich um, wobei sie auf die Fragen ihrer ungeduldigen Vertrauten nur zerstreute Antworten gab, und lief ins Speisezimmer. Dort stand der Tisch gedeckt, das Frühstück war fertig, und Miß Jackson, schon geschminkt und mit einer so dünnen Taille, daß sie an ein Weinglas erinnerte, schnitt gerade dünne Brotscheiben. Der Vater lobte sie, daß sie so früh spazieren gegangen war. „Nichts ist gesünder als dieses," sagte er: „um die Morgendämmerung aufstehen." Und natürlich wußte er hierbei verschiedene Beispiele menschlicher Langlebigkeit anzuführen, die er aus englischen Zeitschriften geschöpft hatte. Es schien ihm ebenfalls angebracht,

zu bemerken, daß alle Menschen, die länger als hundert Jahre gelebt, nie Schnaps getrunken hätten und im Winter sowohl als auch im Sommer stets um die Zeit der Morgendämmerung aufgestanden wären. Aber Lisa hörte nicht darauf. In Gedanken wiederholte sie alle Einzelheiten der Zusammenkunft dieses Morgens, das ganze Gespräch Akulinas mit dem jungen Jäger, und nach und nach begann ihr Gewissen zu schlagen. Hieran änderte auch nichts, daß sie sich sagte, das Gespräch hätte keineswegs die Grenzen des Anstandes überschritten, und daß dieser Streich überhaupt keine Folgen haben könnte — die Sprache des Gewissens war lauter als die Stimme ihres Verstandes. Am meisten beunruhigte sie jenes Versprechen, das sie für morgen gegeben hatte; ja, sie war schon halb und halb entschlossen, ihren feierlichen Schwur nicht zu halten. Wie aber, wenn Alexej, nachdem er sie vergeblich erwartet, ins Dorf ginge, um die Tochter des Schmiedes Wassilij, die richtige Akulina, ein feistes pockennarbiges Mädchen, aufzusuchen und auf diese Weise hinter ihren leichtsinnigen Schritt käme? Dieser Gedanke machte Lisa große Sorgen, und darum entschloß sie sich, am nächsten Morgen wieder als Akulina im Gehölz zu erscheinen.

Alexej war in heller Begeisterung; den ganzen Tag über dachte er an nichts als an seine neue Bekannte; das Bild der Schönen mit dem bräunlichen Gesicht verfolgte seine Einbildungskraft sogar noch nachts

im Traume. Es dämmerte kaum, da war er bereits angezogen. Ohne sich erst Zeit zu nehmen, sein Gewehr zu laden, eilte er mit seinem treuen Sbogar ins Feld und lief zum Orte der besprochenen Zusammenkunft. In einem für ihn fast unerträglichen Harren verstrich eine halbe Stunde; endlich gewahrte er zwischen den Büschen das Flattern des blauen Sarafans und stürzte seiner lieben Akulina entgegen. Als sie den Rausch seiner Dankbarkeit wahrnahm, mußte sie lächeln; aber Alexej bemerkte sogleich auf ihrem Antlitz Spuren der Verstimmung und der Unruhe. Er wollte die Ursache erfahren. Lisa gestand ihm, daß sie ihren Schritt für leichtfertig halte, ja, daß sie ihn bereits bereue, und daß sie freilich dieses Mal noch das Wort, das sie gegeben, hätte halten wollen, aber daß diese Zusammenkunft allerdings die letzte sein müßte, und daß sie ihn bäte, die Bekanntschaft abzubrechen, die für beide zu nichts Gutem führen könnte. Es versteht sich von selber, daß sie dies alles in der Mundart der Landbevölkerung sprach; aber dennoch wurde Alexej von diesen Gedanken und Gefühlen, die für ein einfaches Bauernmädchen ungewöhnlich waren, sehr überrascht. Er gebrauchte, um Akulina von ihrer Absicht abzubringen, seine ganze Beredsamkeit; er beteuerte die Unschuld seiner Wünsche, er versprach ihr, ihr nie auch nur die geringste Ursache zur Reue zu geben und stets in allem folgsam zu sein, und er beschwor sie schließlich, ihm nicht seine einzige Freude

zu nehmen — sie allein zu sehen, und sei es auch nur jeden anderen Tag, oder gar nur zweimal in der Woche. Seine Sprache war die der aufrichtigsten Leidenschaft, man konnte ihn in diesem Augenblick wahrhaftig als verliebt bezeichnen. Lisa hörte ihn stumm an. „Versprich mir," sagte sie schließlich: „daß du mich niemals im Dorf aufsuchen oder irgendjemand nach mir fragen willst. Versprich mir, nie andere Zusammenkünfte mit mir herbeiführen zu wollen außer jenen, die ich selber bestimmen werde." Alexej wollte ihr das beim heiligen Freitag beschwören, aber lächelnd hielt sie ihn davon ab. „Ich brauche keinen Schwur," sagte Lisa: „mir genügt, wenn du es mir versprichst." Sie plauderten darauf, im Walde auf- und abgehend, auf das freundschaftlichste, bis endlich Lisa ihm sagte, daß es für sie Zeit sei. Sie trennten sich, doch konnte Alexej, als er wieder allein war, gar nicht fassen, auf welche Weise dieses einfache Bauernmädchen es in nur zwei Zusammenkünften vermocht hatte, diese große Gewalt über ihn zu gewinnen. Seine Beziehungen zu Akulina hatten für ihn den Reiz der Neuheit, und wenn ihn auch die Vorschriften des seltsamen Bauernmädchens bedrückten, so kam ihm doch der Gedanke überhaupt nicht in den Kopf, sein Wort etwa nicht zu halten. Denn Alexej war trotz des verhängnisvollen Ringes und ungeachtet seiner geheimnisvollen Korrespondenz und der enttäuschten Düsterkeit seiner Miene ein braver und heißblütiger Bursche und hatte das reinste Herz,

das durchaus noch fähig war, unschuldige Entzückungen zu empfinden.

Wenn ich jetzt nur darauf hören wollte, was mir Vergnügen bereitet, würde ich bestimmt und mit aller Genauigkeit die Zusammenkünfte der jungen Leute beschreiben, ihre anschwellende gegenseitige Neigung, ihr Zutrauen, ihre Beschäftigungen und ihre Gespräche; allein ich weiß nur zu gut, daß der größte Teil meiner Leser nicht gewillt sein dürfte, dieses Vergnügen mit mir zu teilen. Solche Einzelheiten können überhaupt leicht einen zu süßlichen Eindruck machen, und so lasse ich sie denn aus, indem ich nur in aller Kürze hinzufüge, daß keine zwei Monate vergingen, und mein Alexej bereits toll verliebt war, aber auch Lisa war nicht viel gleichgültiger als er, obwohl sie viel schweigsamer war. Beide waren glücklich über die Gegenwart und dachten wenig an die Zukunft.

Ziemlich häufig war jedem von beiden bereits der Gedanke an eine unauflösliche Verbindung gekommen; aber noch nie hatte eines von ihnen den Mut gefaßt, hierüber mit dem andern zu sprechen. Der Grund lag auf der Hand: war auch Alexej seiner lieben Akulina ungemein zugetan, so mußte er doch immer an den Abstand denken, der zwischen ihm und der armen Bäuerin bestand; Lisa hingegen war nur zu gut bekannt, wie sehr die beiderseitigen Väter einander haßten, und sie wagte nicht zu hoffen, daß es zu einem Friedensschluß kommen würde. Zudem wurde ihre Eigenliebe

insgeheim von der dunklen und romantischen Hoffnung aufgestachelt, den Tugilowschen Gutsbesitzer endlich zu Füßen der Schmiedstochter aus Prilutschino zu sehen. Plötzlich jedoch trat ein wichtiges Ereignis ein, das ihre Beziehungen fast völlig verändert hätte.

Iwan Petrowitsch Berestow ritt an einem klaren und kalten Morgen (einem jener Morgen, an denen unser russischer Herbst so reich ist) spazieren und nahm für jeden Fall drei Windhundkoppeln, einen Reitknecht und einige Buben aus dem Gutshof mit, die gegebenenfalls zu klappern hatten. Um die gleiche Zeit befahl, vom schönen Wetter verlockt, Grigorij Iwanowitsch Muromskij die Stute mit dem gestutzten Schweif zu satteln und ritt im Trabe durch seine anglisierten Besitzungen. Als er sich dem Walde näherte, erblickte er seinen Nachbarn, der in seinem mit Fuchspelz gefütterten Jagdrock stolz zu Pferde saß und auf einen Hasen wartete, den die Buben mit Schreien und Klappern soeben aus dem Gebüsch aufscheuchten. Hätte Grigorij Iwanowitsch die Begegnung vorausgesehen, er wäre sicherlich vorher beiseite geritten; so aber stieß er völlig unverhofft auf Berestow und hielt plötzlich in der kleinen Entfernung eines Pistolenschusses vor ihm. Da war nichts zu machen. Um sich als gebildeten Europäer zu zeigen, ritt Muromskij an seinen Gegner heran und begrüßte ihn höflich. Und Berestow erwiderte die Begrüßung mit dem gleichen Eifer, mit dem ein an die Kette gelegter Bär, der Weisung seines

Führers gehorchend, die anwesenden Herrschaften begrüßt. Im gleichen Augenblick aber sprang der Hase aus dem Walde und strich übers Feld. Berestow und der Reitknecht schrien laut auf, ließen die Hunde frei und jagten auf seiner Spur übers Feld. Muromskijs Pferd, das noch nie auf einer Jagd gewesen war, erschrak darüber und ging durch. Da Muromskij sich immer gerühmt hatte, ein ausgezeichneter Reiter zu sein, ließ er dem Pferd die Zügel und war sogar innerlich über den Zufall erfreut, der ihn von einer unangenehmen Unterhaltung befreite. Allein sein Pferd flog, als es plötzlich auf einen Abhang, den es zuvor nicht bemerkt hatte, zuschoß, jählings zur Seite und Muromskij vermochte nicht, sich dabei im Sattel zu halten. Er fiel ziemlich schwer auf die hartgefrorene Erde und blieb liegen, wobei er in Gedanken seine kupierte Stute verwünschte, diese aber blieb, ganz als wäre sie augenblicks, da sie sich ohne Reiter fühlte, zur Besinnung gekommen, sogleich neben ihm stehen. Iwan Petrowitsch sprengte heran und erkundigte sich, ob er sich nicht weh getan hätte. Unterdessen führte der Reitknecht das Pferd, das an dem Sturz schuld war, am Zaum herbei. Er half Muromskij in den Sattel steigen und Berestow lud ihn ein, in sein Haus zu kommen. Muromskij konnte es nicht gut ablehnen, denn er fühlte sich ihm verpflichtet, und so kam es also, daß Berestow in vollem Triumph nach Hause zurückkehren konnte, denn er hatte nicht nur einen Hasen erlegt,

sondern führte auch seinen Gegner verwundet und fast als eine Art von Kriegsgefangenen mit sich.

Beim Frühstück kam es zwischen den beiden Nachbarn zu einem ziemlich freundschaftlichen Gespräch. Muromskij bat Berestow um seinen Wagen, denn er mußte gestehen, daß er sich infolge des Sturzes nicht imstande fühlte, nach Hause zu reiten. Berestow begleitete ihn bis vors Haus und Muromskij fuhr nicht eher fort, bevor er ihm nicht das Ehrenwort abgenommen, bereits am nächsten Tage in Begleitung seines Sohnes Alexej nach Prilutschino zu kommen, um dort auf Freundesart zu Mittag zu speisen. Es machte somit den Eindruck, daß die alte und tief verwurzelte Feindschaft infolge des Scheuens einer kupierten Stute auf dem Punkt angelangt war, beigelegt zu werden.

Lisa eilte Grigorij Iwanowitsch entgegen. „Was ist geschehen, Papa?“ fragte sie erstaunt: „Sie hinken ja? Und wo ist Ihr Pferd? Und wem gehört dieser Wagen?“ — „Das würdest du nie erraten, my dear“, entgegnete ihr Grigorij Iwanowitsch und teilte ihr alles mit, was sich ereignet hatte. Lisa wollte ihren Ohren nicht trauen. Aber Grigorij Iwanowitsch gab ihr nicht erst lange Zeit, sich zu sammeln, sondern sagte, daß die beiden Berestows morgen bei ihm zu Mittag speisen würden. „Was Sie sagen!“ rief sie und erblaßte: „Die Berestows, Vater und Sohn! Morgen bei uns zu Mittag! Nein, Papa, tun Sie,

was Sie wollen; ich komme um keinen Preis zu Tisch.“ — „Du bist wohl verrückt geworden?“ erwiderte der Vater: „Seit wann bist denn du so schüchtern, oder nährst du am Ende, wie eine romantische Heldin, einen erblichen Haß gegen die beiden. Laß doch die Dummheiten ...“ — „Nein, Papa, um nichts in der Welt, um keine Schätze der Erde zeige ich mich den Berestows.“ Grigorij Iwanowitsch zuckte die Achseln und stritt nicht länger mit ihr, denn er wußte, daß man bei ihr durch Widerreden nichts erreichen konnte, er ging darum lieber ins Haus, um sich von seinem bemerkenswerten Spazierritt zu erholen.

Lisaweta Grigorjewna eilte in ihr Zimmer und rief Nastja. Beide berieten lange über den Besuch, der morgen kommen sollte. Was wohl Alexej sagen würde, wenn er in dem wohlerzogenen Fräulein seine Akulina erkennen sollte? Und was würde er wohl über ihr Betragen denken, ihre Anstandsregeln, und was müßte er von ihrer Vernunft halten? Andererseits reizte es Lisa natürlich außerordentlich, zu sehen, welch einen Eindruck diese unerwartete Begegnung auf ihn machen würde ... Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie teilte ihn Nastja mit; beide freuten sich darüber und beschlossen, das Vorhaben bestimmt auszuführen.

Am Tage darauf fragte Grigorij Iwanowitsch seine Tochter beim Frühstück, ob sie immer noch die Absicht habe, sich vor den Berestows zu verstecken. „Lieber Papa,“ entgegnete Lisa: „wenn es Ihnen be-

liebt, so will ich sie empfangen, allein ich stelle eine Bedingung: wie immer ich auch vor ihnen erscheinen sollte, und was immer ich tun werde, Sie dürfen mich deswegen nicht schelten und keinerlei Zeichen des Erstaunens oder des Unwillens äußern." — „Sicherlich wieder irgendeiner deiner Streiche!" sagte Grigorij Iwanowitsch lachend: „Gut, schon gut: ich bin einverstanden, tu was du magst, mein schwarzäugiger Schelm." Er küßte sie bei diesen Worten auf die Stirn und Lisa eilte, ihre Vorbereitungen zu treffen.

Pünktlich um zwei Uhr rollte eine sechsspännige, zu Hause gebaute Kutsche auf den Hof und bog um den dicht mit Gras bewachsenen grünen Rasenplatz. Der alte Berestow stieg, unterstützt von zwei livrierten Dienern Muromskijs, die Freitreppe herauf. Sein Sohn folgte ihm, und beide betraten gleichzeitig das Speisezimmer, in welchem der Tisch bereits gedeckt war. Muromskij empfing seine Gäste auf das zuvorkommendste, er schlug ihnen vor, noch vor dem Mittagessen den Garten und den Raubtierzwinger zu besichtigen, und führte sie auf Wegen, die sorgfältig gesäubert und mit feinem Kiessand bestreut waren. Zwar wurmte es den alten Berestow innerlich, daß so viel Zeit und Arbeit an so nutzlose Spielereien verschwendet worden war, doch er war höflich und schwieg. Sein Sohn teilte weder die Unzufriedenheit des berechnenden Gutsbesitzers noch die Begeisterung des alten Anglomanen; ungeduldig wartete er auf das Er-

ſcheinen der Haustochter, von der man ihm bereits ſo viel erzählt hatte; denn war auch ſein Herz, wie uns bekannt iſt, bereits beſetzt, ſo vermochte doch jede junge Schöne immer noch Platz in ſeiner Phantaſie zu gewinnen.

Als ſie wieder ins Speiſezimmer zurückgekehrt waren, nahmen ſie zu dritt am Tiſch Platz: die alten Herren gedachten der früheren Zeit und tauſchten Anekdoten über ihre Dienſtjahre aus, Alexej dagegen überlegte derweilen, welche Rolle er wohl ſpielen wollte, wenn Liſa erſchiene. Er entſchied ſich dahin, daß kalte Zerſtreutheit in jedem Falle das Angemeſſenſte ſein dürfte, und traf infolgedeſſen ſeine Vorbereitungen hierzu. Die Türe öffnete ſich, und mit ſolchem Gleichmut und mit einer ſo ſtolzen Nachläſſigkeit wandte er ſeinen Kopf hin, daß ſogar das Herz der allererfahrenſten Koketten unbedingt hätte erzittern müſſen. Aber zum Leidweſen trat ſtatt der erwarteten Liſa nur die alte geſchminkte und geſchnürte Miß Jackſon mit niedergeſchlagenen Augen und einem kleinen Knicks ein und ſo fiel die vortreffliche militäriſche Taktik Alexejs in nichts zuſammen. Noch hatte er nicht Zeit gefunden, ſich aufs neue zu ſammeln, da öffnete ſich wiederum die Türe, und dieſes Mal trat Liſa ein. Alle erhoben ſich; ihr Vater wollte ihr die Gäſte vorſtellen, aber plötzlich hielt er inne und biß ſich ſchnell auf die Lippen ... Liſa, ſeine braune Liſa war geſchminkt bis an die Ohren, noch viel ſchlimmer geſchminkt als etwa Miß Jackſon;

die falschen Locken, die viel heller waren als ihre echten Haare, waren zu einer Perücke der Zeiten Ludwigs XIV. aufgetürmt; die Ärmel à l'imbécille ragten steif wie höchstens ein Reifrock der Madame de Pompadour; die Taille war so eng zusammengeschnürt, daß die Gestalt dem Buchstaben X glich und an ihren Fingern, ihrem Halse und an den Ohren schimmerten alle Brillanten ihrer Mutter, die noch nicht versetzt oder verpfändet waren. Alexej konnte natürlich in diesem lächerlichen und prunkvollen Fräulein keineswegs seine Akulina erkennen. Sein Vater trat heran, um ihr das Händchen zu küssen, und ärgerlich mußte er es ihm nachtun; als er mit den Lippen ihre weißen Fingerchen berührte, schien ihm, daß diese leise erbebten. Und gleichzeitig bemerkte er ein Füßchen, das mit Absicht ein wenig hervorschaute, und mit aller nur möglichen Koketterie beschuht war. Dieser Umstand versöhnte ihn ein wenig mit ihrem übrigen Aufzuge. Was freilich die Schminke und den Puder betraf, so bemerkte er, offen gestanden, diese in der Einfalt seines Herzens auf den ersten Blick zunächst nicht und schöpfte hinsichtlich ihrer auch späterhin keinen Verdacht. Grigorij Iwanowitsch gedachte seines Versprechens und gab sich alle Mühe, nicht kundzugeben, wie sehr er erstaunt war; doch amüsierte ihn die Schelmerei seiner Tochter so sehr, daß er nur mit großer Anstrengung das Lachen verbeißen konnte. Aber gar nicht nach Lachen war der affektierten Engländerin zumute. Sie erriet, daß die

Schminke sowohl als auch der Puder aus ihrer Kommode stammten, und purpurne Röte des Ärgers brach alsbald durch die künstliche Blässe ihres Gesichts. Flammenblicke schleuderte sie auf die junge Missetäterin, diese jedoch stellte sich, als bemerke sie nichts, denn ihr lag daran, alle Auseinandersetzungen auf einen späteren Zeitraum zu verschieben.

Man ging zu Tisch. Alexej fuhr fort, die Rolle des Zerstreuten und Nachdenklichen zu spielen. Lisa zierte sich und sprach mit einem singenden Ton durch die Zähne, und zwar gebrauchte sie nur die französische Sprache. Der Vater sah unentwegt seine Tochter an, er begriff zwar nicht, welche Absicht sie mit ihrem Spiel verfolge, aber er fand es sehr ergötzlich. Die Engländerin wütete und schwieg. Und nur Iwan Petrowitsch fühlte sich wie zu Hause: er aß für zwei, er trank sein gewöhnliches Maß, er lachte über seine eigenen Späße und unterhielt sich von Stunde zu Stunde freundschaftlicher.

Endlich erhob man sich vom Tisch; die Gäste reisten ab und nun konnte Grigorij Iwan seinem Gelächter und seinen Fragen Luft machen. „Warum fiel es dir eigentlich ein, sie zum Narren zu halten?“ fragte er Lisa: „Und überhaupt, weißt du was? Die weiße Schminke steht dir ausgezeichnet; ich will nicht in die Geheimnisse des Damenputzes eindringen, aber an deiner Stelle würde ich mich häufiger schminken; nicht übertrieben natürlich, sondern nur ein wenig.“ Lisa

war über ihren Einfall entzückt. Sie umarmte den Vater, versprach ihm, über seinen Rat nachzudenken, und eilte, die erzürnte Miß Jackson zu besänftigen; sie konnte sie freilich nur mit großer Mühe dazu bewegen, die Türe zu öffnen und ihre Rechtfertigungen anzuhören. Lisa sagte, daß es ihr peinlich gewesen sei, vor den Gästen mit ihrem bräunlichen Teint zu erscheinen; sie sagte, daß sie nicht gewagt hätte, darum zu bitten ... doch daß sie überzeugt gewesen wäre, daß die gute, liebe Miß Jackson ihr verzeihen würde ... und ähnliches mehr. Als Miß Jackson zur Überzeugung gekommen war, daß Lisa nicht etwa die Absicht gehabt hätte, sie lächerlich zu machen, beruhigte sie sich, küßte Lisa und schenkte ihr als Friedenspfand ein Töpfchen mit englischer Schminke, welches von Lisa mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Dankbarkeit in Empfang genommen wurde.

Der Leser wird leicht erraten, daß Lisa nicht versäumte, am Morgen des nächsten Tages im Wäldchen der Zusammenkünfte zu erscheinen. „Gnädiger Herr, warst du gestern bei unserer Herrschaft?“ fragte sie als erstes: „Und wie gefiel dir unser Fräulein?“ Alexej entgegnete, daß er sie kaum bemerkt hätte. „Schade“, entgegnete Lisa. — „Warum denn?“ fragte Alexej. — „Weil ich dich gerne gefragt hätte, ob es wahr ist, was man sagt ...“ — „Was sagt man denn?“ — „Ob es wohl wahr ist, was man sagt, ich sähe unserem Fräulein ähnlich?“ — „Welch ein Un-

sinn! Mit dir verglichen ist sie das scheußlichste Scheusal.“ — „Ach, gnädiger Herr, schämst du dich nicht, so zu sprechen; unser Fräulein hat ein so weißes Gesichtchen und ist so schön geputzt! Wie könnte man mich je mit ihr vergleichen!“ Aber Alexej schwor ihr, daß sie viel schöner sei als alle nur immer erdenkbaren weißen Fräulein, und begann, um sie vollends zu beruhigen, ihre Herrschaft mit so lächerlichen Zügen zu schildern, daß Lisa herzlich lachen mußte. „Immerhin,“ sprach sie darauf mit einem Seufzer: „wenn auch unser Fräulein möglicherweise komisch ist, so bin ich doch im Vergleich mit ihr nichts als eine ungebildete Närrin.“ — „Ih!“ meinte Alexej: „Das brauchst du dir nicht zu Herzen zu nehmen! Und übrigens, wenn du willst, ich kann dich leicht lesen und schreiben lehren.“ — „Wahrhaftig,“ meinte Lisa, „ob man es nicht in der Tat versuchen sollte?“ — „Schon recht, Liebste; fangen wir meinetwegen sogleich an.“ Sie setzten sich. Alexej zog einen Bleistift und ein Notizbuch aus der Tasche und erstaunlich schnell lernte Akulina das Alphabet. Alexej konnte sich über ihre Auffassungsgabe nicht genug wundern. Bereits am nächsten Morgen äußerte sie den Wunsch, es mit dem Schreiben zu versuchen; und wollte auch anfangs der Bleistift scheinbar nicht recht gehorchen, so wußte sie doch bereits nach wenigen Minuten ziemlich hübsch die Buchstaben zu malen. „Ein Wunder!“ rief Alexej: „Bei uns geht ja der Unterricht noch schneller als nach dem Lancaster-

syſtem.“ Und tatſächlich vermochte Akulina bereits im Verlaufe der dritten Unterrichtsſtunde „Natalja, die Bojarentochter“ zu buchſtabieren, wobei ſie die Lektüre in einem fort mit Bemerkungen unterbrach, die Alexej in das aufrichtigſte Erſtaunen verſetzten. Sie kritzelte außerdem ein großes Blatt mit Aphorismen voll, die aus der gleichen Erzählung ſtammten.

Noch war keine Woche vergangen, da ſtanden die beiden bereits im Briefwechſel. Als Poſtbureau diente ihnen ein Hohlraum im Stamm einer alten Eiche. Naſtja hatte in aller Stille das Amt des Briefträgers übernommen. Alexej trug ſeine mit großen Zügen geſchriebenen Briefe dorthin und fand ſtets die auf einfaches blaues Papier gekritzelten Krähenfüßchen ſeiner Angebeteten vor. Es war erſtaunlich, wie ſchnell ſich Akulina an die feinere Ausdrucksweiſe gewöhnte und wie offenſichtlich ihr Verſtand ſich entwickelte und bildete.

Die Bekanntſchaft zwiſchen Iwan Petrowitſch Bereſtow und Grigorij Iwanowitſch Muromskij wuchs derweilen immer kräftiger an und verwandelte ſich in Kürze ſogar in Freundſchaft, und zwar aus folgendem Grunde. Muromskij dachte häufig daran, daß nach dem Tode Iwan Petrowitſchs all deſſen Beſitzungen Alexej Iwanowitſch zufallen würden, und daß in dieſem Falle Alexej Iwanowitſch wohl einer der reichſten Gutsbeſitzer ſeines Gouvernements werden dürfte, und daß mithin keinerlei Grund vorliege,

warum er Lisa etwa nicht heiraten sollte. Der alte Berestow hingegen leugnete keineswegs die vielen vortrefflichen Eigenschaften seines Nachbarn, wie zum Beispiel seine außergewöhnliche Tüchtigkeit, war er auch immer noch der Ansicht, daß Muromskij ein wenig verrückt sei (oder wie er es nannte, an der englischen Narrheit litt); Grigorij Iwanowitsch war zudem ein naher Verwandter des Grafen Pronskij, der ein bedeutender und einflußreicher Mann war; dieser Graf konnte unter Umständen Alexej von großem Nutzen werden, außerdem durfte Muromskij (so wenigstens dachte Iwan Petrowitsch) sicherlich über die Gelegenheit erfreut sein, seine Tochter gut zu verheiraten. Und so lange überlegten die alten Herren diesen Plan ein jeder für sich allein, bis sie ihn schließlich miteinander besprachen, worauf sie sich umarmten und einander das Wort gaben, die Angelegenheit gehörig zu betreiben; ein jeder machte sich nun daran, seinerseits die notwendigen Schritte zu unternehmen. Muromskij stand eine schwere Aufgabe bevor: mußte er doch seine Betsy überreden, näher mit Alexej, den sie seit dem bemerkenswerten Mittagessen nicht wiedergesehen hatte, bekannt zu werden. Es hatte ihm den Eindruck gemacht, als hätten sie einander nicht sehr gefallen; zum mindesten hatte Alexej keinerlei Absicht gezeigt, wieder einmal nach Prilutschino zu fahren, Lisa aber schloß sich jedesmal, wenn Iwan Petrowitsch ihnen die Ehre seines Besuches erwies, in ihrem Zimmer

ein. Wenn aber Alexej — dies waren die Gedanken Grigorij Iwanowitschs — erst täglich in meinem Hause verkehren wird, dann wird Betsy sich bestimmt in ihn verlieben. Das liegt in der Natur der Sache. Die Zeit wird es schon machen.

Iwan Petrowitsch war über den Erfolg seines Vorhabens bedeutend weniger beunruhigt. Noch am gleichen Abend befahl er seinen Sohn zu sich ins Kabinett, steckte die Pfeife an und meinte nach einem kurzen Schweigen: „Wie ist denn das, Aljoscha, du sprichst schon lange nicht mehr vom Militärdienst? Oder sollte wirklich die Husarenuniform dich nicht mehr verlocken?“ — „Nein, Papa!“ entgegnete Alexej respektvoll: „Ich merke doch, daß es Ihnen nicht erwünscht ist, daß ich Husar werde; und es ist meine Pflicht, Ihnen zu gehorchen.“ — „Schon gut!“ entgegnete Iwan Petrowitsch: „Ich sehe, daß du ein gehorsamer Sohn bist; das tröstet mich sehr; so will ich denn auch meinerseits dich zu nichts zwingen: ich will dich nicht veranlassen . . . sogleich . . . in den Staatsdienst zu treten; ich habe zunächst einmal die Absicht, dich zu verheiraten.“

„Mit wem denn, Papa?“ fragte Alexej überrascht.

„Mit Lisaweta Grigorjewna Muromskaja“, entgegnete Iwan Petrowitsch: „Ein vortreffliches Bräutchen, nicht wahr?“

„Aber, Papa, ich habe noch gar nicht ans Heiraten gedacht.“

„Du nicht; darum habe ich für dich gedacht und alles zu Ende gedacht.“

„Wie Sie wollen, aber Lisa Muromskaja gefällt mir ganz und gar nicht.“

„Sie wird dir schon gefallen, Gewohnheit bringt Liebe.“

„Aber ich fühle mich durchaus nicht befähigt, sie glücklich zu machen.“

„Was geht dich ihr Glück an? Wie? Befolgst du so meinen väterlichen Willen? Sehr gut!“

„Wie Sie wollen, aber ich will nicht heiraten und werde nicht heiraten.“

„Du wirst heiraten, oder ich werde dich verdammen, und mein Gut — so wahr Gott lebt — verkaufen und verschleudern, so daß dir auch nicht ein roter Heller bleiben wird. Ich gebe dir drei Tage zur Überlegung, wage es nicht, mir bis dahin unter die Augen zu treten.“

Alexej wußte nur zu gut, daß, wenn sein Vater sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, man es ihm, wie Taras Skotinin sagt, nicht einmal mehr mit einem Nagel aus dem Kopf hauen konnte; aber Alexej war darin wie sein Vater, und es war genau so schwierig, ihn zur Räson zu bringen. Er schloß sich in sein Zimmer ein und dachte tief über die Grenzen der väterlichen Gewalt nach, aber auch über Lisaweta Grigorjewna, über das feierliche Versprechen des Vaters, ihn zum Bettler zu machen, und dachte nicht zuletzt auch an Akulina. Jetzt, zum ersten Male, erkannte

er auf das allerdeutlichste, daß er sie leidenschaftlich liebte; ihm schoß der romantische Gedanke durch den Kopf, die Bäuerin zu heiraten und von seiner eigenen Hände Arbeit zu leben, und je länger er an diesen entscheidenden Schritt dachte, desto mehr Vernunft fand er in ihm. Die Zusammenkünfte im Wäldchen waren infolge des regnerischen Wetters seit einiger Zeit unterbrochen worden. Er schrieb daher mit der allersaubersten Handschrift und dem allerrasendsten Stil einen Brief an Akulina, in welchem er ihr von dem Verderben, das ihnen beiden drohte, Mitteilung machte, und ihr aufs neue seine Hand antrug. Ohne Zeit zu versäumen, brachte er den Brief zur Post, nämlich zu dem Hohlraum im Baum, und begab sich erst dann, zufrieden mit sich selber, zu Bett.

Tags darauf ritt Alexej, treu seinem Entschluß, schon am frühen Morgen zu Muromskij, um sich offenherzig mit ihm auseinanderzusetzen. Er gedachte an seine Großmut zu appellieren, und hoffte, ihn für sich zu gewinnen. „Ist Grigorij Iwanowitsch zu Hause?“ fragte er, nachdem er sein Pferd vor der Freitreppe des Schlosses von Prilutschino zum Stehen gebracht hatte. „Der Herr ist nicht zu Hause,“ entgegnete der Diener: „Grigorij Iwanowitsch beliebte es, bereits am frühen Morgen auszureiten.“ — Wie ärgerlich! dachte Alexej. „Ist wenigstens Lisaweta Grigorjewna zu Hause?“ — „Das Fräulein sind zu Hause.“ Alexej sprang sogleich vom Pferd, warf dem

Diener die Zügel zu und trat ein, ohne sich erst melden zu lassen.

Nun wird sich alles entscheiden — dachte er, als er sich dem Wohnzimmer näherte —, ich werde mit ihr selber sprechen. Er trat ein ... und erstarrte zu einer Bildsäule: Lisa ... nein doch, Akulina, die liebe bräunliche Akulina, saß dort zwar nicht im Ssarafan, aber im weißen Morgenkleide am Fenster und las seinen Brief; sie war so sehr damit beschäftigt, daß sie nicht gehört hatte, wie er eintrat. Alexej war nicht imstande, einen Freudenschrei zu unterdrücken. Lisa erbebte, hob den Kopf, schrie auf und wollte davon. Er eilte ihr nach. „Akulina, Akulina! ...“ Lisa versuchte vergebens, sich aus seinen Armen zu winden ... „Mais laissez-moi donc, Monsieur, mais êtes-vous fou?“ rief sie in einem fort, sich von ihm abwendend. „Akulina! Geliebte, Akulina!“ stammelte er, ihre Hände küssend. Miß Jackson, die dieser Szene als Zeugin beiwohnte, wußte nicht, was sie denken sollte. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Grigorij Iwanowitsch trat ein.

„Aha!“ meinte Muromskij: „Na, die Sache scheint ja von euch bereits in Ordnung gebracht worden zu sein ...“

Die Leser werden es mir gewiß ersparen, die übrigen Einzelheiten der Lösung zu schildern.

Dubrowskij

Erstes Kapitel

Es ist mehrere Jahre her, da lebte auf einer seiner Besitzungen der russische Edelmann alten Schlages Kirila Petrowitsch Trojekurow. Sein Reichtum, sein vornehmer Stand und seine Verbindungen verliehen ihm in dem Gouvernement, in dem sich sein Gut befand, ein großes Ansehen. Da er von allen, die sich in seiner Umgebung befanden, überaus verwöhnt wurde, war es ihm zur Gewohnheit geworden, einer jeden Regung seines feurigen Charakters nachzugeben, ebenso aber auch allen Launen seines ziemlich beschränkten Verstandes. Seine Nachbarn waren beglückt, wenn sie seinem kleinsten Wunsch genügen konnten; die Gouvernementsbeamten dagegen zitterten, wenn sie nur seinen Namen hörten. Kirila Petrowitsch nahm alle diese Beweise der Unterwürfigkeit wie einen ihm zustehenden Tribut entgegen. Sein Haus war immer voller Gäste, die nur darauf lauerten, seinen adeligen Müßiggang zu ergötzen, indem sie stets bereit waren, die lärmenden und zuweilen wohl auch wilden Vergnügungen zu teilen. Keiner wagte je, eine Einladung von ihm abzulehnen, oder etwa an den bewußten Tagen nicht mit dem gehörigen Respekt im Dorf Pokrowskoje zu erscheinen. Kirila Petrowitsch war durch und durch gastfrei und litt, trotz seiner ungewöhnlichen physischen Kräfte, regelmäßig zweimal in der Woche an den Folgen des Überfressens, es

verging außerdem kein Abend, an dem er nicht berauscht war.

(Es gab nur wenige Mägde unter seinem Hofgesinde, die den wollüstigen Angriffen des Fünfzigjährigen entgangen waren. Außerdem lebten in einem der Flügel des Gutsgebäudes sechzehn Zofen, die mit nichts anderem als den ihrem Geschlecht zustehenden Handarbeiten beschäftigt waren. Vor den Fenstern dieses Flügels waren Holzgitter; die Eingangstüre war beständig verschlossen und der Schlüssel befand sich in Verwahrung bei Kirila Petrowitsch. Die jugendlichen Einsiedlerinnen durften nur zu bestimmten Stunden in den Garten und ergingen sich dort stets unter der Aufsicht zweier alter Frauen. Von Zeit zu Zeit verheiratete Kirila Petrowitsch einige von ihnen, dann traten Neue an ihre Stellen. Mit den Bauern und dem Hofgesinde verfuhr er streng und eigenwillig; trotzdem aber waren ihm alle sehr ergeben: sie prahlten mit dem Reichtum und dem Ruhm ihres Herrn und nahmen sich ihrerseits viele Freiheiten gegen ihre Nachbarn heraus, da sie auf den starken Schutz ihres Gebieters bauten.)[1]

Trojekurows einzige und ständige Beschäftigung bestand im Grunde nur aus Spazierritten, die ihn durch seine ausgedehnten Besitzungen führten, aus endlosen Gelagen und aus allerhand Streichen, die täglich neu ersonnen wurden und deren Opfer gewöhn-

[1] Das in Klammern Stehende ist im Manuskript durchgestrichen.

lich irgendeiner seiner neuen Bekannten war, obwohl auch seine älteren Freunde nicht immer ungerupft davonkamen; die einzige Ausnahme hiervon bildete Andrej Gavrilowitsch Dubrowskij. Dieser Dubrowskij, ein verabschiedeter Gardeleutnant, war sein nächster Nachbar und besaß nicht mehr als siebzig Seelen. Doch Trojekurow, der sich sogar gegen Personen von allerhöchster Herkunft hochmütig benahm, hatte vor Dubrowskij trotz dessen geringem Vermögen den größten Respekt. Sie hatten vor Zeiten im gleichen Regiment gedient und Trojekurow war der ungeduldige und entschlossene Charakter seines Nachbarn wohl bekannt. Das ruhmreiche Jahr 1762 hatte die beiden auf lange getrennt. Trojekurow, der ein Verwandter der Fürstin Daschkow war, machte eine glänzende Karriere; Dubrowskij hingegen, dessen Vermögen sich in einem verwahrlosten Zustande befand, sah sich gezwungen, den Abschied zu nehmen und sich auf seine letzte Besitzung zurückzuziehen. Als dieser Umstand Kirila Petrowitsch zu Ohren kam, trug er dem Freunde seine Unterstützung an; Dubrowskij lehnte jedoch dankend ab, denn er zog es vor, arm, aber unabhängig zu sein. Einige Jahre darauf ließ sich auch Trojekurow, der als General en chef den Abschied genommen hatte, auf seinem Gut nieder; die Freunde sahen sich wieder und empfanden große Freude darüber. Seit jener Zeit war kein Tag vergangen, an dem sie nicht zusammengekommen wären, und Kirila Petrowitsch, der noch

niemals jemand die Ehre seines Besuches erwiesen hatte, kehrte häufig im Häuschen seines alten Kameraden ein. (Da sie gleichalterig waren, dem gleichen Stande entstammten und ähnlich erzogen worden waren, ähnelten sich zum Teil auch ihre Charaktere und Neigungen; ja, man konnte sogar sagen, auch)[1] ihr Schicksal sah sich einigermaßen gleich: beide hatten aus Liebe geheiratet, beide waren früh Witwer geworden und jeder von den beiden hatte aus seiner Ehe ein einziges Kind. Dubrowskijs Sohn wurde in Petersburg erzogen, Kirila Petrowitschs Tochter dagegen wuchs unter den Augen ihres Erzeugers heran, und oft pflegte Trojekurow zu Dubrowskij zu sprechen: „Hör mal, Bruder Andrej Gawrilowitsch, wenn dein Wladimir einmal seinen Weg gemacht haben wird, soll er meine Mascha kriegen, gleichviel, ob er auch der ärmste Schlucker sei.“ Aber Andrej Gawrilowitsch schüttelte dazu nur den Kopf und antwortete gewöhnlich: „Nein, Kirila Petrowitsch, mein Wladimir ist kein Mann für Marja Kirilowna. Ein armer Edelmann, wie er einer ist, tut besser daran, ein armes Edelfräulein zu heiraten, damit er in seinem Hause das Haupt sei, statt der Verwalter eines verwöhnten Weibchens zu werden.“

Das Einverständnis, das zwischen dem aufgeblasenen Trojekurow und seinem armen Nachbarn bestand, war der Gegenstand des Neides aller und manch

[1] Das in Klammern Stehende ist im Manuskript durchgestrichen.

einer wunderte sich über den Mut Dubrowskijs, wenn er am Tisch Kirila Petrowitschs freimütig seine Meinung gerade heraus äußerte, ohne sich lange darum zu kümmern, ob diese nicht am Ende der Ansicht des Hausherrn widerspräche. Der eine und der andere versuchte sogar, es ihm nachzutun und die Grenzen des geziemenden Respektes zu überschreiten; Kirila Petrowitsch aber wußte in diesen Fällen allen solche Angst zu machen, daß ihnen auf immer die Lust zu ähnlichen Unternehmungen verging; Dubrowskij war und blieb der einzige, der außerhalb des allgemeinen Gesetzes stand. Jedoch ein unverhoffter Zufall änderte das und brachte alles aus dem Gleichgewicht.

Eines Tages, es war im frühen Herbst, begab sich Kirila Petrowitsch auf die Jagd. Die Hundewärter und Pferdeknechte hatten schon am Abend vorher den Befehl erhalten, um fünf Uhr früh bereit zu sein. Zelt und Feldküche befanden sich bereits an Ort und Stelle, nämlich dort, wo Kirila Petrowitsch zu Mittag speisen wollte. Der Hausherr und seine Gäste begaben sich auf den Hundehof, auf welchem mehr als fünfhundert Jagd- und Windhunde zufrieden und gut lebten und Kirila Petrowitschs Freigebigkeit immerzu in ihrer Hundesprache priesen. Dortselbst befand sich auch ein Lazarett für die kranken Hunde, das unter der Aufsicht des „Stabsarztes" Timoschka stand, und ferner eine Abteilung, in der die Hündinnen ihre

Jungen warfen und späterhin die Welpen säugten. Diese trefflich eingerichteten Anstalten waren Kirila Petrowitschs ganzer Stolz. Und er versäumte keine Gelegenheit, vor seinen Gästen damit zu prahlen, wenn auch ein jeder von diesen die Baulichkeiten mindestens zwanzigmal bereits gesehen hatte. Umgeben von seinen Gästen und geleitet von Timoschka und den Haupthundewärtern ging er auf dem Hundehofe auf und ab und blieb gelegentlich vor einigen Zwingern stehen, wobei er bald nach der Gesundheit der Erkrankten fragte, bald wieder mehr oder weniger strenge und gerechte Anordnungen traf; die Hunde, die er erkannte, rief er heran und unterhielt sich zärtlich mit ihnen. Die Gäste hielten es für ihre Pflicht, in den Ausdrücken des Entzückens von Kirila Petrowitschs Hundehof zu sprechen. Nur Dubrowskij schwieg finster; er war ein leidenschaftlicher Jäger, aber der Zustand seines Vermögens erlaubte ihm nicht, mehr als zwei Jagdhunde und eine Windhündin zu halten, und darum konnte er sich beim Anblick dieser wahrhaft großartigen Zucht eines gewissen Neides nicht enthalten. „Warum schaust du so finster, Bruder?“ fragte Kirila Petrowitsch, „gefällt dir am Ende mein Zwinger nicht?“ — „Nein,“ entgegnete Dubrowskij rauh, „der Zwinger ist großartig; aber ich bezweifle, ob alle Ihre Leibeigenen ein solches Leben haben wie Ihre Hunde.“ Diese Worte kränkten einen der Hundeknechte. „Dank Gott und unserem Herrn“, sagte er, „können wir über

unser Leben nicht klagen; aber die Wahrheit zu sagen, würde es manchem Edelmann vielleicht nur zum Vorteil gereichen, seinen Gutshof gegen eine beliebige der Hundehütten hier zu vertauschen; er hätte es hier nicht nur wärmer, sondern würde auch besser genährt werden." Die freche Bemerkung seines Leibeigenen zwang Kirila Petrowitsch ein lautes Lachen ab, was zur Folge hatte, daß auch die Gäste in ein Gelächter ausbrachen, wenn auch manche von ihnen sich des Gefühles nicht ganz erwehren konnten, daß der Scherz des Hundeknechtes sich eigentlich auch auf sie hätte beziehen können. Dubrowskij erbleichte und entgegnete kein Wort. In diesem Augenblick wurde Kirila Petrowitsch ein Wurf junger Hunde in einem Körbchen gebracht; er beschäftigte sich mit ihnen und wählte zwei von ihnen aus, die anderen befahl er, zu ersäufen. Derweilen jedoch war Andrej Gawrilowitsch verschwunden, ohne daß irgendjemand es bemerkt hätte.

Bald darauf verließ Kirila Petrowitsch, gefolgt von seinen Gästen, den Hundehof und begab sich zum Abendessen, und hier erst merkte er, als er Dubrowskij nirgends sah, daß dieser verschwunden war. Die Diener teilten ihm mit, daß Andrej Gawrilowitsch nach Hause gefahren sei. Trojekurow befahl sogleich, ihm nachzujagen und ihn unter allen Umständen zurückzubringen. Es war noch nie vorgekommen, daß er ohne Dubrowskij auf die Jagd gegangen wäre,

denn dieser war ein erfahrener und vortrefflicher Kenner aller Hundeeigenschaften und in allen nur erdenkbaren Jagdstreitigkeiten war seine Entscheidung immer die einzig richtige. Allein der Diener, der ihm nachgeschickt worden war, kehrte zurück, während alles noch bei Tisch saß, und meldete seinem Herrn, Andrej Gawrilowitsch hätte nicht Folge geleistet und beabsichtige nicht zurückzukehren. Wie immer erhitzt vom Fruchtschnaps, ärgerte sich Kirila Petrowitsch sehr und schickte den gleichen Diener noch einmal Andrej Gawrilowitsch nach und ließ ihm sagen, daß, wenn er nicht augenblicks nach Pokrowskoje zurückkäme, um daselbst zu übernachten, er, Trojekurow, sich auf ewig mit ihm verzanken würde. Der Diener sprengte aufs neue fort. Kirila Petrowitsch hob die Tafel auf, ließ die Gäste gehen und begab sich selber zu Bett.

Am Tage darauf war seine erste Frage: „Ist Andrej Gawrilowitsch da?“ Man überreichte ihm einen in Form eines Dreiecks zusammengefalteten Brief. Kirila Petrowitsch befahl seinem Schreiber, das Billet laut vorzulesen, und bekam folgendes zu hören:

„Mein allerwertester Herr!

Ich beabsichtige nach Pokrowskoje solange nicht zu kommen, bis Sie mir nicht den Hundewärter Paramoschka geschickt haben, damit dieser sich vor mir entschuldige; und wird es in meinem Belieben stehen, ihn zu bestrafen oder zu begnadigen; Späße von Ihren Leibeigenen werde ich

mir keineswegs gefallen lassen und auch von Ihnen gedenke ich nichts dergleichen zu erdulden, denn ich bin kein Narr, sondern ein Edelmann aus altem Hause. Inzwischen verbleibe ich als Ihr zu jedem Dienst bereiter

Andrej Dubrowskij."

Nach den heutigen Anstandsbegriffen wäre dieser Brief als durchaus ungehörig zu bezeichnen; Kirila Petrowitsch dagegen war weniger über den sonderbaren Stil und die Ausdrucksweise verletzt als über den Inhalt. „Wie?" schrie Trojekurow und sprang barfuß aus dem Bett: „Meine Leute zu ihm schicken, damit sie sich entschuldigen! Er will sich die Freiheit nehmen, sie zu strafen oder zu begnadigen! Ja, was fällt ihm denn eigentlich ein? Weiß er wohl, mit wem er es zu tun hat? Ich werd ihm! der soll mir noch klein werden! Er soll mir erfahren, was es heißt, mit Trojekurow zu streiten."

Trotzdem jedoch zog sich Kirila Petrowitsch an und ritt mit dem gewöhnlichen Prunk auf die Jagd. Aber die Jagd war erfolglos; den ganzen Tag bekam man nichts als einen einzigen Hasen zu Gesicht und auch der wurde gefehlt; das Mittagessen im Zelt war ebenfalls nicht geglückt oder zum mindesten Kirila Petrowitsch nicht nach dem Sinn, denn er prügelte den Koch, beschimpfte die Gäste und nahm darauf mit seinem ganzen Gefolge den Heimweg absichtlich über die Felder Dubrowskijs.

Zweites Kapitel

Einige Tage vergingen, doch wurde die Feindschaft zwischen den beiden Nachbarn deswegen nicht geringer. Andrej Gawrilowitsch zeigte sich nicht mehr in Pokrowskoje, Kirila Petrowitsch langweilte sich ohne ihn und äußerte seinen Mißmut in den allerverletzendsten Ausdrücken, die natürlich, dank dem Eifer der dort anwesenden Edelleute, Dubrowskij ergänzt und berichtigt zu Ohren kamen. Ein weiterer Umstand vernichtete schließlich auch die letzte Hoffnung auf einen Friedensschluß.

Eines Tages ritt Dubrowskij durch seine kleine Besitzung; er hörte, als er sich einem Birkenwäldchen näherte, Beilschläge und gleich darauf den Lärm eines zu Boden stürzenden Baumes; er ritt dorthin und überraschte Bauern aus Pokrowskoje, die in seinem Gehölz Waldfrevel trieben. Als sie ihn sahen, machten sie sich auf die Flucht; allein Dubrowskij erwischte mit der Hilfe seines Kutschers einen von ihnen und schleppte ihn gefesselt mit sich zurück; außerdem waren dem Sieger noch zwei der feindlichen Pferde als Beute zugefallen. Dubrowskij war wütend; vor diesem Tage war es noch nie geschehen, daß Trojekurows Leibeigene, die bekannte Räuber waren, es gewagt hätten, innerhalb seiner Besitzung ihr Unwesen zu treiben, denn alle kannten ja seine nahe Freundschaft mit ihrem Herrn; jetzt aber mußte Dubrowskij bemerken, daß

sie das Zerwürfnis zwischen ihm und seinem Nachbarn sich zu Nutzen machten, und daher entschloß er sich, entgegen allen Regeln des Kriegsbrauches, seinen Gefangenen mit eben den gleichen Ruten zu züchtigen, die er im Gehölz gestohlen hatte, die Pferde aber zur Arbeit zu verwenden und sie dem herrschaftlichen Pferdebestand zuzuteilen.

Das Gerücht hiervon drang noch am gleichen Tage zu Kirila Petrowitsch. Er geriet außer sich und wollte im ersten Augenblick der Wut mit seinem ganzen Hofgesinde Kistenjowka überfallen (so hieß die Besitzung seines Nachbarn), alles in Grund und Boden verwüsten und den Besitzer selber in seinem Gutshaus belagern; Heldentaten dieser Art waren für ihn nichts Rares; doch nahmen seine Gedanken bald eine andere Wendung. Während er mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab ging, blickte er zufällig durchs Fenster und bemerkte vor dem Tore ein Dreigespann. Ein Mann in Ledermütze und Friesmantel sprang aus dem Wagen und begab sich zum Flügel, in dem der Verwalter wohnte. Trojekurow erkannte in ihm den Beisitzer Schabaschkin und ließ ihn rufen. Nach wenigen Augenblicken stand Schabaschkin vor Kirila Petrowitsch und konnte sich nicht genug an Verbeugungen tun, er wartete andächtig darauf, was jener ihm zu sagen hätte.

„Guten Tag ... wie heißt du doch gleich?“ fragte Trojekurow: „Warum bist du hier?“

„Ich fahre gerade zur Stadt, Eure hohe Exzellenz,“ entgegnete Schabaschkin, „und wollte Iwan Demjanow nur fragen, ob nicht irgendetwas erledigt werden könnte.“

„Du hast recht getan, hier einzukehren . . . wie heißt du doch gleich? Ich brauch dich nämlich; da hast du einen Schnaps und jetzt hör mal zu.“

Dieser liebenswürdige Empfang war eine angenehme Überraschung für den Beisitzer; er lehnte den Schnaps ab und hörte mit dem allererdenkbarsten Eifer Kirila Petrowitsch zu.

„Ich habe einen Nachbarn,“ sagte Trojekurow, „einen Grobian mit wenig Land; dem will ich seine Besitzung nehmen . . . Was hältst du davon?“

„Eure hohe Exzellenz, gibt es vielleicht irgendwelche Dokumente?“ . . .

„Schwatz nicht, Bruder, was da Dokumente? Dafür gibt es Gesetze. Das ist es ja, ich will ihm nämlich sein Gut ohne jedes Recht nehmen.“

„Schwer, Eure hohe Exzellenz . . .“

„Wart mal! Dieses Gut hat nämlich vormals uns gehört, es wurde von einem gewissen Spizyn gekauft und späterhin an Dubrowskijs Vater verkauft. Könnte man nicht vielleicht diesen Umstand verwerten?“

„Schwer, Eure hohe Exzellenz; dieser Verkauf wurde doch gewiß mit allen gesetzlichen Formalitäten betätigt.“

„Also denk mal nach, Bruder, streng dich an.“

„Wie wäre es, Eure hohe Exzellenz, wenn Sie, zum Beispiel, es möglich machen könnten, das Schriftstück, kraft dessen er sein Gut besitzt, von dem Nachbarn zu erhalten, denn dann . . .“

„Versteh schon, aber es hat einen Haken: während eines Feuerschadens sind alle seine Papiere verbrannt.“

„Wie, Eure hohe Exzellenz, seine Papiere sind verbrannt? Ja, was wollen Sie denn noch mehr? In dem Fall können Sie sogar auf dem Wege des Gesetzes gegen ihn vorgehen: Sie werden ohne Zweifel volle Genugtuung erhalten.“

„Glaubst du? Also, schau mal zu, ich verlasse mich auf deinen Eifer, an meiner Dankbarkeit soll es nicht fehlen.“

Schabaschkin verbeugte sich fast bis zur Erde, ging hinaus und begann noch am gleichen Tage, sich um die besprochene Angelegenheit zu kümmern. Dank dem Eifer, mit dem er die Sache betrieb, erhielt Dubrowskij schon nach zwei Wochen eine Aufforderung aus der Stadt, unverzüglich die notwendigen Papiere einzureichen, da beim Gericht ein Gesuch des Generals en chef Trojekurow eingelaufen sei, des Inhaltes, daß der Besitztitel auf das Dörfchen Kistenjowka ungesetzmäßig wäre.

Voller Unwillen über diese unerwartete Anfrage schrieb Andrej Gawrilowitsch noch am gleichen Tage eine ziemlich grobe Antwort, in der er auseinandersetzte, daß das Dorf Kistenjowka nach dem Tode seines

verstorbenen Erzeugers ihm zugefallen sei und daß er es nach dem Rechte der Erbschaft besitze, er schrieb ferner, daß die ganze Angelegenheit Trojekurow ganz und gar nichts anginge, und daß jeder Anspruch auf diese seine Besitzung nichts als Verleumdung und Betrug sei. Dubrowskij hatte nicht die geringste Erfahrung in Gerichtssachen. Er ließ sich in den meisten Fällen von seinem gesunden Verstande leiten, aber es muß gesagt werden, daß diese Leitung nur selten die rechte und fast immer ungenügend ist.

Dies Schreiben machte auf den Beisitzer Schabaschkin den allerangenehmsten Eindruck; denn erstens ersah er daraus, daß Dubrowskij nur wenig von solchen Geschäften verstünde; zweitens aber machte er die Bemerkung, daß es ein leichtes sein müßte, einen so heißblütigen und unvorsichtigen Menschen bald in die allerungünstigste Lage zu bringen.

Als Andrej Gawrilowitsch einige Zeit darauf die an ihn gerichtete Anfrage mit größerer Kaltblütigkeit überdachte, erkannte er, daß es unumgänglich notwendig war, eingehender zu antworten; er setzte daher ein neues und ziemlich sachliches Schreiben auf, aber auch dieses wurde in der Folge als ungenügend angesehen.

Die Sache zog sich hin. Andrej Gawrilowisch war von seinem Recht so sehr überzeugt, daß er sich ihrer wenig annahm, außerdem hatte er weder Lust noch Möglichkeit, mit Geldern um sich zu streuen, er spottete

über die Verkäuflichkeit der Gewissen des Tintengeschlechtes und es kam ihm überhaupt nicht einmal der Gedanke, daß er möglicherweise ein Opfer dieser Hinterlist werden könnte. Seinerseits dachte Trojekurow ebensowenig daran, ob er als Sieger aus der begonnenen Sache hervorgehen würde: für ihn arbeitete ja Schabaschkin, der in seinem Namen wirkte, die Richter kaufte und einschüchterte und alle möglichen Gesetze und Verfügungen auf jede erdenkbare Art auszulegen bestrebt war. Wie dem aber auch sei, am 9. Februar des Jahres 18.. erhielt Dubrowskij durch die Stadtpolizei die Aufforderung, vor dem Landgericht zu ** zu erscheinen, um den Entscheid in der Streitsache zu hören, die zwischen ihm, dem Leutnant Dubrowskij, und dem General en chef Trojekurow hinsichtlich der fraglichen Besitzung entstanden sei, und um mit seiner Unterschrift zu bekunden, daß er den Entscheid annehme, oder dagegen Berufung einlege. Noch am gleichen Tage begab sich Dubrowskij zur Stadt; Trojekurow überholte ihn unterwegs; hochmütig blickten die beiden einander an und Dubrowskij bemerkte ein boshaftes Lächeln auf dem Antlitz seines Gegners.

Andrej Gawrilowitsch wohnte in der Stadt stets bei einem Kaufmann, mit dem er bekannt war, er übernachtete auch diesmal bei ihm und begab sich in der Frühe des nächsten Tages zum Gerichtshof. Niemand schenkte ihm Beachtung. Bald nach ihm kam

Kirila Petrowitsch. Die Schreiber sprangen auf und steckten ihre Federn hinters Ohr; die Richter empfingen ihn mit Ausdrücken der tiefsten Ergebenheit und rückten ihm aus Respekt vor seinem Rang, seinen Jahren und seiner Abstammung sogar einen Sessel herbei; er setzte sich; Andrej Gawrilowitsch dagegen stand, wobei er sich an die Wand lehnte. Eine tiefe Stille brach an und alsbald begann der Sekretär mit schallender Stimme den Entscheid des Gerichtes vorzulesen. Wir rücken ihn hier in vollem Umfange ein, da wir annehmen, daß es einen jeden interessieren dürfte, eine der Methoden kennen zu lernen, dank welcher wir in Rußland ein Besitztum verlieren können, auf dessen Besitz wir unbestreitbare Rechte haben. . .[1]

Der Sekretär verstummte: der Beisitzer erhob sich und forderte Trojekurow mit einer tiefen Verbeugung auf, das vorliegende Papier zu unterschreiben. Triumphierend nahm Trojekurow die Feder aus seiner Hand und schrieb unter die Gerichtsentscheidung sein völliges Einverständnis.

Nun war die Reihe an Dubrowskij. Der Sekretär trat auch an ihn mit dem Papier heran, aber Dubrowskij verharrte regungslos und mit gesenktem Kopf in der gleichen Stellung. Der Sekretär wiederholte die Aufforderung: „Entweder voll und ganz

[1] Puschkin hatte eigentlich die Absicht, hier die authentische Entscheidung des Koslowschen Landgerichts in Sachen Krjukow gegen Muratow beizulegen, indem er nur die Namen zu verändern gedachte.

zuzustimmen, oder aber seinem Nichteinverständnis, sollte sein Gewissen ihm wider Erwarten sagen, daß seine Sache gerecht sei, aufs deutlichste Ausdruck zu geben, wenn er nämlich die Absicht hätte, während der vom Gesetz vorgeschriebenen Frist gehörigen Ortes Berufung einzulegen."

Dubrowskij schwieg noch immer ... Aber plötzlich fuhr sein Kopf in die Höhe, seine Augen funkelten, er stampfte mit dem Fuß auf und stieß den Sekretär mit solcher Kraft von sich, daß dieser zu Boden stürzte, darauf packte Dubrowskij das Tintenfaß, schleuderte es auf den Beisitzer und schrie mit der wildesten Stimme: „Wie, ihr achtet Gottes Gebote nicht! Packt euch hinaus, ihr Geschlecht von Lakaien!" Er wandte sich hierauf zu Kirila Petrowitsch: „Ist es nicht unerhört, Exzellenz, daß die Hundeknechte ihre Windhunde in die Kirche Gottes bringen!" und fuhr fort: „Jetzt laufen die Hunde bereits in der Kirche herum! Ich wills ihnen schon zeigen!" Alles geriet in Entsetzen. Die Gerichtsdiener hörten den Lärm, liefen herbei und konnten den Rasenden nur mit großer Mühe überwältigen. Man führte ihn hinaus und brachte ihn in seinem Schlitten unter. Trojekurow folgte, vom ganzen Gerichtshof geleitet; Dubrowskijs plötzlich ausgebrochener Wahnsinn hatte einen heftigen Eindruck auf ihn gemacht; er würdigte die Richter, die sich große Hoffnungen auf seine Dankbarkeit gemacht hatten, keines einzigen freundlichen Wortes; insgeheim von seinem Gewissen

gequält, begab er sich schleunigst nach Pokrowskoje und man kann nicht sagen, daß der Triumph, den sein Haß erzielt hatte, ihn sehr befriedigte. Dubrowskij aber mußte derweilen das Bett hüten; ein Kreisarzt (der übrigens kein völliger Dummkopf war) ließ ihn zur Ader und setzte ihm Blutegel an und spanische Fliegen; abends fühlte er sich ein wenig besser und konnte bereits am nächsten Tage nach Kistenjowka gebracht werden, das ihm eigentlich schon fast nicht mehr gehörte.

Drittes Kapitel

Einige Zeit verging, doch stand es mit der Gesundheit des kranken Dubrowskij immer noch schlimm. Die Wahnsinnsanfälle wiederholten sich freilich nicht mehr, doch nahmen seine Kräfte merklich ab. Seine vormaligen Beschäftigungen hatte er vergessen, sein Zimmer verließ er nur noch selten, aber tagelang konnte er dasitzen und grübeln. Jegorowna, eine gute Alte, die vormals seinen Sohn betreut hatte, war jetzt seine Wärterin geworden. Sie pflegte ihn, wie man ein Kind pflegt, sie erinnerte ihn, wenn es Zeit war zu essen oder zu trinken, ja, sie fütterte ihn sogar und brachte ihn zu Bett. Andrej Gawrilowitsch folgte ihr in allem, denn sie war überhaupt der einzige Mensch, den er in dieser Zeit sah. Er war nicht mehr fähig, an seine Geschäfte zu denken oder wirtschaftliche Anordnungen zu treffen, und darum hielt es die Jegorowna für unumgänglich notwendig, den jungen Dubrowskij,

der in einem Gardeinfanterieregiment diente, das zu jener Zeit in Petersburg ſtand, von allem zu benachrichtigen. Zu dieſem Zweck riß ſie ein Blatt aus dem Wirtſchaftsbuch und diktierte dem Koch Chariton, dem einzigen Schriftkundigen in Kiſtenjowka, einen Brief, der noch am gleichen Tage auf der Poſt in der Stadt aufgegeben wurde.

Allein es wird allmählich Zeit, den Leſer mit dem eigentlichen Helden unſerer Erzählung bekannt zu machen.

Wladimir Dubrowskij hatte ſeine Erziehung im Kadettenkorps genoſſen, von wo er als Kornett zur Garde kam. Sein Vater gab alles her, damit er dort anſtändig leben konnte, und darum erhielt der junge Mann von zu Hauſe weit mehr, als er eigentlich hätte erwarten dürfen. Da er ehrgeizig und von feuriger Gemütsart war, gewöhnte er ſich bald an allerhand koſtſpielige Neigungen; er ſpielte gern Karten und machte Schulden, kurz, er kümmerte ſich wenig um die Zukunft, und wenn er gelegentlich an ſie dachte, ſo fiel ihm nichts weiter ein, als daß er früher oder ſpäter ein reiches Bräutchen ſuchen müßte.

Eines Abends ſaßen einige Offiziere bequem ausgeſtreckt in ſeiner Wohnung und rauchten aus ſeinen Bernſteinpfeifen, da trat Griſcha, ſein Kammerdiener, ein und überreichte ihm einen Brief, deſſen Aufſchrift und Siegel den jungen Mann aufs äußerſte überraſchen mußten. Haſtig erbrach er den Brief und las folgendes:

„Wladimir Andrejewitsch, gnädiger Herr, ich, deine alte Amme, erdreiste mich, dir eine Nachricht über das Befinden deines Papachens zukommen zu lassen. Es steht sehr schlecht mit ihm, er weiß oft gar nicht mehr, was er spricht, und sitzt den ganzen Tag über wie ein töricht Kind da — Leben und Tod stehen zwar in Gottes Hand, aber dennoch solltest du, unser hübscher Falke, kommen und wir wollen dir auch Pferde nach Pessotschnoje entgegenschicken. Man spricht hier davon, das Landgericht würde demnächst zu uns kommen, um uns an Kirila Petrowitsch Trojekurow abzutreten, weil wir dem gehören sollen, aber wir gehören doch euch und haben nie etwas anderes gehört. Könntest du nicht, da du doch in Petersburg lebst, dem Väterchen Zaren hierüber berichten, damit er nicht zuläßt, daß wir gekränkt würden. Und bei uns regnet es jetzt schon die zweite Woche und der Hirt Rodja ist vor kurzem gestorben. Grischa sende ich meinen mütterlichen Segen. Bist du mit ihm zufrieden? Ich verbleibe als deine treue Dienerin und Amme

Arina Jegorowna Busyrjowa."

Erregt las Wladimir Dubrowskij diese ziemlich konfusen Zeilen einige Male durch. Er hatte schon in frühester Kindheit seine Mutter verloren und war, ehe er noch seinen Vater recht kennen gelernt hatte, mit acht Jahren nach Petersburg gebracht worden. Schon aus diesem Grunde hatte er eine romantische Neigung

für seinen Vater und war um so mehr für das Familienleben eingenommen, als er ja noch fast nie die Möglichkeit gehabt hatte, sich an dessen stillen Freuden zu ergötzen.

Qualvoll drang ihm der Gedanke, daß er vielleicht den Vater verlieren könnte, ins Herz, und schaudern machte ihn die Lage des armen Kranken, die er aus dem Brief der Amme erriet. Lebhaft malte er sich das Bild des Vaters im einsamen Dorf aus, umgeben von einer törichten Greisin und dem übrigen Hofgesinde ... und zu alledem bedroht von irgendeinem Ungemach, und in Qualen des Leibes und der Seele ohne jedwede Hilfe hinwelkend ... Wladimir Andrejewitsch machte sich jetzt bittere Vorwürfe über seine sträfliche Nachlässigkeit. Er hatte schon geraume Zeit über keine Nachricht von seinem Vater erhalten, aber dennoch hatte ihn dieser Umstand nicht bewogen, sich nach ihm zu erkundigen, denn er war der Ansicht, daß der Vater auf Reisen sei oder von wirtschaftlichen Fragen völlig in Anspruch genommen.

Darum faßte er jetzt sogleich den Entschluß, hinzufahren und sogar, falls der kränkliche Zustand des Vaters seine immerwährende Anwesenheit erfordere, den Abschied zu nehmen. Die Kameraden bemerkten seine Unruhe und verließen ihn. Als Wladimir allein war, schrieb er alsbald das Urlaubsgesuch, steckte seine Pfeife an und versank in tiefes Nachdenken.

— — — — — — — — — — — — —

Wladimir Andrejewitschs Wagen näherte sich der Poststation, von der aus es nach Kistenjowka ging. Sein Herz war voll trüber Vorahnungen: er fürchtete, den Vater nicht mehr am Leben anzutreffen; und nur ungern stellte er sich das traurige Leben vor, das ihn im Dorf erwartete: Einöde, Menschenleere, Armut und immerwährende Geschäfte, von denen er auch nicht das geringste verstand. Als er das Postgebäude betrat, eilte er sogleich zum Posthalter und fragte, ob Pferde da wären. Der Posthalter erkundigte sich, wohin er reise, und teilte ihm darauf mit, daß die Pferde aus Kistenjowka ihn bereits seit vier Tagen erwarteten. Bald darauf erschien auch der alte Kutscher Anton, der ihn einst durch die Stallungen geführt und die Obhut über sein kleines Pferdchen gehabt hatte. Als Anton ihn erblickte, kamen ihm gleich die Tränen, er verneigte sich vor ihm tief und meldete, daß der alte Herr noch am Leben sei, darauf eilte er, die Pferde anzuspannen. Wladimir Andrejewitsch schlug das angebotene Frühstück aus, denn es trieb ihn, weiterzukommen. Während Anton ihn auf Nebenstraßen nach Hause fuhr, entspann sich zwischen den beiden folgendes Gespräch:

„Sag mal, Anton, was ist das für eine Sache, die mein Vater mit Trojekurow hat?“

„Gott allein weiß es, Väterchen Wladimir Andrejewitsch; der gnädige Herr ist, wie man sagt, im Unfrieden von Kirila Petrowitsch gegangen und dieser

hat ihn verklagt, obwohl es sonst seine Gewohnheit ist, stets selber den Richter zu spielen. Aber es ist nicht an uns, den Bedienten, darüber zu urteilen, was die Herrschaften für richtig halten; trotzdem jedoch ist es, weiß Gott, überflüssig, daß Ihr Väterchen gegen Kirila Petrowitsch zu Felde gezogen ist: wer kann mit einer Peitsche gegen ein Beil aufkommen?"

„Mithin macht dieser Kirila Petrowitsch scheinbar bei euch alles, was ihm in den Kopf kommt?"

„Freilich, Herr: man sagt, daß der Beisitzer ihm keinen Groschen wert sei, den Polizeileutnant aber gebrauche er für Botengänge; und die ganzen Herrschaften aus der Umgebung kommen ja zu ihm, um ihm ihren Respekt zu erweisen, und überhaupt muß man sagen, wo ein Trog ist, da finden sich immer die Schweine."

„Und ist es wahr, daß er uns unser Gut nehmen will?"

„Ach, Herr, wir haben auch so was gehört. Noch vor einigen Tagen sagte der Küster von Pokrowskoje bei der Kindstaufe zu unserem Dorfältesten: ihr habt jetzt die längste Zeit dem Müßiggang gefrönt; jetzt werdet ihr in die Hände von Kirila Petrowitsch kommen; Mikita, der Schmied, aber entgegnete ihm: laß das, Ssaweljitsch, wozu den Gevatter betrüben und die Gäste verwirren. Kirila Petrowitsch ist eines und Andrej Gawrilowitsch ist ein anderes; und wir gehören Gott und dem Zaren; aber trotzdem ist es

immer schwierig, einen Knopf auf einen fremden Mund zu nähen."

„Mit anderen Worten, ihr habt keine große Lust, zu Trojekurow zu kommen?"

„Zu Trojekurow zu kommen! Der Herr behüte und bewahre uns davor! Seinen eigenen Leuten geht es ja schlecht genug, wie soll es erst werden, wenn er nun noch fremde dazu bekommt? Denen wird er nicht nur die Haut, sondern auch gleich das Fleisch mit abschinden. Nein, nein, schenke Gott Andrej Gawrilowitsch ein langes Leben; aber sollte es in Gottes Willen stehen, ihn fortzunehmen, so brauchen wir niemand außer dir, unser Ernährer. Wenn du uns nur nicht preisgibst, wir werden schon zu dir halten."

Anton schwang bei diesen Worten mächtig seine Peitsche, zog die Zügel an und brachte die Pferde in schnellen Trab.

Gerührt von der Anhänglichkeit des alten Kutschers, verstummte Dubrowskij und gab sich völlig seinen Gedanken hin. So verging mehr als eine Stunde; plötzlich weckte ihn Grischa mit dem Ruf: „Da ist Pokrowskoje!" Dubrowskij schaute auf. Sie fuhren am Ufer eines breiten Sees, aus dem ein Flüßchen strömte, das sich weiterhin zwischen den Hügeln verlor. Auf einem von diesen ragte, vom dichten Grün eines Haines fast verdeckt, das grüne Dach und das Belvedere eines riesigen Steinhauses, dort befand sich ferner ein Kirchlein mit fünf Kuppeln und ein alter-

tümlicher Glockenturm; in der Umgebung wurden die Dorfhütten mit ihren Gemüsegärten und Ziehbrunnen sichtbar. Dubrowskij erkannte die Gegend sofort wieder; er erinnerte sich sogar daran, daß er auf diesem selben Hügel mit der kleinen Mascha Trojekurowa gespielt hatte, die zwei Jahre jünger war als er und schon damals eine kleine Schönheit zu werden versprach. Er verspürte den Wunsch, sich bei Anton nach ihr zu erkundigen, doch hielt ihn irgendeine Scheu in seinem Innern davon ab.

Als sie sich dem Herrenhause näherten, gewahrte er zwischen den Bäumen des Parks ein weißes Gewand. Aber gleichzeitig schlug Anton heftig auf die Pferde ein und fegte, dem allgemeinen Ehrgeiz folgend, der sowohl den Dorfkutschern als auch den Stadtkutschern eigen ist, über die Brücke und am Park vorbei. Ihr Weg führte, nachdem sie das Dorf im Rücken gelassen hatten, bergauf, kurze Zeit darauf sah Wladimir bereits das Birkenwäldchen und links davon auf einem freien Platz das graue Häuschen mit dem roten Dach; sein Herz pochte: Kistenjowka lag vor ihm und das arme Haus seines Vaters.

Zehn Minuten danach fuhr er bereits auf den Gutshof. Mit unbeschreiblicher Erregung blickte er sich um: es war mehr als zwölf Jahre her, daß er die Heimat nicht mehr gesehen. Die kleinen Birken, die man noch zu seiner Zeit längs des Zaunes gepflanzt hatte, waren jetzt emporgeschossen und hohe dicht-

belaubte Bäume geworden. Der Gutshof, dessen Zierde vormals drei regelmäßige Blumenbeete gewesen waren, zwischen denen ein breiter, sauber gehaltener Weg führte, hatte sich jetzt in eine ungemähte Wiese verwandelt, auf der ein gekoppeltes Pferd weidete. Die Hunde bellten, aber sie verstummten sogleich, als sie Anton erkannten, und wedelten mit ihren buschigen Ruten. Das Hofgesinde strömte aus den Gesindehäusern hervor und umringte den jungen Herrn mit lärmenden Freudenkundgebungen. Nur mit Mühe konnte er sich durch die eifrige Schar zwängen und flog die morsche Freitreppe hinauf; die Jegorowna empfing ihn im Hausflur und umarmte ihren einstmaligen Zögling weinend. — „Guten Tag, Kinderfrau, guten Tag," sagte er und drückte die wackere Alte ans Herz: „Was macht der Vater, wo ist er? Wie geht es ihm?" In diesem Augenblick trat, mühsam die Beine schleppend, ein hochgewachsener, blasser und magerer Greis im Schlafrock, die Nachtmütze auf dem Kopf, in den Saal. „Wo ist Wladimir?" fragte er mit schwacher Stimme und feurig umarmte Wladimir seinen Vater. Allein diese Freude war eine zu heftige Erregung für den Kranken, mit einem Male wurde er ganz schwach, die Beine versagten ihm den Dienst, und er wäre gewiß hingestürzt, wenn der Sohn ihn nicht gehalten hätte. „Warum bist du nur aufgestanden?" meinte die Jegorowna, „er hält sich nur mit Mühe auf den Beinen und will

doch immer dorthin, wo die andern Menschen sind.“ Man trug den Alten in sein Schlafzimmer. Er gab sich die größte Mühe, mit Wladimir zu sprechen, aber seine Gedanken waren zu wirr und seine Worte ganz ohne Zusammenhang. Nach und nach verstummte er und nickte schließlich ein. Sein Zustand versetzte Wladimir in Schrecken. Er ließ sein Bett im Schlafzimmer aufschlagen und bat, daß man ihn mit dem Vater allein lasse. Das Hausgesinde gehorchte und wandte sich nunmehr Grischa zu, der alsbald ins Leutezimmer geführt wurde, wo man ihn nach Dorfsitte mit aller nur erdenklichen Gastfreundschaft bewirtete und ihn gleichzeitig mit Fragen und Begrüßungen fast zu Tode quälte.

Viertes Kapitel

Wo Prunk einst war, steht jetzt ein Sarg.

Nachdem einige Tage verstrichen waren, beabsichtigte der junge Dubrowskij eigentlich, sich mit den laufenden Geschäften zu befassen, aber sein Vater war nicht in der Lage, ihm die nötigen Aufklärungen zu geben, zudem hatte Andrej Gawrilowitsch keinen Bevollmächtigten. Wladimir versuchte die Papiere durchzusehen, fand jedoch nur den ersten Brief des Beisitzers und den ersten Entwurf einer Antwort auf dieses Schreiben. Er vermochte nicht, sich hieraus ein klares Bild über den Gang des Prozesses zu machen, und entschloß sich daher, im Vertrauen auf die gerechte Sache, alles Weitere abzuwarten.

Andrej Gavrilowitschs Befinden verschlimmerte sich derweilen von Stunde zu Stunde. Wladimir sah den baldigen Tod voraus und wich nicht vom Lager des Alten, der schon völlig kindisch geworden war.

Inzwischen war aber die gesetzliche Frist verstrichen und keine Berufung war eingelegt worden. Kistenjowka gehörte mithin Trojekurow. Schabaschkin eilte zu ihm mit Glückwünschen und Ergebenheitsbeweisen und bat um Anordnungen: „Wann es wohl Trojekurow belieben würde, den Besitz des neu erworbenen Gutes anzutreten, und ob er das selber zu tun wünsche, oder ob er irgendjemand hierzu bevollmächtigen wolle?“ Kirila Petrowitsch geriet in eine gewisse Verlegenheit. Er war durchaus nicht habgierig; sein Verlangen nach Rache hatte ihn sichtlich zu weit geführt; sein Gewissen murrte. Zudem war ihm ja bekannt, in welcher Verfassung sich sein Gegner, sein alter Jugendfreund befand, und so war ihm der Sieg, den er errungen, keineswegs nach dem Herzen. Drohend blickte er Schabaschkin an und suchte nach einem Grund, um ihn beschimpfen zu können, beschränkte sich jedoch, da er keinen genügenden Vorwand fand, darauf, ihm wütend zuzurufen: „Pack dich; ich will dich nicht länger sehen!“ Da Schabaschkin sah, daß jener keineswegs guter Laune war, verbeugte er sich und machte sich schleunigst davon, Kirila Petrowitsch dagegen begann, als er allein war, heftig im Zimmer auf und ab zu marschieren, wobei er „Siegesdonner soll erschallen“

laut vor sich hinpfiff, was ein Beweis dafür war, daß in seinem Innern eine ungewöhnliche Bewegung vor sich ging.

Es endete schließlich damit, daß er den Befehl gab, den leichten Wagen anzuspannen, er kleidete sich warm an (es war bereits Ende September) und fuhr vom Hof, wobei er selber kutschierte.

Bald darauf lag Andrej Gawrilowitschs Häuschen vor ihm. Widerstrebende Gefühle erfüllten seine Brust. Befriedigte Rache und Herrschsucht hatten bisher bis zu einem gewissen Grade die edleren Gefühle in ihm erstickt, endlich aber triumphierten die letzteren dennoch. Er war jetzt fest entschlossen, sich mit seinem alten Nachbarn auszusöhnen, und indem er ihm seine Besitzung zurückgab, die letzten Spuren jeden Zwistes auszurotten. Diese gute Absicht machte ihm die Brust wieder frei, und nun fuhr Kirila Petrowitsch im Trab dem Gute seines Nachbarn zu und fuhr schnurstracks auf den Gutshof.

Um die gleiche Zeit saß der Kranke in seinem Schlafgemach am Fenster. Eine furchtbare Verwirrung verstörte sein Gesicht, als er Kirila Petrowitsch erkannte: die gewöhnliche Blässe wich einer tiefen Röte, die Augen funkelten und unverständliche Laute drangen aus seinem Munde. Sein Sohn, der neben ihm saß und sich gerade mit den Wirtschaftsbüchern befaßte, blickte auf und war von seinem Anblick überrascht. Mit der Miene des tiefsten Entsetzens und des Zornes

wies der Kranke mit dem Finger auf den Hof. Im selben Augenblick ertönten die Stimme und die schweren Schritte der Jegorowna: „Herr, gnädiger Herr! Kirila Petrowitsch ist da, Kirila Petrowitsch steht vor der Tür!“ Die Jegorowna stöhnte: „Herr mein Gott! was soll das nur? Was geschieht mit ihm?“ Der Alte versuchte, sich aus seinem Schlafrock zu wickeln und vom Sessel aufzustehen. Er erhob sich sogar, doch schlug er gleich darauf hin. Der Sohn eilte auf ihn zu; aber schon lag der Vater besinnungslos auf dem Fußboden und atmete nicht mehr: ein Schlaganfall hatte ihn getroffen. „Schnell, schnell zur Stadt, einen Arzt!“ schrie Wladimir. — „Kirila Petrowitsch läßt fragen, ob Sie ihn empfangen wollen,“ meldete gleichzeitig ein Diener. Wladimir warf ihm einen furchtbaren Blick zu. „Sage Kirila Petrowitsch, daß er sich so schnell als möglich zum Teufel scheren soll, bevor ich den Befehl gebe, ihn vom Hofe zu jagen ... marsch!“ Freudig eilte der Diener, die Anordnung seines Herrn auszuführen. Die Jegorowna schlug die Hände zusammen. „Lieber gnädiger Herr,“ sagte sie mit weinerlicher Stimme: „Du stürzst dich in dein Verderben! Kirila Petrowitsch wird uns jetzt auffressen.“ — „Schweig, Kinderfrau,“ sagte Wladimir zornig: „Anton soll gleich in die Stadt, um einen Arzt zu holen.“ Die Jegorowna verließ das Zimmer. Im Vorzimmer war kein Mensch: alles war auf den Hof geeilt, um Kirila Petrowitsch anzuschauen. Sie ging auf die Frei-

treppe hinaus und hörte den Diener die Antwort des jungen Herrn überbringen. Kirila Petrowitsch hörte ihn im Wagen sitzend stumm an; sein Gesicht wurde finsterer als die Nacht; er lächelte verächtlich, streifte das Gutsgesinde mit einem drohenden Blick und fuhr im Schritt vom Hof. Er schaute auch ins Fenster hinein, in dem er noch vor einem Augenblick Andrej Gawrilowitschs Gesicht gesehen hatte, aber er konnte ihn nicht mehr erblicken. Die Amme stand noch immer auf der Freitreppe, sie hatte den Befehl ihres jungen Herrn ganz und gar vergessen. Lärmend unterhielt sich das Gesinde über den unerhörten Vorfall. Plötzlich trat Wladimir unter seine Leute und sagte mit unsicherer Stimme: „Wir brauchen keinen Arzt mehr — mein Vater ist gestorben."

Ungeheure Verwirrung entstand. Hals über Kopf stürzten die Leute ins Gemach des alten Herrn. Er ruhte im Sessel, Wladimir selber hatte ihn dorthin getragen; die rechte Hand hing auf den Fußboden hinab, das Haupt war auf die Brust gesunken — kein Lebenszeichen war mehr in diesem Körper, der noch nicht erkaltet, aber schon durch den Tod entstellt war. Die Jegorowna schluchzte laut auf, die Diener aber machten sich eilfertig am Leichnam, der jetzt ihrer Obhut anvertraut war, zu schaffen — sie wuschen ihn, sie zogen ihm jene Uniform an, die noch im Jahre 1797 genäht worden war, und betteten ihn dann auf den gleichen Tisch, an dem sie so lange Jahre hindurch ihren Herrn bedient hatten.

Fünftes Kapitel

Drei Tage danach fand die Beerdigung statt. Der Körper des armen Greises lag von vielen Kerzen umgeben im Sarge, über ihm ein Bahrtuch. Im Speisezimmer drängte sich das Gesinde, bereit, der Leiche das Geleit zu geben. Wladimir und die Bedienten hoben den Sarg auf. An der Spitze des Zuges schritt der Priester und hinter ihm ein Meßner, der Begräbnisgesänge sang. Der Hausherr von Kistenjowka verließ zum letzten Male die Schwelle seines Hauses. Der Sarg wurde durch das kleine Wäldchen getragen, hinter dem sich die Kirche befand. Der Tag war klar und kalt; von den Bäumen hatte der Herbst schon viele Blätter geweht. Als sie das Wäldchen verließen, wurde die Holzkirche von Kistenjowka sichtbar und der von alten Linden beschattete Friedhof. Dort ruhte bereits Wladimirs Mutter; neben ihrem Grabe war am Tage vorher ein frisches Grab gegraben worden. Die Kirche war ganz angefüllt von Bauern aus Kistenjowka, die hierher gekommen waren, ihrem verstorbenen Herrn die letzte Ehre zu erweisen. Der junge Dubrowskij stand neben dem Chor; weder weinte er, noch betete er; der Ausdruck seines Gesichtes war furchtbar. Die Trauerzeremonie war zu Ende. Wladimir schritt als erster vom Leichnam Abschied nehmen, hinter ihm drängte sich das ganze Hofgesinde; gleich darauf wurde der Sargdeckel herbeigetragen und aufgenagelt.

Die Weiber heulten laut, doch auch die Bauern wischten sich mit den Fäusten nicht selten Tränen aus den Augen. Geleitet vom ganzen Dorf trugen Wladimir und die gleichen drei Bedienten den Sarg auf den Friedhof. Der Sarg wurde ins Grab gesenkt, jeder der Anwesenden warf ihm eine Handvoll Erde nach, die Grube wurde zugeschaufelt, eine letzte Verbeugung und gleich darauf verteilte sich die Menge. Wladimir entfernte sich eilig, er überholte die andern und verschwand im Wäldchen.

Die Jegorowna lud den Priester und alle zu ihm Gehörigen in Wladimirs Namen zum Begräbnismahl ein, wobei sie die Mitteilung machte, daß der junge gnädige Herr nicht beabsichtige, dem Essen beizuwohnen. Und somit begaben sich Hochwürden Anissim, seine Frau Fedotowna und der Meßner zu Fuß zum Herrenhause, unterwegs plauderten sie mit der Jegorowna über die Tugenden des Verstorbenen, aber auch darüber, was wohl seinem Nachfolger in allernächster Zeit augenscheinlich bevorstehen mochte. (Trojekurows Ankunft und der Empfang, der ihm zuteil geworden, waren bereits dem ganzen Kreise bekannt und die dortigen Politiker prophezeiten, daß es zu ernsthaften Folgen kommen würde.)

„Was geschehen soll, wird geschehen," meinte die Frau des Priesters: „Trotzdem wäre es bedauerlich, wenn ein anderer als Wladimir Andrejewitsch unser Herr würde. Man kann nicht anders urteilen, als daß er ein vortrefflicher junger Herr ist."

„Wer außer ihm hätte das Recht, unser Herr zu sein?“ fiel die Jegorowna ein: „Kirila Petrowitsch gibt sich vergebens die viele Mühe — er hat es mit keinem Zaghaften zu tun; mein Falke wird schon seinen Mann stellen, und wenn Gott will, werden ihn auch seine Wohltäter nicht im Stiche lassen. Wie hochmütig Kirila Petrowitsch auch sei, er hat dennoch den Schwanz eingezogen, als mein Grischa ihm zurief: Hinaus, alter Hund! fort vom Hof!“

„Ach ja, Jegorowna,“ sagte der Meßner: „Trotzdem jedoch würde ich es sicherlich lieber mit dem Satan zu tun haben, als mich getrauen, Kirila Petrowisch scheel anzusehen. Wenn man ihn nur anschaut — Schaudern und Entsetzen befällt einen augenblicks! Und der Rücken krümmt sich ganz von selber, wahrhaftig ganz von selber ...“

„Es ist alles eitel!“ sagte der Priester: „Auch Kirila Petrowitsch wird man einst zur ewigen Ruhe tragen, wie wir es heute mit Andrej Gawrilowitsch getan haben; zwar wird seine Beerdigung möglicherweise prunkvoller sein und es werden mehr Gäste zugegen sein, aber ist das nicht vor Gott alles gleich?“

„Ach, Väterchen! auch wir beabsichtigten freilich den ganzen Kreis einzuladen, aber Wladimir Andrejewitsch hat es nicht zugelassen. Wir hätten ja genug dagehabt, um alle zu bewirten ... aber da war nichts zu wollen. Zum mindesten kann ich jetzt, da keine andern Gäste da sind, euch prächtig bewirten, meine teuern Gäste.“

Dieſes liebenswürdige Verſprechen und die Hoffnung, eine ſchmackhafte Paſtete vorzufinden, beflügelten die Schritte der Plaudernden und wohlbehalten langten ſie bald darauf vor dem herrſchaftlichen Hauſe an, in dem der Tiſch ſchon gedeckt und der Schnaps ſchon bereit ſtand.

Derweilen drang Wladimir immer tiefer ins Gehölz ein, denn es war ſeine Abſicht, den Kummer ſeiner Seele durch die Bewegung und die hierdurch hervorgerufene Müdigkeit zu erſticken. Er ging, ohne auf den Weg zu achten; unabläſſig ſtellten ſich ihm Zweige in den Weg und zerkratzten ihn, unabläſſig gerieten ſeine Füße in Sumpfboden — er beachtete es nicht. Endlich gelangte er an eine freiliegende Senkung, die rings von dichtem Walde umgeben war; durch die Bäume, die der Herbſt ſchon halb entblättert hatte, rieſelte ſtill ein kleines Bächlein. Wladimir blieb ſtehen, ſetzte ſich auf den kalten Raſen und verfiel in Nachſinnen, dunkle Gedanken drängten ſich in ſeiner Seele ... Wie ſehr fühlte er hier ſeine Einſamkeit, wie drohend ſchien ihm ſeine Zukunft von finſteren Wolken verhängt. Die Feindſchaft mit Trojekurow war ein Anzeichen neuen Kummers. Sein ſowieſo ſchon geringes Vermögen konnte am Ende in andere Hände geraten: und war es nicht in dieſem Falle Armut, was ihm bevorſtand? Lange ſaß er regungslos auf dem gleichen Fleck und beobachtete den ſtillen Lauf des Baches, der die welken Blätter davontrug, und leb-

haft erinnerte ihn dies an das Leben —, ja es schien ihm ein getreues und allgemein gültiges Abbild des Lebens zu sein. Aber schließlich bemerkte er, daß die Dämmerung angebrochen war; er erhob sich und suchte den Weg nach Hause, doch mußte er noch lange durch den unbekannten Wald irren, ehe er einen kleinen Fußpfad fand, der ihn geradewegs zu seinem eigenen Haustor führte.

Als er heimkehrte, traten soeben der Priester und seine Angehörigen aus dem Hause. Bei ihrem Anblick schoß ihm der Gedanke an schlimme Vorbedeutung durch den Kopf. Unwillkürlich hielt er sich abseits und verbarg sich hinter den Bäumen. Sie bemerkten ihn nicht und unterhielten sich mit großem Eifer: „Meide das Böse und tue Gutes," sagte der Priester zu seiner Frau: „Wir wollen nicht länger hierbleiben, es geht uns nichts an, wie die Sache auch zu Ende ginge." Die Frau entgegnete etwas, aber Wladimir konnte ihre Worte nicht mehr verstehen.

Als er sich dem Hause näherte, gewahrte er dort viel Volk: auf dem Gutshof drängten sich Bauern sowohl als auch das Hofgesinde. Schon in der Ferne hatte Wladimir ungewöhnlichen Lärm und lautes Sprechen gehört. Vor dem Speicher hielten zwei Dreigespanne. Einige fremde Männer in Uniform unterhielten sich auf der Freitreppe. „Was soll das bedeuten?" fragte er zornig Anton, der ihm entgegengelaufen kam: „wer sind diese und was wollen sie?" —

„Ach, Väterchen, Wladimir Andrejewitsch,“ entgegnete Anton atemlos: „Es ist das Gericht, das gekommen ist. Man will uns Trojekurow übereignen, man will uns dir fortnehmen! . . .“

Wladimir senkte den Kopf; die Diener umringten ihren unglücklichen Herrn. „Väterchen, unser Väterchen,“ schrieen sie und küßten ihm die Hände: „Wir wollen keinen andern Herrn als dich. Lieber sterben, als dich verlassen. Befiehls nur, Herr, mit dem Gericht werden wir schon fertig werden.“ — Wladimir blickte sie an, bewegt von finsteren Gefühlen. „Haltet still,“ sprach er zu ihnen: „ich will selber mit den Beamten sprechen.“ — „Ja, sprich nur, Väterchen,“ rief man ihm aus der Menge zu: „und rede den Verdammten ins Gewissen.“ Wladimir näherte sich den Beamten. Stolz aufgerichtet stand dort Schabaschkin, die Uniformmütze auf dem Kopf, und blickte sich hochmütig im Kreise um. Der Polizeileutnant, ein hochgewachsener und dicker Mann von etwa fünfzig Jahren mit gerötetem Gesicht und langem Schnurrbart, räusperte sich, als er bemerkte, daß Dubrowskij sich näherte, und sprach mit heiserer Stimme: „Ich wiederhole euch mithin, was ich euch bereits gesagt habe: Laut Urteil des ***schen Kreisgerichtes gehört ihr jetzt Kirila Petrowitsch Trojekurow, dessen Person hier von Herrn Schabaschkin vertreten wird. Ihr habt jedem seiner Befehle Folge zu leisten; ihr aber, Weiber, sollt ihn lieben und ehren, denn er ist ein großer Freund von

euch.“ Der Polizeileutnant mußte über seinen eigenen pikanten Scherz laut lachen. Schabaschkin und die übrigen Beamten sekundierten ihm. Wladimir kochte vor Unwillen. „Darf ich mir die Frage erlauben, was das zu bedeuten hat?“ fragte er mit gekünstelter Kaltblütigkeit den heiteren Polizeileutnant. „Das soll nichts anderes bedeuten,“ entgegnete der scherzhafte Beamte: „als daß wir gekommen sind, Kirila Petrowitsch Trojekurow in sein Besitztum einzuführen und daß wir allen andern Personen raten wollen, gutwillig ihres Weges zu gehen.“

„Mir will jedoch scheinen, daß Sie, bevor Sie sich an meine Bauern wandten, eigentlich gut getan hätten, sich zunächst mit mir zu verständigen, und dem Gutsbesitzer Mitteilung davon zu machen, daß ihm seine Gewalt genommen wird ...“

„Andrej Gawrilowitsch Dubrowskij, der vormalige Besitzer dieses Gutes, ist nach Gottes Ratschluß gestorben; wer bist denn du?“ warf Schabaschkin mit einem dreisten Blick hin: „Wir kennen Sie nicht und wollen Sie auch gar nicht erst kennen.“

„Euer Wohlgeboren, das ist unser junger Herr,“ rief eine Stimme aus der Menge.

„Wer wagt dort, das Maul aufzureißen!“ schrie streng der Polizeileutnant: „Was da, Herr? Euer Herr ist Kirila Petrowitsch Trojekurow ... habt ihrs gehört, ihr Schalksnarren?“

„Was du nicht sagst!“ rief die gleiche Stimme.

„Das ist Aufruhr!“ schrie der Polizeileutnant: „Heda, Dorfältester, hierher!“

Der Dorfälteste trat zögernd vor.

„Augenblicks finde mir den, der es gewagt hat, mit mir zu sprechen; dem will ichs besorgen! . . .“

Der Dorfälteste wandte sich zur Menge und fragte, wer gesprochen hätte? Alle schwiegen. Aber gleich darauf begann in den hinteren Reihen ein Gemurmel, das immer lauter wurde und schon nach einer Minute zum gräßlichsten Geschrei ausartete. Der Polizeileutnant dämpfte die Stimme, um den Leuten gut zuzureden . . . „Was gaffen wir noch?“ schrie das Hofgesinde: „Vorwärts, Kinder, packt ihn!“ Die Menge rückte vor. Schabaschkin und die Beamten des Landgerichtes flohen ins Haus und sperrten die Türe zu. „Drauf los, Kinder!“ schrie immer noch die gleiche Stimme und sogleich drang die Menge auf die Türe ein. „Haltet!“ schrie Dubrowskij: „Ihr Narren, was tut ihr? Ihr wollt wohl euch und mich zugrunde richten; geht nach Hause und laßt mich in Ruhe. Habt keine Angst, der Kaiser ist gnädig: ich werde zu ihm gehen und ihn bitten — er wird nicht gestatten, daß wir gekränkt werden — wir sind ja alle seine Kinder; wie aber könnte er für euch eintreten, wenn ihr euch wie Aufrührer und Räuber gebärdet?“

Die Worte des jungen Dubrowskij, seine schallende Stimme und sein imponierendes Auftreten erzielten alsbald die gewünschte Wirkung. Das Volk ver-

stummte und zerstreute sich; der Hof leerte sich, aber immer noch saßen die Beamten eingesperrt im Hause. Traurig schritt Wladimir die Freitreppe hinan. Schabaschkin öffnete die Türe und dankte Dubrowskij mit einer tiefen Verbeugung für sein gnädiges Einschreiten.

Verächtlich hörte ihn Wladimir an und entgegnete nichts. „Wir haben beschlossen," fuhr der Beisitzer fort: „mit Ihrer Erlaubnis hier zu übernachten; es ist nämlich schon dunkel und Ihre Bauern könnten uns leicht unterwegs überfallen. Erweisen Sie uns die Güte, befehlen Sie, ein wenig Heu im Wohnzimmer aufzuschütten; sobald es Tag wird, werden wir unseres Weges gehen."

„Tun Sie, was Sie mögen," entgegnete Dubrowskij trocken: „Ich bin hier nicht mehr der Hausherr."

Mit diesen Worten entfernte er sich in das Zimmer seines Vaters und schloß hinter sich die Türe.

Sechstes Kapitel

„Nun ist also alles aus!" sprach Wladimir zu sich selber, „noch heute morgen hatte ich meinen warmen Winkel und mein Stück Brot; morgen aber muß ich das Haus, in dem ich geboren bin, verlassen. Sogar der Leichnam meines Vaters und die Erde, in der er ruht, werden dem Verhaßten gehören, der an seinem Tod und an meiner Armut schuld ist! ..." Wladimir knirschte mit den Zähnen, starr hafteten seine Augen

an dem Bildnis seiner Mutter. Der Maler hatte sie in einem weißen Morgengewande, eine Rose in den Haaren, an einem Treppengeländer lehnend dargestellt. „Auch dieses Bildnis wird dem Feinde meines Geschlechtes zufallen," dachte Wladimir, „er wird es mitsamt den zerbrochenen Stühlen auf den Speicher stellen, oder wird es ins Vorzimmer hängen, wo es zum ständigen Gegenstand des Spottes und höhnischer Bemerkungen seiner Hundeknechte werden dürfte; in ihrem Schlafgemach aber, im Zimmer, in dem mein Vater gestorben ist, wird sicherlich nunmehr der Verwalter leben, oder gar dessen Harem. Nein, nein! nicht soll dieses trauervolle Haus, aus dem man mich jetzt hinausjagt, sein eigen werden." Und wieder knirschte Wladimir mit den Zähnen; schreckliche Gedanken waren in seinem Kopf. Die Stimmen der Beamten drangen an sein Ohr; sie benahmen sich wie die Herren des Hauses und forderten bald dieses und bald jenes und störten ihn peinlich in seinen traurigen Überlegungen. Aber nach einiger Zeit wurde alles still.

Wladimir öffnete die Kommoden und Kästen und machte sich daran, die Papiere des Verstorbenen zu ordnen. Sie bestanden größtenteils aus Rechnungen und Wirtschaftspapieren, doch war auch der eine und der andere Briefwechsel darunter. Wladimir zerriß alles, ohne es erst zu lesen. Plötzlich fiel ihm ein Paket mit der Aufschrift: Briefe meiner Frau, in die Hände. Mit lebhaftester Erregung machte sich Wla-

dimir an die Lektüre: die Briefe waren zu der Zeit des Türkenfeldzuges geschrieben und aus Kistenjowka in die Armee geschickt worden. Sie schilderte ihm darin ihr Leben auf dem Gutshof und ihre Haushaltungssorgen; voller Zärtlichkeit beklagte sie die Trennung und rief ihn nach Hause zurück, da die Arme seiner liebenden Gefährtin ihn längst erwarteten. In einem der Briefe äußerte sie sich beunruhigt über die Gesundheit des kleinen Wladimir; in einem andern sprach sie erfreut von seinen frühen Begabungen und prophezeite ihm eine glückliche und glänzende Zukunft. Wladimir las und las und vergaß alles auf der Welt, so sehr war seine Seele in der kleinen Welt häuslichen Glückes aufgegangen, er bemerkte nicht einmal, daß die Zeit verstrich: plötzlich schlug eine Wanduhr die elfte Stunde. Wladimir steckte die Briefe in die Tasche, nahm eine Kerze und verließ das Kabinett. Die Beamten schliefen im Saal auf dem Fußboden. Leere Gläser standen auf dem Tisch und ein starker Rumduft wehte durchs Zimmer. Nicht ohne Abscheu schritt Wladimir an ihnen vorüber ins Vorzimmer. Dort war es dunkel. Als er mit dem Licht hereintrat, flüchtete jemand in eine Ecke. Wladimir folgte ihm mit der Kerze und erkannte den Schmied Archip.

„Was suchst du hier?“ fragte er überrascht.

„Ich wollte ... ich kam nur, um zu schauen, ob alle zu Hause sind?“ entgegnete Archip leise und stockend.

„Und wozu hast du das Beil bei dir?“

„Das Beil? Ja, kann man denn heute überhaupt ohne Beil ausgehen? Diese Beamten da, das sind solche Halunken, da muß man sich vorsehen . . .“

„Du bist besoffen; laß das Beil und leg dich schlafen.“

„Ich besoffen? Väterchen, Wladimir Andrejewitsch, Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen einzigen Tropfen zu mir genommen habe . . . wer könnte jetzt auch an Schnaps denken? Hat man je so was gehört? Beamte wollen über uns herrschen, Beamte jagen unsere Herrschaft aus dem Hause . . . Hör nur, wie sie schnarchen, die Verdammten; wenn man sie alle mit einem Male umbringen könnte, kein Mensch würde was davon merken.“

Dubrowskijs Gesicht verfinsterte sich.

„Hör mal, Archip,“ meinte er nach einer kleinen Pause: „Laß diese Gedanken; die Beamten sind keineswegs schuld. Zünd lieber deine Laterne an und folge mir.“

Archip nahm die Kerze aus der Hand seines Herrn, zog hinter dem Ofen die Laterne hervor und steckte das Licht darein, gleich darauf schritten die beiden stumm die Freitreppe hinab und über den Hof. Der Wächter klopfte auf sein Brett aus Gußeisen; die Hunde schlugen an. „Wer hat die Wache?“ fragte Dubrowskij. — „Wir, Väterchen,“ entgegnete ein dünnes Stimmchen, „Wassilissa und Lukerja.“ — „Geht nach Hause,“ sagte Dubrowskij, „ihr werdet

nicht mehr benötigt.“ — „Feierabend,“ fügte Archip hinzu. — „Vielen Dank, Wohltäter,“ entgegneten die Weiber und begaben sich sogleich nach Hause.

Dubrowskij ging weiter. Zwei Männer kamen ihm entgegen; sie riefen ihn an; Dubrowskij erkannte Antons und Grischas Stimmen. „Warum schlaft ihr nicht?“ fragte er sie. „Wir finden keinen Schlaf,“ entgegnete Anton, „was wir jetzt erleben müssen, wer hätte das wohl gedacht . . .“

„Still,“ unterbrach ihn Dubrowskij, „wo ist die Jegorowna?“

„Im Herrenhause, in ihrer Kammer,“ entgegnete Grischa.

„Geh, hol sie her und hol auch alle andern der Unsrigen aus dem Hause, nicht eine einzige Menschenseele, außer den Beamten, soll drinbleiben; du aber, Anton, spann derweil den Wagen an.“

Grischa entfernte sich; eine Minute darauf erschien er mit seiner Mutter auf dem Hof. Die Alte hatte sich gar nicht erst zur Nacht ausgezogen; außer den Beamten hatte noch keiner ein Auge zugetan.

„Sind alle hier?“ fragte Dubrowskij, „ist keiner mehr im Hause?“

„Keiner, außer den Beamten,“ entgegnete Grischa.

„Dann gebt mir Heu oder Stroh her,“ sagte Dubrowskij.

Die Leute liefen zum Pferdestall und kehrten mit großen Heubündeln zurück.

„Schüttet sie unter der Freitreppe aus; so ist's recht. Und nun, Kinder, Feuer her!“

Archip öffnete seine Laterne, Dubrowskij setzte einen Kienspan in Brand.

„Schau mal nach,“ sagte er zu Archip, „ich glaube, daß ich in der Hast die Türe zum Vorzimmer abgeschlossen habe, lauf hin und schließ sie auf.“

Archip lief zum Flur, die Tür war geöffnet. Archip verschloß sie, wobei er halblaut murmelte: „Was du nicht sagst, schließ sie auf,“ worauf er zu Dubrowskij zurückkehrte.

Dubrowskij näherte den Kienspan dem Heu, es geriet in Brand, die Flamme schlug nach oben und erleuchtete den ganzen Hof.

„Herrje!“ schrie die Jegorowna wimmernd, „was tust du da, Wladimir Andrejewitsch!“

„Schweig!“ sagte Dubrowskij, „und nun, Kinder, lebt denn wohl, ich gehe, wohin Gott mich führt; werdet glücklich unter eurer neuen Herrschaft!“

„Väterchen, Wohltäter,“ schrieen seine Leute, „eher sterben, als dich verlassen, wir folgen dir, wohin du auch gehst.“

Die Pferde warteten bereits. Dubrowskij nahm mit Grischa im Wagen Platz; Anton knallte mit der Peitsche und so fuhren sie vom Hof.

Die Flamme hatte in wenigen Augenblicken das ganze Haus ergriffen. Die Fußböden krachten und stürzten ein, brennende Balken fielen zu Boden; roter

Rauch stand über dem Dach und alsbald wurde auch ein jämmerliches Schreien und Heulen vernehmbar: „Hilfe, zu Hilfe!“ — „Was du nicht sagst,“ meinte Archip und schaute mit boshaftem Lächeln auf die Brandstätte. — „Archip, Lieber,“ rief ihm die Jegorowna zu: „Rette die Verdammten, Gott wird dich dafür belohnen.“ „Was du nicht sagst,“ entgegnete der Schmied. In diesem Augenblick wurden die Gesichter der Beamten im Fenster sichtbar, sie versuchten vergebens den doppelten Fensterrahmen aufzubrechen. Gleichzeitig aber stürzte das Dach mit lautem Krachen ein — und das Geschrei verstummte.

Wenige Augenblicke darauf strömte das ganze Gutsgesinde auf den Hof. Schreiend beeilten sich die Weiber, ihre Habseligkeiten zu retten, die Kinder sprangen lustig herum und freuten sich über das helle Brennen. Die Funken flogen wie ein Feuersturm und setzten die nebenan liegenden Hütten in Brand. „So ists recht!“ meinte Archip, „schön brennts, was? Das kann man auch in Pokrowskoje gut sehen.“ Aber sogleich zog eine neue Erscheinung seine Aufmerksamkeit an: eine Katze lief über das Dach des brennenden Speichers und wußte nicht, wohin sie sich retten sollte. Die Flammen umgaben sie bereits von allen Seiten. Mit kläglichem Miauen bat das arme Tier um Hilfe; die Buben auf dem Hof starben fast vor Lachen, als sie die Verzweiflung des Tieres bemerkten. „Was gibts da zu lachen, ihr Teufelsbrut?“ rief zornig der Schmied, „gottlos

seid ihr, da geht ein Geschöpf Gottes zugrunde und ihr lacht in eurer Torheit darüber!“ Er setzte eine Leiter an das Dach, das schon zu brennen begonnen hatte, und kletterte hinauf, um die Katze herunterzuholen; sie begriff seine Absicht und krallte sich mit einer hastigen und dankbaren Bewegung an seinen Ärmel. Halb verbrannt kehrte der Schmied mit seiner Beute nach unten zurück. „Nun, Kinder, lebt alle wohl,“ sagte er zu dem verwirrten Hofgesinde, „ich habe hier weiter nichts mehr zu schaffen, ich wünsche euch viel Glück und bitte, nicht schlecht von mir zu denken.“ Der Schmied entfernte sich; der Brand wütete noch einige Zeit, aber nach und nach sank er in sich zusammen und schließlich leuchteten nur noch glühende Kohlenhaufen ohne Flammen durch die dunkle Nacht; und vor diesen standen die abgebrannten Bewohner von Kistenjowka.

Siebentes Kapitel

Schon am andern Tage wußte man im ganzen Umkreise von der Feuersbrunst. Die verschiedensten Vermutungen wurden laut. Einige beteuerten, es könnten nur die Leute Dubrowskijs gewesen sein, die sich beim Leichenschmause angetrunken und aus Unvorsichtigkeit das Haus angesteckt hätten, andere beschuldigten die Beamten, den Besitzwechsel zu sehr gefeiert zu haben. Freilich waren auch manche darunter, die die Wahrheit errieten und verkündeten, nur Dubrowskij selber könnte der Urheber der entsetzlichen

Tat sein; viele behaupteten, daß er selber mitsamt dem Gericht und seinem Hofgesinde verbrannt wäre. Trojekurow besuchte tags darauf die Brandstätte und nahm selber die Untersuchung vor. Es stellte sich heraus, daß der Polizeileutnant, der Beisitzer des Landgerichtes, der Anwalt und der Schreiber, aber ebenso auch Wladimir Dubrowskij, die Kinderfrau Jegorowna, der Diener Grigorij, der Kutscher Anton und der Schmied Archip spurlos verschwunden waren. Das Hofgesinde sagte aus, daß die Beamten beim Einsturz des Daches verbrannt wären. Ihre verkohlten Knochen wurden ausgegraben. Die Weiber Wassilissa und Lukerja erzählten, daß sie wenige Augenblicke vor dem Entstehen des Feuers den jungen Dubrowskij und Archip, den Schmied, gesehen hätten. Der Schmied Archip war, wie alle einstimmig aussagten, noch am Leben und vermutlich der Haupt- wenn nicht gar der einzige Urheber des Feuerschadens. Aber auch auf Dubrowskij ruhte begründeter Verdacht. Kirila Petrowitsch schickte dem Gouverneur eine genaue Schilderung des ganzen Vorfalls, und es entspann sich ein neuer Prozeß.

Bald darauf kamen andere Nachrichten, die der Neugierde und den Gerüchten frische Nahrung gaben. Eine Räuberbande war aufgetaucht und trug allgemeines Entsetzen durch das ganze Land. Die Maßnahmen, die gegen sie ergriffen worden waren, stellten sich als völlig ungenügend heraus. Eine Plünderung

folgte der andern. Und eine war immer bemerkenswerter als die andere. Überall lauerte die Gefahr, auf den Straßen sowohl als auch in den Dörfern selber. Die Räuber fuhren in mehreren Dreigespannen tagsüber durch das Gouvernement und hielten die Reisenden an und ebenso auch die Post, allein sie drangen sogar in die Dörfer, plünderten die Häuser der Gutsbesitzer und setzten sie schließlich in Brand. Der Befehlshaber der Bande zeichnete sich durch Verstand, Verwegenheit und einen besonderen Edelmut aus. Wunderdinge wurden von ihm erzählt. Dubrowskijs Name war auf allen Lippen; ganz allgemein war man davon überzeugt, daß er und kein anderer der Befehlshaber dieser tollkühnen Bösewichte sei. Und nur über das eine konnte man sich nicht genug wundern: Trojekurows Besitzungen blieben verschont; nicht ein einziger seiner Speicher wurde von den Räubern geplündert, nicht eine einzige seiner Fuhren von ihnen angehalten. Trojekurow schrieb diese Ausnahme freilich mit seinem gewöhnlichen Hochmut dem Schrecken zu, den er dem ganzen Gouvernement einzuflößen verstanden, und ein wenig noch der ausgezeichneten Polizei, die er auf seinen Besitzungen eingeführt hatte. Zwar lachten die Nachbarn anfangs über Trojekurows Prahlerei, denn ein jeder erwartete, daß die ungebetenen Gäste eines Tages dennoch nach Pokrowskoje kommen würden, wo sie Beute genug finden dürften, aber schließlich sahen sie sich gezwungen,

dasselbe zu sagen und einzusehen, daß die Räuber einen unerklärlichen Respekt vor ihm hatten. Trojekurow triumphierte und spottete bei jeder Nachricht von einer neuen Plünderung, die Dubrowskij ins Werk gesetzt hatte, weidlich über den Gouverneur, die Polizeileutnants und die Kompagniechefs, deren Nachstellung sich Dubrowskij bisher immer noch unbeschadet entzogen hatte.

Unterdessen kam der erste Oktober heran, der Tag, an dem auf Trojekurows Besitzungen das Fest der Kirchweihe gefeiert wurde. Doch ehe wir uns an die Schilderung der weiteren Begebenheiten machen, müssen wir den Leser mit Personen bekannt machen, die ihm noch unbekannt sind, oder mit solchen, die wir am Anfang unserer Erzählung nur kurz gestreift haben.

Achtes Kapitel

Vermutlich wird der Leser bereits erraten haben, daß Kirila Petrowitschs Tochter, von der wir bisher nur wenig sagen konnten, die eigentliche Heldin unserer Erzählung ist. Zu der Zeit, die wir hier schildern, war sie siebzehn Jahre alt, ihre Schönheit stand in voller Blüte. Ihr Vater liebte sie besinnungslos, aber er behandelte sie mit der ihm angeborenen Launenhaftigkeit, denn zuweilen erfüllte er ihr jeden Wunsch, erschreckte sie jedoch zuweilen wieder durch rauhe und manchmal sogar grausame Umgangsformen. Er war von ihrer Anhänglichkeit überzeugt, doch gelang es

ihm niemals, ihr Zutrauen zu erlangen. Sie hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, ihre Gefühle und Gedanken vor ihm zu verbergen, da sie ja niemals genau wußte, wie er ihre Worte auffassen würde. Sie hatte keine Freundinnen und wuchs in der Einsamkeit auf. Es kam nämlich nur selten vor, daß die Nachbarn ihre Frauen oder Töchter zu Kirila Petrowitsch mitnahmen, da seine üblichen Unterhaltungen und Vergnügungen wohl die Gesellschaft von Männern erforderten, nicht aber die Anwesenheit von Damen. Unsere junge Schöne zeigte sich nur selten im Schwarm der Gäste, die bei Kirila Petrowitsch tafelten. Die riesige Bibliothek, die in der Hauptsache aus Schriften französischer Verfasser des 18. Jahrhunderts bestand, wurde eifrig von ihr benutzt. Da ihr Vater niemals etwas anderes außer der „Vollkommenen Köchin" las, konnte er ihr in der Auswahl der Lektüre nicht an die Hand gehen, und darum verfiel Mascha, nachdem sie Schriften jeder Art durchblättert hatte, selbstverständlich auf Romane. Auf diese Art vollendete sie eine Erziehung, die seinerzeit unter der Aufsicht der Mamsell Michaud begonnen, einer Person, der Kirila Petrowitsch das größte Vertrauen und Wohlwollen so lange entgegengebracht hatte, bis er sich eines Tages gezwungen sah, sie in aller Stille auf eine entfernter liegende Besitzung schaffen zu lassen, da die Folgen der Freundschaft nur allzusehr an den Tag traten. Mamsell Michaud hatte ein angenehmes Andenken

hinterlassen. Sie war ein gutherziges Mädchen gewesen und hatte niemals den Einfluß, den sie offenbar auf Kirila Petrowitsch ausübte, mißbraucht, ein Umstand, der sie von seinen anderen Freundinnen, die allaugenblick wechselten, sehr unterschied. Es machte den Eindruck, daß Kirila Petrowitsch sie lieber hatte als alle jene andern. Und zudem wurde ja auch ein schwarzäugiger Bub, ein Schelm von neun Jahren, dessen Gesicht an die mittäglichen Züge der Mamsell Michaud erinnerte, in seinem Hause erzogen und war von ihm sogar als Sohn anerkannt worden, ungeachtet dessen, daß ein Haufen barfüßiger Kinder, die Kirila Petrowitsch so ähnlich sahen wie ein Tropfen Wasser dem andern, sich ständig vor den Fenstern herumtrieb und dennoch nur zum Hofgesinde gezählt wurde. Kirila Petrowitsch ließ sich für seinen kleinen Sascha einen französischen Lehrer aus Moskau kommen, der um die gleiche Zeit in Pokrowskoje eintraf, in der die Begebnisse vorfielen, die wir nunmehr zu schildern gedenken.

Dieser Lehrer gefiel Kirila Petrowitsch durch sein angenehmes Äußere und seine schlichten Umgangsformen. Er überbrachte Kirila Petrowitsch verschiedene Zeugnisse, unter anderem aber auch den Brief eines Verwandten von Trojekurow, in dessen Hause er vier Jahre als Erzieher zugebracht hatte. Kirila Petrowitsch sah die Papiere durch und war zufrieden, nur die Jugend unseres Franzosen schien ihm nicht

recht zusagen zu wollen, allein nicht etwa aus dem Grunde, weil er angenommen hätte, daß dieser liebenswürdige Fehler unvereinbar sei mit der Geduld und der Erfahrung, die für den unglückseligen Beruf des Lehrers unumgänglich sind, nein, sondern er hatte seine eigenen Zweifel, und war sogleich entschlossen, sie ihm zu verstehen zu geben. Zu diesem Zweck ließ er Mascha holen. (Da Kirila Petrowitsch die französische Sprache nicht beherrschte, diente sie ihm als Dolmetscherin.) „Komm her, Mascha, und sag diesem Musje, daß alles in Ordnung ist und daß ich ihn anstelle, doch nur unter einer Bedingung: er soll es nicht wagen, jemals meinen Mädchen nachzustellen, sonst werde ich ihn, den Hundesohn ... übersetz ihm das, Mascha."

Mascha errötete und sagte zum Lehrer auf französisch, daß ihr Vater auf seine Bescheidenheit und seine anständige Aufführung rechne.

Der Franzose verneigte sich und entgegnete, daß er seinerseits sich Respekt zu erringen hoffe, selbst wenn man ihm jedes Wohlwollen zu versagen gedächte.

Diese Antwort übersetzte Mascha Wort für Wort.

„Gut, schon gut," meinte Kirila Petrowitsch, „wozu redet er von Wohlwollen oder von Respekt? Seine Sache ist es, Sascha zu beaufsichtigen und ihn in Grammatik und Geographie zu unterrichten ... übersetz ihm das."

Marja Kirilowna übersetzte die groben Worte ihres

Vaters wesentlich gemildert. Kirila Petrowitsch befahl darauf, dem Franzosen den Weg zum Flügel zu weisen, wo man ihm ein Zimmer eingerichtet hatte.

Auf Mascha hatte der junge Franzose nicht den geringsten Eindruck gemacht. Da sie in den Vorurteilen der Aristokratie aufgewachsen war, stellte ihr ein Lehrer nicht anders dar als etwas in der Art eines Bedienten oder Handwerkers, ein Bedienter aber oder Handwerker waren für sie keine Männer. Somit bemerkte sie natürlich auch den Eindruck nicht, den sie auf Monsieur Deforges gemacht hatte, weder seine Verwirrung, noch daß er erbebte, ja nicht einmal, daß seine Stimme sich veränderte. Sie begegnete ihm in den nächsten Tagen ziemlich häufig, aber sie würdigte ihn nach wie vor keines Blickes. Auf die unerwartetste Weise erhielt sie einen neuen Eindruck von ihm.

Auf Kirila Petrowitschs Gutshof wurden gewöhnlich mehrere junge Bären gehalten, die dem Gutsbesitzer von Pokrowskoje einen Hauptspaß machten. Wenn die Bären noch ganz jung waren, wurden sie täglich ins Wohnzimmer geführt, und stundenlang konnte sich Kirila Petrowitsch mit ihnen abgeben, indem er sie auf Katzen und junge Hunde hetzte. Wenn sie dann heranwuchsen, wurden sie, in Erwartung einer wirklichen Hetzjagd, an die Kette gelegt. Hie und da wurden sie auch vors Herrenhaus geführt, man rollte ihnen ein leeres Weinfaß, das dicht mit Nägeln bespickt war, hin; der Bär beschnupperte es

und versuchte es vorsichtig zu berühren, wobei er sich in die Pfoten stach, darauf wurde er wütend und stieß heftiger zu und heftiger wurde natürlich auch sein Schmerz. Er geriet allmählich in völlige Raserei und stürzte sich heulend so lange auf das Faß, bis man dem armen Tier den Gegenstand seiner vergeblichen Wut fortnahm. Manchmal wieder wurden zwei Bären vor einen Wagen gespannt, in welchem Gäste freiwillig oder gezwungen Platz nehmen mußten, und dann gings unaufhaltsam über die Felder dahin. Am meisten Vergnügen aber machte Kirila Petrowitsch folgender Spaß:

Man pflegte einen hungrigen Bären gelegentlich in ein leeres Zimmer zu sperren, wo man ihn mit einem Strick an einen Ring, der in die Wand geschraubt war, band. Der Strick war fast so lang wie das ganze Zimmer, so daß einzig die entgegengesetzte Ecke Schutz vor den Angriffen des schrecklichen Tieres bot. Man pflegte dann meistens einen Neuling vor die Tür dieses Zimmers zu bringen, stieß ihn unverhofft zum Bären herein, schloß die Türe und ließ das unselige Opfer mit dem zottigen Einsiedler allein. Mit zerrissenem Rockschoß und zerkratzter Hand fand der arme Gast die gefahrlose Ecke natürlich bald, aber es konnte geschehen, daß er dort eng an die Wand gepreßt drei Stunden lang stehen mußte und die ganze Zeit über das gereizte Tier zwei Schritt vor sich sehen mußte, wie es sprang, sich auf-

richtete, brummte und aus ganzer Kraft bestrebt war, ihn zu erreichen. Das waren so die vornehmen Vergnügungen eines russischen hohen Herrn! Wenige Tage nach der Ankunft des Lehrers erinnerte sich Trojekurow an ihn und beschloß, ihn mit dem Bärenzimmer zu bewirten. Zu diesem Zwecke ließ er ihn eines Morgens holen und führte ihn durch die dunkelsten Gänge; plötzlich öffnete sich eine Seitentüre, zwei Diener stießen den Franzosen hinein und schlossen sie hinter ihm. Als der Lehrer seine Geistesgegenwart wieder gewonnen hatte, bemerkte er den angebundenen Bären; das Tier schnaufte schwer und schnupperte von fern nach dem Gast, richtete sich dann plötzlich auf seinen Hinterpfoten auf und ging auf ihn los ... Aber der Franzose war hierüber nicht erschrocken und floh nicht, sondern erwartete den Angriff. Der Bär näherte sich; Deforges zog eine kleine Pistole aus der Tasche, setzte sie dem hungrigen Tier ans Ohr und drückte ab. Der Bär stürzte nieder. Alles eilte herbei, die Türe ging auf und Kirila Petrowitsch trat ein, ganz erstaunt über den Ausgang des Spaßes.

Kirila Petrowitsch wünschte unbedingt die ganze Angelegenheit aufgeklärt zu sehen. Wer mochte es wohl gewesen sein, der Deforges von dem Scherz, der ihn erwartete, Mitteilung gemacht hatte, und wieso kam es, daß sich in seiner Tasche eine geladene Pistole befand? Er ließ Mascha rufen. Mascha eilte

herbei und übersetzte dem Franzosen die Fragen, die ihr Vater an ihn richtete.

„Ich habe noch nie zuvor vom Bären gehört," entgegnete Deforges: „allein ich trage beständig Pistolen bei mir, denn es ist nicht meine Art, Kränkungen hinzunehmen, für die ich in meiner Stellung keine Genugtuung verlangen kann."

Erstaunt blickte ihn Mascha an und übersetzte Kirila Petrowitsch diese Worte. Kirila Petrowitsch entgegnete nichts, sondern befahl bloß, den Bären hinauszuschaffen und ihm das Fell abzuziehen; darauf wandte er sich zu seinen Leuten und sagte: „Wie gefällt euch der Bursche? er ist nicht verzagt, weiß Gott, er ist nicht verzagt." Und von diesem Augenblick an hatte er Deforges lieb und dachte nicht mehr daran, ihn jemals wieder auf die Probe zu stellen.

Auf Marja Kirilowna hatte der Vorfall einen noch größeren Eindruck gemacht. Ihre Phantasie begann zu arbeiten: sie sah den toten Bären vor sich und Deforges, der ruhig neben dem Leichnam stand und sich ruhig mit ihr unterhielt. Sie mußte einsehen, daß Tapferkeit und stolzes Selbstbewußtsein nicht nur das ausschließliche Vorrecht des einen Standes seien, und begann seit der Zeit den jungen Lehrer mit einem Respekt zu behandeln, der von Stunde zu Stunde herzlicher wurde. Zwischen den beiden kam es sogar zu einer gewissen Verbindung. Mascha hatte eine herrliche Stimme und verfügte zudem über große

musikalische Fähigkeiten: Deforges erklärte sich sofort bereit, ihr Stunden zu geben. Und nun wird es dem Leser gewiß nicht mehr schwer fallen, zu erraten, daß Mascha sich natürlich in ihn verliebte, ohne es noch selber recht zu wissen.

Neuntes Kapitel

Der größte Teil der Gäste kam bereits am Vorabend des Festes nach Pokrowskoje. Einige wurden im Herrenhause und in den Flügeln untergebracht, andere beim Verwalter, mehrere beim Geistlichen und einige schließlich bei den reicheren Bauern; die Pferdeställe standen voll von Wagenpferden, die Höfe und die Speicher von den verschiedenartigsten Wagen. Um neun Uhr morgens riefen die Glocken zur Messe und alles drängte sich zur neuen Steinkirche, die Kirila Petrowitsch erbaut hatte und die er alljährlich weiter ausschmückte. Es hatte sich eine so große Anzahl hochgestellter Gottesfürchtiger eingefunden, daß die einfachen Bauern keinen Platz in der Kirche hatten, sondern gezwungen waren, vor der Kirchentür und innerhalb der Kirchenmauern zu stehen. Die Messe hatte noch nicht begonnen: man wartete noch auf Kirila Petrowitsch. Er fuhr schließlich in einem sechsspännigen Wagen vor und begab sich, von Marja Kirilowna geleitet, feierlich auf den ihm zukommenden Platz. Die Blicke der Männer und der Frauen hingen an dem jungen Mädchen, — die ersteren staunten

über ihre Schönheit, die zweiten betrachteten aufmerksam ihre Kleidung. Die Messe begann; die zu Hause geschulten Sänger sangen auf dem Chor, Kirila Petrowitsch brummte mit und betete, ohne nach rechts oder links zu schauen, und verneigte sich mit einer stolzen Demut bis zur Erde, als der Diakon schallend den Stifter des Tempels erwähnte.

Die Messe war zu Ende. Kirila Petrowitsch näherte sich dem Kreuz als erster. Alle folgten ihm; die benachbarten Gutsbesitzer machten ihm ihre Aufwartung, die Damen hingegen umringten Maschа. Als Kirila Petrowitsch die Kirche verließ, lud er alle ein, bei ihm zu Mittag zu speisen, setzte sich darauf in seinen Wagen und fuhr nach Hause. Sämtliche Anwesende folgten ihm alsbald. Die Zimmer füllten sich immer dichter mit Gästen; keine Minute verging, ohne daß neue Personen eintraten, die sich nur mit Mühe zum Hausherrn durchzudrängen vermochten. Würdevoll nahmen die Damen in einem Halbkreise Platz, und waren auch ihre Gewänder nach veralteter Mode, und waren sie auch teils abgetragen, teils überladen, so strahlten doch alle Frauen von Perlen und Brillanten; die Männer dagegen drängten sich um den Tisch, auf dem der Kaviar und der Schnaps standen und unterhielten sich mit geräuschvoller Mannigfaltigkeit. Im Saal wurde derweil ein Tisch für achtzig Personen gedeckt; die Bedienten eilten geschäftig hin und her, stellten Flaschen und Karaffen auf und glät-

teten die Tischdecken. Endlich rief der Haushofmeister: Das Essen ist serviert — worauf sich Kirila Petrowitsch als erster zum Tisch begab, hinter ihm die Damen, die mit großem Ernst Platz nahmen, wobei sie eine gewisse Altersordnung beobachteten; die jungen Mädchen drängten sich schüchtern, wie eine scheue Schar von jungen Ziegen, und wählten ihre Plätze so, daß immer eine neben der andern zu sitzen kam; ihnen gegenüber setzten sich die Männer; am unteren Ende der Tafel nahm der Lehrer neben dem kleinen Sascha Platz.

Und nun begannen auch die Diener die Teller dem Rang entsprechend zu servieren, wobei sie sich in Zweifelsfällen von den Vermutungen Lavaters leiten ließen und fast immer das Richtige trafen. Tellerklappern und Löffelklirren verschmolz mit dem geräuschvollen Gespräch der Gäste. Heiter sah sich Kirila Petrowitsch im Kreise um und genoß vollauf das Glück des freigebigen Gastgebers. In diesem Augenblick rollte ein sechsspänniger Wagen auf den Hof. „Wer ists?“ fragte der Hausherr. „Anton Pafnutjitsch“, entgegneten ihm gleich mehrere. Die Tür öffnete sich und Anton Pafnutjitsch Spizyn, ein fetter Mann von etwa fünfzig Jahren mit einem runden und pockennarbigen Gesicht und einem Kinn mit dreifachem Fettpolster wälzte sich lächelnd mit vielen Verbeugungen in den Saal, wobei er ganz offensichtlich alle Vorbereitungen traf, eine Entschuldigungsrede zu halten.

„Ein Gedeck!“ rief Kirila Petrowitsch: „Willkommen, Anton Pafnutjitsch, nimm Platz und erzähl uns, was das wohl bedeuten mag: du erschienst nicht zur Messe und kommst sogar zum Mittagessen zu spät? Das sieht dir ganz und gar nicht gleich, du bist nicht nur gottesfürchtig, sondern du liebst auch ordentlich zu speisen.“ — „Entschuldigung,“ entgegnete Anton Pafnutjitsch, wobei er die Serviette ins Knopfloch seines erbsenfarbenen Leibrockes knüpfte: „Entschuldigung, Väterchen, Kirila Petrowitsch, ich habe mich rechtzeitig auf den Weg gemacht, doch kaum hatte ich zehn Werst zurückgelegt, als plötzlich das Eisen am Vorderrad entzweiging — was will man da tun? Zum Glück war ein Dorf in der Nähe, aber bis ich hinkam und einen Schmied erwischte und der Schaden irgendwie repariert war, vergingen dennoch drei Stunden, da war nichts zu wollen. Den nächsten Weg durch den Wald von Kistenjowka zu nehmen, traute ich mich nicht, mithin mußte ich einen Umweg machen.“ — „Aha!“ unterbrach ihn Kirila Petrowitsch, „du gehörst, scheints, nicht gerade zur tapferen Kompanie; wovor fürchtest du dich eigentlich?“ — „Wovor ich mich fürchte, Väterchen, Kirila Petrowitsch? vor dem Dubrowskij fürchte ich mich; wenn man Pech hat, fällt man ihm eins zwei drei in die Klauen. Er ist ein gewandter Junge und läßt sich so leicht nichts entgehen; mich aber dürfte er unter Umständen gleich zweimal schinden wollen.“ — „Weshalb

denn dir, Bruder, so eine Auszeichnung?“ „Weshalb mir, Väterchen, Kirila Petrowitsch? nun sehr einfach, wegen des Prozesses des verstorbenen Andrej Gawrilowitsch. Habe ich nicht etwa Ihnen zu Gefallen, das heißt, nach Recht und Gewissen ausgesagt, daß die Dubrowskijs an dem Besitz von Kistenjowka keinerlei Recht haben, sondern alles Ihrer Gnade verdanken, wofür der Verstorbene (Gott habe ihn selig!) versprochen hat, mit mir kurzen Prozeß zu machen, und da fürchte ich nun, daß das Söhnchen vielleicht das Wort des Väterchens wird einlösen wollen. Bis jetzt war mir Gott allerdings noch gnädig; er hat alles in allem nur einen meiner Speicher geplündert, aber schließlich könnte doch noch einmal das Herrschaftshaus an die Reihe kommen.“ — „Na, und im Herrschaftshaus wird er ein feines Leben haben,“ meinte Kirila Petrowitsch: „das rote Schatullchen dürfte bis an den Rand gefüllt sein, sollte ich meinen.“ — „Schlimm, schlimm, Väterchen, Kirila Petrowitsch; einst war es freilich voll, aber jetzt ist es ganz leer geworden!“ — „Warum lügst du mich an, Anton Pafnutjitsch? Wir kennen dich doch; was machst denn du mit deinem Gelde? Du lebst in deinem Hause wie ein Schwein, hast niemals Gäste, schindest deine Bauern — nichts als sparen tust du, das ist deine ganze Beschäftigung.“ — „Sie belieben immer, Ihre Späßchen zu machen, Väterchen, Kirila Petrowitsch,“ murmelte Anton Pafnutjitsch lächelnd, „wir haben uns in letzter

Zeit, weiß Gott, ruiniert," — und hierbei rückte Anton Pafnutjitsch einer fetten Pastete zu Leibe, um den Witz des Hausherrn hinunterzuschlucken. Kirila Petrowitsch ließ von ihm ab und wandte sich zu dem neuen Polizeileutnant, der zum erstenmal hier zu Gaste war und am untern Ende der Tafel neben dem Lehrer saß.

„Nun, mein Herr Polizeileutnant, willst du uns nicht deinen Mut zeigen: fang doch mal den Dubrowskij."

Der Polizeileutnant wurde verlegen, verneigte sich, lächelte, stotterte und brachte endlich nur dies eine hervor: „Wir werden uns Mühe geben, Exzellenz."

„Hm! Mühe geben. Wie lang schon gebt ihr euch Mühe, unsere Gegend von den Räubern zu säubern. Aber keiner versteht es, das Ding richtig anzupacken. Ihr habt übrigens recht, wozu auch ihn fangen? Dubrowskijs Räubertaten sind ein wahrer Gottessegen für die Polizei: Dienstreisen, Untersuchungen, Zuschüsse, da fällt einem das Geld ja von selber in die Tasche. Man kann ihn nicht erwischen! Wozu auch einen solchen Wohltäter packen? Ist es nicht wahr, mein Herr Polizeileutnant?"

„Die reine Wahrheit, Exzellenz," entgegnete der völlig bestürzte Polizeileutnant.

„So, so, na ich seh schon; ich werde mich selber dahinter machen müssen, ohne erst auf die Hilfe der hiesigen Obrigkeit zu warten."

Die Gäste brachen in ein Gelächter aus.

„Ich lob mir deine Aufrichtigkeit," sprach Kirila Petrowitsch weiter, „dennoch tut es mir leid, daß der vormalige Polizeileutnant Taras Alexejewitsch hin ist; wenn sie den nicht verbrannt hätten, würde es jetzt bei uns mehr Ordnung geben. Was hört man übrigens Neues von Dubrowskij? Wo hat man ihn zum letzten Male gesehen?"

„Er war bei mir, Kirila Petrowitsch," summte die Stimme einer dicken Dame, „am vorigen Dienstag speiste er bei mir zu Mittag."

Alle Blicke hefteten sich auf Anna Ssawischna Globowa, eine Witwe von schlichter Lebensart, die von allen Leuten ihres gutmütigen und lustigen Charakters wegen gern gesehen wurde. Alle warteten voll Neugierde auf ihre Erzählung.

„Ich muß zuvor erzählen, daß ich meinen Verwalter vor drei Wochen mit einem Brief an meinen Wanja zur Post schickte. Ich verwöhne zwar meinen Sohn nicht sehr und wäre auch, wenn ich es wollte, nicht in der Lage, ihn zu verwöhnen; aber Sie werden ja selber wissen, daß man Gardeoffizieren einen ordentlichen Zuschuß geben muß, und so teile ich mich denn mit meinem Wanja in meine Einkünfte, so gut ich eben kann. Ich schickte ihm dieses Mal zweitausend Rubel; freilich mußte ich mehrfach an Dubrowskij denken, aber andererseits dachte ich auch: die Stadt ist doch ganz in der Nähe, es sind ja keine sieben Werst bis dahin, mit Gottes Hilfe wird es vielleicht diesmal

gehen. Aber was geschah: am Abend kehrte mein Verwalter bleich, abgerissen und zu Fuß zurück. Ich stöhnte nur: „Was ist los? Was ist mit dir geschehen?“ Darauf er: „Mütterchen, Anna Ssawischna, die Räuber haben mich geplündert und mich fast umgebracht. Dubrowskij selber war mit dabei, er wollte mich aufhängen, aber schließlich tat ich ihm leid und er ließ mich ziehen. Doch hat er mir alles abgenommen, sogar das Pferd und den Wagen.“ Ich wurde ganz starr vor Schreck. Himmlischer Vater! Wie wird es jetzt meinem Wanja ergehen? Allein da ich es nicht ändern konnte, schrieb ich ihm einen zweiten Brief, in welchem ich ihm alles erzählte und ihm meinen Segen ohne einen Pfennig Geld schickte.

„So verging eine Woche und eine andere. Eines Tages fährt ein Wagen in meinen Hof. Irgendein General ersucht mich, ihn zu empfangen; bitte schön. Ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren tritt ein, braungebrannt, mit schwarzen Haaren, Schnurrbart und Bart, das genaue Abbild von Kulnjow; er stellt sich mir als Freund und Dienstkamerad meines verstorbenen Gatten Iwan Andrejewitsch vor; er reise gerade durch diese Gegend und hätte es nicht über sich bringen können, am Gut der Witwe vorüberzufahren, denn er wisse, daß ich hier lebe. Ich bewirtete ihn, so gut es gehen wollte, plauderte mit ihm von diesem und jenem und kam endlich auch auf Dubrowskij zu sprechen. Ich klagte ihm mein Leid. Mein General

schaute finster. „Sonderbar," sagte er: „Ich habe immer gehört, daß Dubrowskij durchaus nicht jedermann überfällt, sondern immer nur die, die dafür bekannt sind, daß sie reich seien, und auch mit denen teilt er jedesmal redlich und nimmt ihnen nicht etwa alles weg. Einen Mord aber hat ihm noch niemand nachgesagt; könnte es nicht sein, daß das Ganze nichts als ein Schwindel ist? Befehlen Sie doch, den Verwalter rufen zu lassen." Man holte den Verwalter. Er erschien. Kaum sah er den General, erstarrte er wie eine Bildsäule. „Erzähl uns mal, Brüderchen, auf welche Weise Dubrowskij dich beraubt hat und warum er dich aufhängen wollte?" Mein Verwalter bebte am ganzen Leibe und fiel dem General zu Füßen. „Väterchen verzeih mir: die Versuchung war zu groß . . . ich habe gelogen." — „Wenn dem so ist," entgegnete der General: „Dann erzähl mal der gnädigen Frau, wie sich alles zugetragen hat, ich werde zuhören." Der Verwalter war immer noch ganz aus dem Häuschen. „Nun, erzähl doch," fuhr der General fort: „Wo bist du Dubrowskij begegnet?" — „Bei den zwei Fichten, Väterchen, bei den zwei Fichten." — „Und was sagte er zu dir?" — „Er fragte mich: Wem gehörst du, wohin fährst du und warum?" — „Nun und danach?" — „Und danach forderte er mir den Brief und das Geld ab. Und natürlich gab ich ihm Brief und Geld." — „Und er?" — „Nun, und er . . . Väterchen, verzeih mir." — „Nun, was

tat er denn?“ — „Er gab mir das Geld und den Brief zurück und sagte: zieh mit Gott und übergib es der Post.“ — „Und weiter!“ — „Väterchen, verzeih mir!“ — „Ich werde mit dir, mein Täubchen, kurzen Prozeß machen,“ sagte der General drohend: „Befehlen Sie doch, gnädige Frau, den Koffer dieses Betrügers zu untersuchen und überantworten Sie ihn darauf mir, ich will ihm eine Lehre erteilen. Wissen Sie nicht, daß Dubrowskij selber ein Gardeoffizier war; wie könnte er einen Kameraden schädigen wollen?“ Ich erriet natürlich alsbald, wer seine Exzellenz war: ich brauchte ihn nicht erst deswegen zu befragen. Die Kutscher banden den Verwalter an den Kutschbock, und bald darauf fanden wir das Geld; der General speiste mit mir, fuhr jedoch gleich nach dem Essen fort und nahm den Verwalter mit. Den Verwalter fand man am nächsten Tage im Walde ziemlich zerschunden an den Stamm einer Eiche gebunden.“

Stumm hatten alle Anna Ssawischnas Erzählung angehört, zumal die jungen Mädchen. Einige von ihnen nährten insgeheim eine gewisse Neigung für Dubrowskij, weil sie in ihm einen romantischen Helden sahen, und ganz besonders tat das Marja Kirilowna, diese heißblütige Träumerin, aufgewachsen und erzogen im Bann der geheimnisvollen Schreckenstaten in den Romanen der Radcliffe.

„Du nimmst also an, Anna Ssawischna, daß Dubrowskij selber bei dir war?“ fragte Kirila Petro-

witsch: „Du täuschst dich sehr. Ich weiß freilich nicht, wer bei dir zu Gaste war, aber Dubrowskij war es bestimmt nicht."

„Wie, Väterchen, nicht Dubrowskij? Ja, gibt es denn außer ihm noch jemand, der auf die Landstraße geht und die Vorüberfahrenden anhält und durchsucht?"

„Das weiß ich nicht, aber Dubrowskij war es bestimmt nicht. Ich kann mich noch an ihn erinnern, als er ein Kind war, ich weiß zwar nicht, ob nicht seine Haare inzwischen schwarz geworden sind, damals war er ein Knabe mit einem blonden Lockenkopf; dieses eine jedoch weiß ich ganz zuverlässig, daß Dubrowskij nur fünf Jahre älter ist als meine Mascha, und mithin kann er unmöglich fünfunddreißig Jahre alt sein, sondern höchstens dreiundzwanzig."

„Stimmt auffällig, Exzellenz," warf der Polizeileutnant ein: „Ich habe das Signalement Wladimir Dubrowskijs in der Tasche. Darin wird ausdrücklich vermerkt, daß er dreiundzwanzig Jahre alt ist."

„Aha!" rief Kirila Petrowitsch: „Übrigens, lies uns doch das Papier vor, wir wollen es hören: es ist für uns ganz gut, mit seinem Signalement bekannt zu werden, vielleicht kommt er uns mal unter die Augen, dann können wir ihn greifen."

Der Polizeileutnant zog ein ziemlich verschmiertes Blatt Papier aus der Tasche, öffnete es würdevoll und las mit singendem Tonfall:

„Dubrowskijs Signalement, zusammengestellt nach den Aussagen seines vormaligen Gutsgesindes:

Alter zweiundzwanzig Jahre, Wuchs mittelhoch, Gesichtsfarbe rein, Bart geschoren, Augen braun, Haare blond, Nase gerade. Besondere Kennzeichen: nicht vorhanden."

„Ist das alles?" fragte Kirila Petrowitsch.

„Das ist alles," antwortete der Polizeileutnant, das Papier zusammenfaltend.

„Gratuliere, mein Herr Polizeileutnant. Ein ausgezeichnetes Papier! Nach diesem Signalement wird es euch sicherlich nicht schwer fallen, Dubrowskij zu finden! Gibt es denn überhaupt einen, der nicht mittelhoch ist, nicht blondes Haar hat, eine gerade Nase und braune Augen? Ich wette mit dir, was du willst: drei Stunden lang wirst du dich mit dem Dubrowskij unterhalten und nicht erraten, mit wem Gott dich zusammengeführt hat. Ja, man kann wohl sagen, gescheite Köpfe haben die Beamten!"

Der Polizeileutnant steckte demütig sein Papier in die Tasche und machte sich an die Gans mit Kraut; die Diener hatten derweil schon mehrere Male die Runde gemacht und jedem Gast mehrfach das Glas gefüllt. Nun erschienen auch einige Flaschen russischen Schaumweins, die mit vielem Geräusch entkorkt und wohlwollend unter der Bezeichnung Champagner begrüßt wurden; die Gesichter röteten sich bereits, die

Gespräche wurden lauter und lustiger und verloren nach und nach den Zusammenhang.

„Wahrhaftig," fuhr Kirila Petrowitsch fort, „einen solchen Polizeileutnant wie den verstorbenen Taras Alexejewitsch werden wir nicht so bald wieder haben! Der schoß keinen Bock und Maulaffen hielt er auch nicht feil. Zu schade, daß der brave Junge verbrannt ist, der hätte keinen aus der ganzen Bande ausgelassen. Der hätte sie alle gepackt, und auch Dubrowskij selber wäre ihm nicht entkommen. Freilich hätte Taras Alexejewitsch ruhig Geld von ihm genommen, hätte ihn aber trotzdem nicht freigelassen, das war so die Art des Verstorbenen. Aber ich sehe, es ist nichts dran zu ändern; ich seh, daß ich selber diese Sache anpacken und mit meinem Hausgesinde gegen die Räuber ins Feld ziehen muß. Zunächst will ich einmal zwanzig meiner Burschen abkommandieren, damit sie das Diebswäldchen säubern; meine Jungens sind nicht verzagt, von denen geht jeder einzeln auf einen Bären los, da wird er wohl auch vor einem Räuber nicht zurückschrecken."

„Wie geht es denn Ihrem Bären, Väterchen, Kirila Petrowitsch?" fragte Anton Pafnutjitsch, der sich bei diesen Worten an seinen zottigen Bekannten und einige Späße erinnerte, deren Opfer er seinerzeit geworden war.

„Mischa wünscht gesund zu leben," entgegnete Kirila Petrowitsch, „er selber starb eines ruhmvollen

Todes von der Hand des Gegners. Dort sitzt sein Bezwinger!“ Kirila Petrowitsch zeigte bei diesen Worten auf den französischen Lehrer. „Er hat deinen ... mit Erlaubnis gesagt ... gerächt; erinnerst du dich noch?“

„Wie sollte ich das wohl vergessen?“ meinte Anton Pafnutjitsch und kratzte sich: „freilich denk ich noch sehr daran. Mischa ist also gestorben — schade um Mischa, bei Gott, schade! So spaßhaft war er! So gescheit! So einen Bären gibts nicht so bald wieder. Und warum hat der Musje ihn denn getötet?“

Mit ungemeiner Genugtuung verbreitete sich Kirila Petrowitsch alsbald über die ruhmvolle Tat seines Franzosen, war ihm doch die glückliche Eigenschaft im hohen Grade zu eigen, mit allem, was ihn umgab, zu prahlen. Aufmerksam hörten die Gäste die Erzählung von Mischas Tod an und schauten erstaunt zu Deforges hin, der gar nicht zu ahnen schien, daß sich das Gespräch seiner Tapferkeit zugewandt hatte, sondern ruhig auf seinem Platz saß und seinem munteren Zögling moralische Vorhaltungen machte.

Nachdem es drei Stunden gedauert hatte, ging auch dieses Mittagessen zu Ende; der Hausherr legte seine Serviette auf den Tisch, man erhob sich und ging ins Wohnzimmer, in dem bereits der Kaffee und die Karten warteten, aber auch die Fortsetzung des Trinkgelages, das so ruhmvoll im Speisezimmer begonnen worden war.

Zehntes Kapitel

Einige der Gäste beabsichtigten, bereits um sieben Uhr abends abzureisen, allein der Hausherr, den der Punsch in heiterste Stimmung gebracht hatte, befahl, die Tore zu schließen, und erklärte, daß er keinem bis zum folgenden Morgen gestatte, den Gutshof zu verlassen. Bald darauf erschallte Musik, es öffneten sich die Türen zum Saal und der Ball begann. Der Hausherr und die ihm Näherstehenden saßen in einer Ecke, leerten Glas um Glas und freuten sich am Vergnügen, das die Jugend empfand. Die alten Frauen spielten Karten. Wie überall, wo nicht etwa zufällig eine Ulanenbrigade ihre Quartiere aufgeschlagen hat, gab es auch hier weniger Kavaliere als Damen; darum wurden alle Männer, die einigermaßen als Tänzer tauglich erschienen, dazu kommandiert. Aus ihrer Schar stach der Lehrer hervor; die jungen Damen wählten immer nur ihn und meinten, daß es sich mit ihm am besten walzen lasse. Einige Male wirbelte er auch mit Marja Kirilowna durch den Saal und dann folgten dem Paare spöttisch die Augen der anderen Fräulein. Es ging bereits gegen Mitternacht, als der schläfrige Hausherr den Tanz abbrach und den Befehl gab, das Abendessen zu servieren; er selber begab sich zur Ruhe.

Kirila Petrowitschs Abwesenheit verlieh der ganzen Gesellschaft mehr Freiheit und Leben; die Kavaliere

wagten es, sich neben die Damen zu setzen; die jungen Damen lachten und flüsterten mit ihren Nachbarn; dagegen unterhielten sich die älteren Damen laut über den Tisch hinüber. Die Männer tranken, stritten miteinander und lachten; kurzum, das Abendessen verlief außergewöhnlich heiter und ließ eine Menge von vergnügten Erinnerungen zurück.

Nur ein einziger Mensch nahm nicht an der allgemeinen Lustigkeit teil. Finster und schweigsam saß Anton Pafnutjitsch auf seinem Platz, er aß zerstreut und machte einen ungewöhnlich beunruhigten Eindruck. Die Gespräche über das Räuberunwesen hatten ihn ungemein aufgeregt. Wir werden bald sehen, daß er allerdings Grund genug hatte, sie zu fürchten.

Als Anton Pafnutjitsch Gott zum Zeugen dafür angerufen hatte, daß die rote Schatulle tatsächlich leer sei, log er nicht und ließ sich keine Sünde zuschulden kommen; denn freilich war die rote Schatulle leer: die vormals in ihr aufbewahrten Banknoten waren in eine Ledertasche gewandert, die er jetzt unter dem Hemde auf seiner Brust trug. Nur durch diese Vorsichtsmaßregel konnte er seine ewige Furcht und sein Mißtrauen gegen alle ein wenig lindern. Da er sich heute gezwungen sah, in einem fremden Hause zu übernachten, fürchtete er, daß ihm sein Nachtlager vielleicht in einem abgelegenen Zimmer angewiesen werden würde, wohin leicht Diebe dringen konnten; seine Augen suchten nach einem zuverlässigen Schlafgesellen und

wählten endlich Deforges aus. Sein Äußeres, das von Kraft sprach, aber noch mehr seine Tapferkeit, die er bei der Begegnung mit dem Bären bewiesen hatte, an welchen der arme Anton Pafnutjitsch nicht ohne Erschauern denken konnte, waren bei dieser Wahl maßgebend gewesen. Als man vom Tisch aufstand, begann Anton Pafnutjitsch Kreise um den jungen Franzosen zu ziehen, räusperte sich, hüstelte und wandte sich schließlich mit folgender Erklärung an ihn.

„Hm! hm! wäre es nicht möglich, Musje, in Ihrem Zimmer zu übernachten, denn siehst du mal . . .“

„Que désire, monsieur?“ fragte Deforges mit einer höflichen Verbeugung.

„Ach, du Schwerenot, du verstehst ja noch nicht russisch, Musje. Schö wö mua sche wu kusche, verstehst du mich.“

„Monsieur, très volontier,“ antwortete Deforges; „veuillez donner des ordres en conséquence.“

Sehr befriedigt von seiner Kenntnis der französischen Sprache eilte Anton Pafnutjitsch fort, um die notwendigen Anordnungen zu treffen.

Die Gäste sagten einander Lebewohl und ein jeder begab sich darauf in das Zimmer, das ihm angewiesen worden war; Anton Pafnutjitsch dagegen folgte dem Lehrer zum Flügel. Die Nacht war dunkel. Deforges wies ihm mit einer Laterne den Weg; Anton Pafnutjitsch folgte ihm ziemlich tapfer und preßte nur zuweilen die Hand an die Brust, um sich zu über-

zeugen, daß das Täschchen mit dem Gelde noch vorhanden war.

Als sie im Flügel angelangt waren, zündete der Lehrer eine Kerze an und sie zogen sich aus; Anton Pafnutjitsch ging dabei im Zimmer auf und ab, prüfte die Schlösser und die Fenster und schüttelte den Kopf, da die Besichtigung ihm nur wenig trostreich erschien. Die Türe war nämlich nur durch einen Riegel zu versperren und die Fenster hatten nicht einmal doppelte Rahmen. Er versuchte, Deforges sein Leid zu klagen, doch reichte seine Kenntnis der französischen Sprache bei weitem nicht aus, etwas so Kompliziertes zu erklären. Der Franzose verstand ihn nicht und Anton Pafnutjitsch mußte wohl oder übel sein Jammern einstellen. Die Betten standen einander gegenüber; die beiden legten sich nieder und der Lehrer löschte das Licht aus.

„Purkua wu tusche, purkua wu tusche?“ rief Anton Pafnutjitsch, indem er nicht ohne Mühe das russische Verbum für auslöschen auf französische Art konjugierte: „Ich kann nicht dormir im Dunkeln.“

Aber Deforges begriff ihn nicht und wünschte ihm lediglich eine geruhsame Nacht.

„Verdammter Heide!“ brummte Spizyn, sich fest in die Decke wickelnd: „Wozu war es nötig, die Kerze auszulöschen? Er wird wenig Freude davon haben. Ich kann doch nicht ohne Licht schlafen. Musje, Musje,“ fuhr er fort: „Schö wö awek wu parle.“

Allein der Franzose gab keine Antwort und begann bald darauf zu schnarchen.

„Da schnarcht er schon, Bestie von einem Franzosen —“ überlegte Anton Pafnutjitsch, — „und bei mir ist kein Gedanke an Schlafen: eins, zwei, drei könnten Diebe durch die offene Türe eindringen oder durchs Fenster steigen, ihn aber, diese Bestie, weckt man nicht einmal mit Kanonen auf. Musje, he Musje! — hol dich doch der Teufel.“

Anton Pafnutjitsch verstummte, Müdigkeit und Weindünste überwältigten nach und nach seine Ängstlichkeit; er nickte ein und bald darauf überwältigte ihn ein tiefer Schlaf.

Ein seltsames Erwachen stand ihm bevor. Er fühlte noch im Schlaf, daß jemand leise seinen Hemdkragen zurückschlug. Anton Pafnutjitsch öffnete die Augen und sah beim bleichen Licht des Herbstmorgens Deforges vor sich stehen: in der einen Hand hielt der Franzose die Taschenpistole, während er mit der andern das verheißungsvolle Täschchen abknöpfte. Anton Pafnutjitsch war starr. „Keß kö se, Musje, keß kö se?“ rief er mit bebender Stimme. — „Still! Schweigen!“ entgegnete der Lehrer und sprach auf einmal das reinste Russisch: „Schweigen! oder Sie sind verloren. Ich bin Dubrowskij.“

Elftes Kapitel

Es wird nunmehr für uns Zeit, den Leser um Erlaubnis zu bitten, die letzten Vorfälle in unserer Er-

zählung durch vorhergegangene Umstände erklären zu dürfen, die zu berichten wir noch nicht in der Lage waren.

Auf der Station ** saß im Hause des Posthalters, von dem bereits die Rede war, in seiner Ecke ein Vorüberreisender, sein Aussehen war still und geduldig, so daß man in ihm sogleich eine Zivilperson oder den Ausländer erkennen mußte, das heißt, einen Menschen, dessen Stimme auf der Post nicht beachtet wird. Sein Wägelchen stand auf dem Hof, es mußte frisch geschmiert werden. Ein kleines Köfferchen ruhte darin, der magere Beweis für ein durchaus nicht genügendes Vermögen. Der Reisende verlangte weder Tee noch Kaffee, sondern schaute durchs Fenster und pfiff zum gewaltigen Mißvergnügen der Posthaltersfrau, die hinter einer spanischen Wand saß, vor sich hin.

„Da hat uns Gott einen Pfiffikus geschickt," sagte sie halblaut: „Wie der pfeift! möge er doch platzen, der verdammte Heide."

„Warum denn?" meinte der Posthalter: „Was machts denn? Mag er doch pfeifen."

„Was es macht?" entgegnete geärgert seine Gattin: „Ist dir denn die schlimme Vorbedeutung etwa unbekannt?"

„Welche Vorbedeutung? Daß man mit Pfeifen das Geld aus dem Hause treibt? Ei, Pachomowna! bei uns kann man pfeifen, wie lange man Lust hat, Geld gibts doch keins."

„Laß ihn doch endlich abfahren, Ssidorytsch. Macht es dir vielleicht Spaß, ihn noch lange hier zu behalten? Gib ihm endlich Pferde und mag er sich zum Teufel scheren.“

„Der kann noch gut warten, Pachomowna; im Stall hab ich nur drei Dreigespanne, das vierte ruht gerade aus. Wer weiß, ob nicht am Ende noch wichtige Reisende kommen; ich will wegen dieses Franzosen nicht meinen Hals riskieren. Horch nur! So ist es auch! da kommt schon wer! Oho! und wie schnell! am Ende gar ein General?“

Der Wagen hielt vor der Tür. Ein Diener sprang vom Bock, öffnete die Wagentür und gleich darauf trat ein junger Mann im Militärmantel und weißer Uniformmütze in das Zimmer des Posthalters; der Diener folgte ihm, er trug eine Schatulle und stellte sie aufs Fensterbrett.

„Pferde!“ rief der Offizier gebieterisch.

„Sofort!“ entgegnete der Posthalter: „Darf ich um die Reiseordre bitten.“

„Ich habe keine Reiseordre. Ich reise für mich ... Erkennst du mich vielleicht nicht?“

Der Posthalter hatte es eilig und lief zum Stall, um die Kutscher anzutreiben. Der junge Mann ging im Zimmer auf und ab und trat auch hinter die spanische Wand, wo er die Posthaltersfrau leise fragte: „Wer ist der andere Reisende?“

„Weiß Gott,“ entgegnete die Posthaltersfrau: „Ir-

gendein Französchen; jetzt wartet er bereits seit fünf Stunden auf Pferde und pfeift in einem fort. Ich hab ihn satt, den verdammten Kerl."

Der junge Mann begann gleich darauf, sich mit dem Reisenden in französischer Sprache zu unterhalten.

„Wohin belieben Sie zu reisen?" fragte er ihn.

„Zur nächsten Stadt," antwortete der Franzose: „Von dort muß ich zu einem Gutsbesitzer, der mich, ohne mich je gesehen zu haben, als Lehrer angestellt hat. Ich glaubte eigentlich, daß ich bereits heute den Ort erreichen würde, aber der Herr Posthalter hat es scheinbar anders entschieden. In diesem Land, mein Herr Offizier, ist es sehr schwierig, Pferde zu bekommen."

„Und bei welchem von unsern Gutsbesitzern treten Sie in Stellung?" fragte der Offizier.

„Bei Trojekurow," erwiderte der Franzose.

„Bei Trojekurow? Wer ist denn dieser Trojekurow?"

„Ma foi, monsieur, ich habe wenig Gutes von ihm gehört. Man sagt, er sei ein hochmütiger und eigenartiger Herr, der seine Hausgenossen grausam behandelt, so daß keiner es lange bei ihm aushält, denn alle zittern, wenn sie nur seinen Namen hören und mit den Lehrern (avec les outchitels) macht er schon gar keine Umstände."

„Gestatten Sie mal! und trotzdem entschlossen Sie sich, bei diesem Ungeheuer Stellung zu nehmen?"

„Was tun, mein Herr Offizier? Er gibt mir einen guten Gehalt, dreitausend Rubel im Jahr bei freiem Aufenthalt. Es könnte ja möglich sein, daß ich mehr Glück habe als die anderen. Ich habe eine alte Mutter: die Hälfte meines Gehaltes schicke ich ihr, damit sie leben kann; der Rest genügt mir, um mir in fünf Jahren ein kleines Kapital zu sparen, das hinreichend groß ist, mir für späterhin die Unabhängigkeit zu sichern, und dann bon soir, dann fahre ich nach Paris und fange einen kleinen Handel an."

„Kennt Sie jemand im Hause Trojekurows?" fragte der Offizier.

„Niemand," entgegnete der Lehrer: „Er hat mich angestellt, weil einer seiner Moskauer Freunde, dessen Koch mein Landsmann ist, mich ihm empfohlen hat. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich eigentlich nicht die Absicht hatte, Lehrer zu werden, ursprünglich wollte ich Konditor werden, aber man sagte mir, daß in Ihrem Vaterland der Beruf des Lehrers unvergleichlich viel vorteilhafter wäre . . ."

Der Offizier schien etwas zu überlegen. „Hören Sie mal," unterbrach er den Franzosen: „Was würden Sie dazu sagen, wenn man Ihnen statt dieser ungewissen Zukunft zehntausend Rubel in barer Münze versprechen würde, mit der einzigen Bedingung, daß Sie sich augenblicks nach Paris zurückbegeben?"

Erstaunt blickte der Franzose den Offizier an und lächelte nur kopfschüttelnd.

„Die Pferde stehen bereit," rief der eintretende Posthalter.

Der Diener bestätigte gleich darauf die Nachricht.

„Schon gut," entgegnete der Offizier: „Verlaßt uns auf einen Augenblick." (Der Posthalter und der Diener entfernten sich.) „Es ist kein Scherz," fuhr er darauf in französischer Sprache fort: „Die zehntausend Rubel kann ich Ihnen geben; ich verlange nichts weiter als Ihre Abreise und Ihre Papiere."

Er öffnete bei diesen Worten seine Schatulle und nahm mehrere Stöße von Banknoten heraus.

Der Franzose starrte ihn an. Er wußte nicht recht, was er denken sollte.

„Meine Abreise ... meine Papiere," wiederholte er erstaunt: „da sind meine Papiere ... aber Sie scherzen doch wohl? Was wollen Sie mit meinen Papieren?"

„Das geht Sie gar nichts an. Ich frage, ob Sie einverstanden sind, ja oder nein?"

Der Franzose, der immer noch nicht seinen Ohren trauen wollte, reichte die Papiere dem jungen Offizier, der sie hastig durchsah.

„Ihr Paß ... sehr gut; der Empfehlungsbrief ... wir wollen sehen; der Geburtsschein ... vortrefflich. Da haben Sie Ihr Geld, fahren Sie heim. Leben Sie wohl."

Der Franzose stand da, als wäre er eingewurzelt. Der Offizier kehrte noch einmal zurück.

„Ich habe das Wichtigste vergessen: geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß dieser Handel ganz unter uns beiden bleibt ... Ihr Ehrenwort darauf.“

„Mein Ehrenwort,“ entgegnete der Franzose ... „Aber meine Papiere? Was soll ich ohne die beginnen?“

„Sagen Sie in der erstbesten Stadt, durch die Sie kommen, daß Dubrowskij Sie beraubt habe, man wird Ihnen Glauben schenken und Ihnen die nötigen Dokumente ausstellen. Leben Sie wohl; Gott helfe Ihnen, möglichst schnell nach Paris zu kommen und Ihr Mütterchen in guter Gesundheit anzutreffen.“

Dubrowskij verließ das Zimmer, sprang in seinen Wagen und jagte davon.

Der Posthalter schaute durchs Fenster und wandte sich, als der Wagen verschwunden war, zu seiner Frau mit folgenden Worten: „Pachomowna, weißt du? das war ja Dubrowskij.“

Hals über Kopf stürzte die Posthaltersfrau ans Fenster, aber es war schon zu spät: Dubrowskij war bereits fern. Sie schalt auf ihren Mann: „Du Gottloser, warum hast du mir das nicht früher gesagt, damit ich mir den Dubrowskij wenigstens hätte ansehen können, jetzt kann es lange dauern, ehe er wieder hier vorbeikommt. Gewissenlos bist du, wahrhaftig, ganz und gar gewissenlos!“

Immer noch stand der Franzose wie angewurzelt. Das Abkommen mit dem Offizier und das viele Geld

— es war ihm alles wie ein Traumgesicht. Aber die Banknotenstöße waren da, sie staken in seiner Tasche und sprachen bedeutsam von der Wirklichkeit dieser erstaunlichen Begebenheit.

Endlich entschloß er sich, Pferde zu nehmen, um zur nächsten Stadt zu fahren. Der Kutscher fuhr ihn im Schritt und so kamen sie erst nachts in die Nähe der Stadt.

Noch ehe sie die Stadtgrenzen erreicht hatten, an der an der Stelle eines Wachtpostens nichts als ein zerfallenes Schilderhäuschen stand, befahl der Franzose dem Kutscher haltzumachen, kletterte aus dem Wägelchen und ging, nachdem er dem Kutscher durch Zeichen zu verstehen gegeben hatte, daß er ihm das Wägelchen nebst dem Köfferchen als Trinkgeld schenke, zu Fuß weiter. Der Kutscher war über diese Freigebigkeit genau so erstaunt wie vor kurzem der Franzose über Dubrowskijs Vorschlag. Doch da er aus allem nur den einen Schluß ziehen konnte, daß der Franzose plötzlich verrückt geworden sei, bedankte er sich mit eifrigen Verbeugungen und fuhr, weil er es nicht für wohlgetan hielt, sich in der Stadt zu zeigen, zu einem ihm hinreichend bekannten Vergnügungsetablissement, dessen Besitzer sein Freund war. Dort verbrachte er die ganze Nacht und begab sich erst am Morgen des anderen Tages auf dem Dreigespann, aber ohne Köfferchen und Wägelchen mit gedunsenem Antlitz und rot unterlaufenen Augen nach Hause.

Dubrowskij hingegen fuhr, nachdem er sich, wie wir gesehen haben, auf diese Weise in den Besitz der Papiere des Franzosen gesetzt hatte, dreist zu Trojekurow und ließ sich in dessen Hause nieder. Welcher Art auch seine geheimen Absichten waren (wir werden von ihnen weiterhin hören), in seinem Verhalten war nicht das geringste Anstößige zu gewahren. Zwar befaßte er sich wenig mit der Erziehung des jungen Sascha, er ließ ihm volle Freiheit, dumme Streiche zu machen, und nahm es auch nicht zu genau mit den Aufgaben, die er ihm mehr der Form halber auferlegte, dafür aber verfolgte er mit um so größerer Aufmerksamkeit die musikalischen Erfolge seiner Schülerin und konnte oft ganze Stunden mit ihr am Klavier verbringen. Alle im Hause liebten den jungen Lehrer. Kirila Petrowitsch liebte ihn, weil er so kühn und geschickt auf der Jagd war, Marja Kirilowna liebte ihn, weil er grenzenlos eifrig war und ihr sklavisch ergeben, Sascha — weil er sich nachsichtig zu all seinen Schelmenstreichen verhielt, und das Gesinde, weil er von einer Freigebigkeit war, die augenscheinlich nicht recht mit seinem Vermögen übereinstimmte. Es machte allen den Eindruck, daß auch er der Familie sehr zugetan sei und sich bereits als Mitglied derselben betrachte.

Seit dem Tage seines Eintrittes in den Lehrerberuf bis zu jenem bemerkenswerten Fest war etwa ein Monat verstrichen, und noch ahnte niemand, daß

hinter dem bescheidenen jungen Franzosen der grausame Räuber steckte, dessen Namen allein schon genügte, um alle Gutsbesitzer im Umkreise zu erschrecken. Dubrowskij weilte während dieser ganzen Zeit beständig in Pokrowskoje, trotzdem aber wollte, genährt von der erfinderischen Phantasie der Dorfbewohner, das Gerücht über seine Räubertaten nicht verstummen; es war freilich auch möglich, daß seine Bande trotz der Abwesenheit ihres Führers ihr Unwesen fortsetzte. Diesmal freilich, da er gezwungen war, mit einem Mann, den er für seinen persönlichen Feind und einen der Hauptschuldigen an all dem Jammer, der ihn betroffen, halten mußte, im gleichen Zimmer zu übernachten, konnte Dubrowskij der Versuchung nicht länger widerstehen. Das Vorhandensein der Geldtasche war ihm bekannt geworden und so beschloß er, ihrer habhaft zu werden. Und wir sahen ja bereits, in welchen Schrecken er den armen Anton Pafnutjitsch durch seine unerwartete Verwandlung aus dem Lehrer in den Räuber versetzt hatte.

Zwölftes Kapitel

Am Morgen erschienen die Gäste, die in Pokrowskoje übernachtet hatten, gegen neun Uhr im Wohnzimmer, in welchem schon der Ssamowar rauchte; Marja Kirilowna saß dort im Morgengewande und Kirila Petrowitsch trank bereits in Filzrock und Pantoffeln seinen Tee aus seiner geräumigen Tasse, die

an einen Spülnapf erinnerte. Anton Pafnutjitsch kam als letzter, er war so blaß und schien so verstimmt zu sein, daß sein Aussehen alle geradezu überraschte, Kirila Petrowitsch erkundigte sich sogar nach seinem Befinden. Spizyn gab etwas zur Antwort, das gar keinen Sinn hatte, und blickte dabei entsetzt den Lehrer an, der dortselbst mit der unschuldigsten Miene der Welt saß. Wenige Minuten darauf trat ein Diener ein und teilte Spizyn mit, daß sein Wagen vorgefahren wäre. Anton Pafnutjitsch schien es eilig zu haben, Abschied zu nehmen, denn hastig verließ er trotz aller Vorhaltungen des Hausherrn das Gemach und fuhr spornstreichs fort. Der Hausherr und die Gäste konnten nicht fassen, was mit ihm geschehen sei. Und darum entschied Kirila Petrowitsch die Frage dahin, daß jener sich wohl überfressen habe! Nach dem Tee und dem Abschiedsfrühstück fuhren auch die übrigen Gäste fort und bald darauf lag Pokrowskoje wieder verödet da und alles nahm seinen gewöhnlichen Gang. Einige Tage verstrichen, doch trug sich nichts irgendwie Bemerkenswertes zu. Das Leben in Pokrowskoje war ziemlich einsam. Kirila Petrowitsch ritt täglich auf die Jagd, Marja Kirilowna dagegen beschäftigte sich mit Lektüre, Spaziergängen und ihren Musikstunden und mit diesen letzteren freilich ganz besonders. Sie lernte nach und nach ihr eigenes Herz verstehen und gestand sich mit unwillkürlicher Erbitterung, daß es gegen die Vorzüge des jungen Franzosen

nicht mehr gleichgültig war. Er seinerseits überschritt freilich niemals die Grenzen des Respektes und des strengsten Anstandes und beruhigte hierdurch ihren Stolz und ihre angsterfüllten Zweifel ein wenig. Mit immer größerem Zutrauen gab sie sich dieser anziehenden Gewohnheit hin. Sie langweilte sich ohne Deforges; und war er zugegen, so mußte sie sich jede Minute an ihn wenden, sie frug ihn nach seiner Meinung über die verschiedensten Dinge und war immer mit seiner Ansicht einverstanden. Es ist möglich, daß sie noch nicht verliebt war; aber der erste Schicksalsschlag oder das erste zufällige Hindernis hätten genügt, in ihrem Herzen die Flammen der Leidenschaft auflodern zu lassen.

Als sie eines Tages den Salon betrat, in welchem der Lehrer auf sie wartete, bemerkte Marja Kirilowna erstaunt, daß eine gewisse Verwirrung auf seinem blassen Gesicht zu lesen war. Sie öffnete das Klavier und sang einige Noten; Dubrowskij entschuldigte sich jedoch plötzlich unter dem Vorwande, daß ihm der Kopf weh täte, unterbrach die Stunde und steckte ihr, während er die Noten schloß, heimlich ein Billett zu. Marja Kirilowna nahm es, ohne sich recht zu überlegen, was sie tat, in Empfang und bedauerte es nach einem Augenblick; allein Dubrowskij hatte bereits den Salon verlassen. Marja Kirilowna begab sich in ihr Zimmer, erbrach das Billett und las folgende Zeilen:

„Finden Sie sich heute um sieben Uhr in der Laube am Bach ein: ich muß unbedingt mit Ihnen sprechen."

Ihre Neugierde war aufs heftigste erregt. Sie war längst darauf vorbereitet, sein Geständnis zu hören, und wünschte es und fürchtete es doch gleichzeitig. Es wäre ihr angenehm gewesen, die Bestätigung dessen zu vernehmen, was sie selber schon ahnte; und doch fühlte sie, daß es für sie nicht recht anginge, ein solches Geständnis von einem Menschen zu hören, der, seiner Stellung nach, keineswegs die Hoffnung hegen durfte, jemals ihre Hand zu erlangen. Sie war entschlossen, zu der Zusammenkunft zu gehen. Und nur in einem schwankte sie noch: mit welcher Miene sie wohl das Geständnis des Lehrers anhören sollte: ob mit aristokratischem Unwillen, oder mit Freundschaftsbeteuerung, mit lustigen Späßen, oder mit schweigsamer Teilnahme? Dennoch konnte sie es nicht unterlassen, in der Zwischenzeit jeden Augenblick auf die Uhr zu schauen. Es dämmerte; die Bedienten brachten die Kerzen; Kirila Petrowitsch nahm am Kartentisch Platz, um mit einigen Nachbarn, die zu Besuch gekommen waren, Boston zu spielen; die Saaluhr schlug dreiviertel auf sieben, da schlich Marja Kirilowna leise zur Freitreppe, schaute sich nach allen Seiten um und lief in den Garten.

Die Nacht war dunkel, Wolken bedeckten den Himmel, man konnte keine zwei Schritt weit sehen; doch fand sich Marja Kirilowna trotz der Finsternis

auf den bekannten Wegen zurecht und stand schon nach einer Minute vor der Laube; sie blieb dort stehen, um Atem zu schöpfen, damit sie gleichgültig und ruhig vor Deforges treten könnte. Allein da stand Deforges bereits vor ihr.

„Ich danke Ihnen," sprach er mit stiller und trauriger Stimme: „daß Sie meine Bitte nicht abgeschlagen haben. Ich wäre in Verzweiflung geraten, wenn Sie nicht gekommen wären."

Marja Kirilowna entgegnete mit einer schon vorher zurecht gelegten Phrase: „Ich hoffe, Sie werden mich nicht veranlassen, meine Herablassung zu bereuen."

Er schwieg und es machte den Eindruck, als versuche er, sich zu sammeln. „Die Verhältnisse verlangen es ... ich muß Sie verlassen," sagte er schließlich: „es kann sein, daß Sie schon bald von mir hören werden ... allein ich kann nicht anders, ich muß Ihnen vor der Trennung noch einiges sagen."

Marja Kirilowna entgegnete nichts. Sie sah in seinen Worten nur eine Art Einleitung zu dem erwarteten Geständnis.

„Ich bin nicht der, den Sie in mir sehen," fuhr er fort und senkte den Kopf: „ich bin nicht der Franzose Deforges — ich bin Dubrowskij."

Marja Kirilowna schrie leise auf.

„Um Gottes willen, fürchten Sie sich nicht vor mir; Sie brauchen meinen Namen nicht zu fürchten. Ja, ich bin es, ich bin jener Unglückliche, den Ihr

Vater, nachdem er ihm das letzte Stück Brot genommen, aus dem väterlichen Hause als Räuber auf die Landstraße jagte, aber Sie brauchen mich nicht zu fürchten, denn ich werde weder Ihnen noch ihm etwas antun. Es ist alles aus ... ich habe ihm verziehn; Sie haben ihn gerettet. Es war ursprünglich meine Absicht, ihn zum Opfer meiner ersten Bluttat zu machen. Ich strich um dieses Haus herum und bestimmte gerade, wo das Feuer angelegt werden und durch welchen Eingang man in sein Schlafzimmer dringen sollte, um ihm alle Möglichkeiten zur Flucht zu nehmen; in dem Augenblick aber schritten Sie wie eine himmlische Erscheinung an mir vorüber und mein Herz kam zur Ruhe. Ich begriff, daß ein Haus, das Sie bewohnen, geheiligt ist und daß es nicht in meiner Macht steht, irgendein Geschöpf, das mit Ihnen durch die Bande des Blutes verbunden ist, jemals zu verdammen. Ich verzichtete auf meine Rache, als wäre sie nichts als Wahnsinn. Tagelang streifte ich durch die Gärten von Pokrowskoje und hoffte immer, Ihr weißes Gewand von ferne zu gewahren. Wenn Sie Ihre unvorsichtigen Spaziergänge machten, folgte ich Ihnen, von Busch zu Busch schlüpfend, glückselig im Gedanken, daß es dort, wo ich heimlich anwesend war, keinerlei Gefahr für Sie gäbe. Endlich winkte mir der ersehnte Zufall ... es gelang mir, in Ihr Haus zu kommen. Diese drei Wochen waren lauter Tage des Glückes für mich; es wird die höchste Freude meines

betrübten Lebens sein, mich ewig daran zu erinnern ... Heute erhielt ich eine Nachricht, die es mir unmöglich macht, länger hier zu bleiben. Ich muß von Ihnen noch heute scheiden, ja sogar sofort ... Allein zuvor mußte ich mich Ihnen enthüllen, damit Sie mich nicht verdammen, damit Sie mich nicht verachten. Denken Sie zuweilen an Dubrowskij zurück und denken Sie daran, daß mir eigentlich ein anderes Los beschieden war, daß meine Seele wohl verstanden hätte, Sie zu lieben, und daß niemals ..."

In dem Augenblick ertönte ein lautes Pfeifen und Dubrowskij verstummte. Er ergriff ihre Hand und preßte sie an seine heißen Lippen. Das Pfeifen wiederholte sich. „Leben Sie wohl," sagte Dubrowskij: „man ruft nach mir; schon der nächste Augenblick kann mein Verderben bedeuten." Er entfernte sich ein wenig ... Marja Kirilowna stand noch immer regungslos. Dubrowskij kehrte zurück und ergriff aufs neue ihre Hand. „Sollte es irgendeinmal geschehen, daß Sie ein Leid träfe und Sie niemand hätten, von dem Sie Schutz oder Hilfe erwarten könnten, versprechen Sie mir, sich dann an mich zu wenden und von mir all das zu verlangen, was zu Ihrer Rettung notwendig ist? Versprechen Sie mir, meine Ergebenheit nicht abzulehnen?"

Marja Kirilowna weinte stumm. Das Pfeifen ertönte zum dritten Male.

„Sie stürzen mich ins Verderben!" rief Dubrowskij: „Ich geh nicht von hier fort, bevor Sie mir

die Antwort geben: wollen Sie mirs versprechen, oder nicht?"

„Ich verspreche!" flüsterte das arme schöne Mädchen.

Noch erregt von der Zusammenkunft mit Dubrowskij kehrte Marja Kirilowna aus dem Garten zurück. Schon von ferne schien ihr, daß viele Menschen auf dem Hof waren, vor der Freitreppe hielt ein Dreigespann, Diener liefen hin und her, das ganze Haus war in Bewegung geraten; sie hörte Kirila Petrowitschs Stimme und eilte ins Haus, da sie fürchtete, daß man am Ende ihre Abwesenheit bemerkt hätte. Kirila Petrowitsch eilte ihr entgegen; im Salon stand der Polizeileutnant, unser Bekannter, umgeben von einer Schar von Gästen, die ihn mit Fragen geradezu überschütteten. Der Polizeileutnant war im Reiseanzug und starrte vom Fuß bis zum Kopf von Waffen, er antwortete auf alle Fragen mit einer geheimnisvollen und beschäftigten Miene. „Wo steckteſt du nur, Maſcha?" fragte Kirila Petrowitsch: „biſt du vielleicht Monſieur Deforges begegnet?" Maſcha hatte kaum die Kraft, die Frage verneinend zu beantworten. „Stell dir nur vor," fuhr Kirila Petrowitsch fort: „der Polizeileutnant iſt hier, um ihn zu verhaften, und beteuert, daß er der geſuchte Dubrowskij wäre." — „Allen Anzeichen nach, Exzellenz," meinte ehrfurchtsvoll der Polizeileutnant. „Ach, Brüderchen," unterbrach ihn Kirila Petrowitsch: „ſcher dich, du weißt ſchon wohin, mit deinen Anzeichen. Ich

geb dir meinen Franzoſen nicht heraus, bevor ich die Sache nicht ſelber unterſucht habe. Wie kann man nur dem Anton Pafnutjitſch ſo aufs Wort glauben, er iſt nichts als ein Feigling und ein Bauer: er hat ſicher nur im Traum geſehen, daß der Lehrer ihn berauben wollte. Warum hat er denn mir gegenüber nicht am gleichen Morgen ſchon ein Wörtchen darüber fallen laſſen ...“ — „Der Franzoſe hat ihn eingeſchüchtert,“ entgegnete der Polizeileutnant: „er hatte ihm ſogar einen Schwur abgenommen, zu ſchweigen.“ — „Nichts als Unſinn,“ meinte Kirila Petrowitſch: „das bring ich euch im Handumdrehen ins reine. Wo bleibt denn der Lehrer?“ fragte er einen eintretenden Diener. „Nirgends zu finden,“ entgegnete der Bediente. „Dann ſucht weiter!“ ſchrie Trojekurow, dem nach und nach Zweifel aufſtiegen. „Zeig mir doch mal dein berühmtes Signalement her,“ ſagte er zum Polizeileutnant, der nicht verſäumte, ihm augenblicks die Papiere zu überreichen. „Hm! hm! dreiundzwanzig Jahre alt und dergleichen. Das ſtimmt ja, aber das beweiſt noch gar nichts. Was iſt denn mit dem Lehrer?“ — „Nicht zu finden,“ wurde ihm wieder zur Antwort. Kirila Petrowitſch wurde unruhig; Marja Kirilowna war faſt wie von Sinnen. „Du biſt ſo blaß, Maſcha,“ bemerkte der Vater: „hat man dich ſehr erſchreckt?“ — „Nein, Papa,“ entgegnete Maſcha: „mir tut nur der Kopf weh.“ — „Geh lieber in dein Zimmer, Maſcha, und ſorge dich

nicht weiter.“ Maſcha küßte ſeine Hand und eilte ſo ſchnell ſie konnte in ihr Zimmer; dort warf ſie ſich aufs Bett und fiel in ein hyſteriſches Schluchzen. Die Zofen eilten herbei, kleideten ſie aus und vermochten nur mit Müh und Not ſie durch kaltes Waſſer und alle möglichen Einreibungen zu beruhigen; man brachte ſie darauf zu Bett und nach und nach ſchlummerte ſie ein.

Der Franzoſe wurde nicht gefunden. Kirila Petrowitſch ſchritt im Zimmer auf und ab und pfiff laut „Siegesdonner ſoll erſchallen“. Die Gäſte flüſterten; der Polizeileutnant ſchien genarrt worden zu ſein; der Franzoſe war nicht zu finden. Es war ihm vermutlich gelungen, zu fliehen, gewiß hatte ihn jemand gewarnt. Aber wer nur und wie? dies war allen ein Rätſel.

Die elfte Stunde ſchlug, und noch dachte keiner ans Schlafengehen. Kirila Petrowitſch fuhr ſchließlich den Polizeileutnant zornig an: „Nun, was denn noch? Willſt du vielleicht bis zum Morgen hier bleiben; mein Haus iſt keine Schenke. Mit deiner Gewandtheit, Brüderchen, fängt man keinen Dubrowskij, wenn es in der Tat Dubrowskij war. Zieh deines Weges und ſei in Zukunft flinker. Und auch für euch iſt es längſt Zeit, nach Hauſe zu fahren,“ fuhr er ſeine Gäſte an: „Befehlt anzuſpannen, ich will ſchlafen.“

Auf dieſe ungnädige Art und Weiſe trennte ſich Trojekurow von ſeinen Gäſten.

Dreizehntes Kapitel

Einige Zeit verstrich, ohne daß es zu irgendwelchen bemerkenswerten Vorfällen gekommen wäre. Doch als das folgende Jahr anbrach, kam es zu manchen Veränderungen in Kirila Petrowitschs Familie.

Dreißig Werst von der seinen entfernt befand sich die reiche Besitzung des Fürsten Werejskij. Der Fürst hatte sich lange Zeit hindurch im Auslande aufgehalten. Seine Besitzung wurde von einem verabschiedeten Major verwaltet und während der Zeit gab es keinerlei Verbindungen zwischen Pokrowskoje und Arbatowo. Allein gegen Ende Mai kehrte der Fürst aus dem Auslande zurück und kam auf sein Gut, das er noch nie gesehen hatte. Da er an ein abwechslungsreiches Leben gewöhnt war, konnte er die Einsamkeit nicht vertragen und begab sich daher bereits am dritten Tage nach seiner Ankunft zu Trojekurow, mit dem er vormals bekannt gewesen war.

Der Fürst mochte etwa fünfzig Jahre alt sein, sah aber bedeutend älter aus. Vergnügungen mancherlei Art hatten seine Gesundheit untergraben und ihm ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. Dennoch war sein Äußeres immer noch angenehm zu nennen und sogar merkwürdig, und die Gewohnheit, immer in Gesellschaft zu sein, hatte bewirkt, daß er zumal mit Frauen besonders liebenswürdig war. Er hatte einen unstillbaren Drang nach Zerstreuung und lang-

weilte sich beständig. Kirila Petrowitsch empfand eine außerordentliche Genugtuung über seinen Besuch, denn er erblickte darin ein Zeichen des Respektes von einem Menschen, der die Welt mehr als genügend kannte. Er führte ihn nach seiner Gewohnheit überall herum und brachte ihn schließlich auch zum Hundezwinger. Allein der Fürst wäre fast in der Hundeatmosphäre erstickt und beeilte sich, ein mit Wohlgerüchen besprengtes Tuch vor die Nase haltend, ins Freie zu kommen. Der altertümliche Garten mit seinen gestutzten Linden, dem viereckigen Teich und den regelmäßigen Alleen gefiel ihm ebenfalls nicht; englische Parke konnte er nicht ausstehen und ebensowenig die sogenannte Natur, er lobte aber trotzdem alles und schien entzückt zu sein. Ein Bedienter erschien mit der Meldung, daß das Essen serviert sei. Sie begaben sich zu Tisch. Der Fürst lahmte ein wenig, ermüdet von dem Spaziergang, und war schon drauf und dran, seinen Besuch zu bereuen.

Allein da sah er Marja Kirilowna im Salon — und wie überrascht war der alte Frauenjäger von ihrer Schönheit! Trojekurow ließ den Gast an ihrer Seite Platz nehmen. Ihre Gegenwart brachte neues Leben in den Fürsten, er wurde aufgeräumt und es gelang ihm mehrere Male, mit seinen spaßhaften Erzählungen ihre Aufmerksamkeit anzuziehen. Nach dem Mittagessen machte Kirila Petrowitsch den Vorschlag, ein wenig zu reiten, aber der Fürst entschul-

digte sich, indem er auf seine Sammetstiefel wies und über sein Podagra scherzte. Er machte den Gegenvorschlag, eine Spazierfahrt zu unternehmen, denn es war sein Wunsch, sich nicht von seiner liebenswürdigen Nachbarin trennen zu müssen. Der Wagen wurde angespannt. Die alten Herren und das schöne Mädchen nahmen Platz und fuhren. Die Unterhaltung brach nicht ab. Marja Kirilowna lauschte mit Vergnügen den schmeichelhaften und lustigen Dingen, die der Weltmann vorzubringen hatte, plötzlich aber fragte Werejskij, zu Kirila Petrowitsch gewandt, was wohl jenes abgebrannte Gebäude zu bedeuten hätte und ob es ihm gehöre? Kirila Petrowitschs Gesicht wurde finster: die Erinnerung, die der abgebrannte Gutshof in ihm hervorrief, war ihm unangenehm. Er entgegnete nichts als dies, daß jener Landstreifen jetzt ihm gehöre, vormals aber im Besitz von Dubrowskij gewesen sei. „Dubrowskij?“ wiederholte Werejskij: „Wie, jener berühmte Räuber?“ — „Sein Vater,“ entgegnete Trojekurow: „doch auch sein Vater war mir ein gehöriger Räuber.“

„Wo steckt denn jetzt unser Rinaldo? Hat man ihn erwischt, und ist er überhaupt noch am Leben?“

„Er lebt und ist frei. Solange unsere Polizei aus nichts als Bösewichten und Dieben besteht, wird er nicht ergriffen werden. Wie ist es übrigens, Fürst! War nicht Dubrowskij auch bei dir in Arbatowo?“

„Ja, mir scheint, daß er im vorigen Jahr dort

irgendetwas angezündet oder geplündert hat. Nicht wahr, Marja Kirilowna, es müßte doch sicher interessant sein, mit diesem romantischen Helden näher bekannt zu werden?"

„Was da, interessant!" bemerkte Trojekurow: „Sie kannte ihn nur zu gut. Ganze drei Wochen hindurch erteilte er ihr Musikunterricht, doch hat er, Gott sei Dank, für seine Stunden nichts erhalten." Und nun begann Kirila Petrowitsch die Geschichte von dem vermeintlichen französischen Lehrer zu erzählen, Marja Kirilowna saß derweilen wie auf Nadeln. Werejskij hörte mit tiefer Aufmerksamkeit zu, er fand das Ganze sehr sonderbar und fing ein neues Gespräch an. Als sie zurückkehrten, befahl er, seinen Wagen anzuspannen, und fuhr, trotzdem Kirila Petrowitsch ihn aufs inständigste darum ersuchte, bei ihm zu übernachten, sogleich nach dem Tee fort; vorher jedoch bat er Kirila Petrowitsch, ihn doch mit Marja Kirilowna zu besuchen, und der hochmütige Trojekurow versprach es ihm; denn da jener den Fürstentitel hatte, zwei Sterne und auf seinem Erbgut dreitausend Seelen, hielt er den Fürsten Werejskij in gewissem Sinne für ebenbürtig.

Vierzehntes Kapitel

Zwei Tage nach diesem Besuch begab sich Kirila Petrowitsch mit seiner Tochter zum Fürsten Werejskij. Als sie sich Arbatowo näherten, konnte er sich an den

reinlichen und luftigen Bauernhäusern nicht satt sehen und ebenso an dem steinernen Herrenhause, das in der Art der englischen Schlösser gebaut war. Vor dem Hause breitete sich eine tiefgrüne Wiese, auf der Schweizer Kühe weideten und mit ihren Glöckchen lustig klingelten. Das Haus war von allen Seiten von einem geräumigen Park umgeben. Der Hausherr begrüßte die Gäste auf der Freitreppe und reichte der jungen Schönen seinen Arm. Sie traten in einen prunkvollen Saal, in welchem der Tisch für drei Personen gedeckt war. Der Fürst führte die Gäste zum Fenster, von wo sich ihnen ein prächtiger Blick darbot. Die Wolga strömte vor den Fenstern; schwerbeladene Barken glitten segelgeschwellt auf der Flut und hier und dort kreuzten die Boote der Fischer, die so eindrucksvoll Seelenverkäufer genannt worden sind. Auf der anderen Seite des Flusses zogen sich Hügel und Felder hin; einige Dörfer belebten die Gegend. Man schickte sich darauf an, die Bildergalerie zu betrachten, die der Fürst im Auslande zusammengebracht hatte. Der Fürst erklärte Marja Kirilowna die Vorzüge der Bilder, schilderte ihren Inhalt und erzählte die Geschichte ihrer Maler; er wies auf die Fehler und auf die Schönheiten hin. Und er sprach von seinen Bildern nicht etwa in der bedingten Sprache des pädagogischen Kenners, sondern mit Gefühl und mit Phantasie. Marja Kirilowna hörte ihm nur zu gerne zu. Man ging zu Tisch. Trojekurow ließ den

Weinen und der Kunst des Koches Amphytrion volle Genugtuung widerfahren, Marja Kirilowna dagegen empfand in der Unterhaltung mit einem Menschen, den sie soeben zum zweiten Male in ihrem Leben sah, nicht die geringste Verwirrung noch Gezwungenheit. Nach dem Essen schlug der Hausherr seinen Gästen vor, in den Garten zu gehen. Den Kaffee nahmen sie in der Laube am Ufer eines breiten Sees, in dem viele kleine Inseln lagen. Plötzlich erschallte Hornmusik, ein Boot mit sechs Rudern legte neben der Laube an. Sie fuhren über den See, umkreisten die Inseln und betraten einige sogar; auf einer fanden sie eine Marmorstatue, auf der anderen eine einsame Höhle und auf der dritten ein Denkmal mit einer rätselhaften Inschrift, die natürlich Marja Kirilownas mädchenhafte Neugierde erweckte, allein es gelang ihr nicht, dem Fürsten hierüber mehr als einige höfliche nichtssagende Phrasen zu entlocken. Die Zeit verging unmerklich. Es begann zu dämmern. Der Fürst beeilte sich unter dem Vorwande, daß es kühl würde, nach Hause zurückzukehren; der Ssamowar brodelte schon, als sie das Haus betraten. Der Fürst bat Marja Kirilowna, in seinem Junggesellenheim die Hausfrauenrolle spielen zu wollen. Sie schenkte den Tee ein und lauschte dabei den unerschöpflichen Erzählungen des liebenswürdigen Schwätzers. Plötzlich gab es einen Knall — eine Rakete erhellte den Himmel . . . Der Fürst hüllte Marja Kirilowna in den Shawl und bat

sie und Trojekurow, ihm auf die Terasse zu folgen. In der Dunkelheit, die sich vor dem Hause breitete, glühten vielfarbige Feuer auf, drehten sich, erhoben sich als Strahlenbündel, fluteten wie Fontänen, stürzten als Sternenregen nieder, erloschen und glühten aufs neue auf. Marja Kirilowna freute sich wie ein Kind. Ihre Entzückung heiterte den Fürsten Werejskij auf und auch Trojekurow war außerordentlich zufrieden, denn er betrachtete tous les frais des Fürsten als Zeichen des Respektes und als Wunsch, ihm zu gefallen.

Das Abendessen stand dem Mittagessen hinsichtlich der Güte in nichts nach. Die Gäste begaben sich schließlich auf die Zimmer, die man für sie hergerichtet hatte, und trennten sich von ihrem liebenswürdigen Wirt erst am Morgen des anderen Tages, indem man einander das Versprechen gab, sich sobald als möglich wieder zu sehen.

Fünfzehntes Kapitel

Marja Kirilowna saß in ihrem Zimmer am offenen Fenster vor dem Stickrahmen. Sie irrte sich nicht in der Farbe der Seide, wie jene Geliebte Konrads, die in ihrer verliebten Zerstreutheit einst eine Rose aus grüner Seide gestickt hatte. Fehlerlos wiederholte ihre Nadel auf dem Canevas die Linien der Vorlage; trotzdem aber waren ihre Gedanken nicht bei der Arbeit, sie flatterten ins Weite.

Plötzlich schob sich eine Hand still durchs Fenster, jemand legte einen Brief auf den Stickrahmen und

verschwand, noch ehe es Marja Kirilowna recht zum Bewußtsein gekommen war. Im selben Augenblick trat ein Bedienter ein und rief sie zu Kirila Petrowitsch. Nicht ohne ein gewisses Zittern verbarg sie den Brief an ihrer Brust und eilte zum Vater.

Kirila Petrowitsch war nicht allein. Der Fürst Werejskij befand sich bei ihm. Bei Marja Kirilownas Eintritt erhob sich der Fürst und verneigte sich stumm mit einer Verwirrung, die bei ihm ungewöhnlich war. „Komm näher, Mascha," sagte Kirila Petrowitsch: „Ich habe dir eine Neuigkeit mitzuteilen, die dich, wie ich hoffe, erfreuen wird. Hier ist ein Bräutigam für dich; der Fürst freit um deine Hand."

Mascha erstarrte; Todesblässe bedeckte ihr Antlitz. Sie schwieg. Der Fürst näherte sich ihr, ergriff ihre Hand und fragte mit gerührter Miene, ob sie damit einverstanden wäre, das Glück seines Lebens zu sein? Mascha schwieg.

„Natürlich ist sie einverstanden," sagte Kirila Petrowitsch: „Aber weißt du, Fürst, es fällt den Mädchen schwer, dieses Wort auszusprechen. Nun, Kinder, dann gebt euch also einen Kuß und werdet glücklich."

Mascha verharrte in ihrer regungslosen Stellung, der alte Fürst küßte ihre Hand; aber mit einem Male war ihr blasses Gesicht ganz von Tränen überströmt. Der Fürst runzelte ein wenig die Augenbrauen.

„Geh! geh! geh!" sagte Kirila Petrowitsch. „Trockne erst deine Tränen und kehr lustig zu uns zurück. Sie

weinen immer, wenn sie sich verloben," fuhr er zu Werejskij gewendet fort: „das ist nun einmal so hergebracht bei ihnen. Und jetzt, Fürst, laß uns vom Geschäft sprechen, das heißt von der Mitgift."

Marja Kirilowna machte sich die Erlaubnis, das Zimmer zu verlassen, sogleich zunutze. Sie eilte in ihr Gemach, schloß sich dort ein und gab ihren Tränen freien Lauf, denn sie sah sich bereits als Gattin des alten Fürsten; und wie widerlich war er ihr auf einmal geworden, wie verächtlich . . . Die Ehe mit ihm schreckte sie, wie der Gang zur Richtstätte, wie das Grab! . . . „Nein! Nein!" wiederholte sie verzweifelt: „lieber ins Kloster, lieber will ich Dubrowskij heiraten . . ." Allein da erinnerte sie sich plötzlich an den Brief und schickte sich hastig an, ihn zu lesen, denn eine Ahnung sagte ihr, daß er nur von ihm sein konnte. So war es auch in der Tat, der Brief war von ihm geschrieben und bestand aus folgenden Worten:

„Abends, um zehn Uhr, an der alten Stelle."

Der Mond schien; die ländliche Nacht war still; nur selten wehte ein sanfter Wind, dann lief ein leises Rauschen durch den ganzen Garten.

Unsere junge Schöne näherte sich wie ein leichter Schatten dem Ort der Zusammenkunft. Noch war niemand dort zu sehen, aber plötzlich trat Dubrowskij hinter der Laube hervor. „Ich weiß alles," sagte er mit stiller und trauriger Stimme: „gedenken Sie Ihres Versprechens!"

„Sie bieten mir Ihren Schutz an?“ entgegnete Maſcha: „Aber zürnen Sie mir nicht: Ihre Hilfe erſchreckt mich. Auf welche Weiſe wollen Sie mir helfen?“

„Ich könnte Sie von dem verhaßten Menſchen befreien.“

„Um Gottes willen, rühren Sie ihn nicht an. Wagen Sie es nicht, ihm etwas zu tun, wenn Sie mich wirklich lieben: ich will keine Schuld an irgendeinem Unglück tragen . . .“

„Gut, ich werde ihm nichts tun, Ihr Wunſch iſt mir heilig. Er verdankt Ihnen ſein Leben. Niemals darf eine Miſſetat in Ihrem Namen vollzogen werden. Sie müſſen rein bleiben, ſogar in meinen Verbrechen. Doch auf welche Weiſe könnte ich Sie vor Ihrem grauſamen Vater retten?“

„Es gibt noch eine Hoffnung: ich glaube noch immer daran, daß es mir gelingen wird, ihn mit meinen Tränen und meiner Verzweiflung zu rühren. Er iſt eigenwillig, aber er liebt mich ja.“

„Hoffen Sie nicht umſonſt: dieſe Tränen werden ihm nur wie gewöhnliche Zaghaftigkeit vorkommen und wie der Abſcheu, der allen jungen Mädchen eigen iſt, die nicht aus Liebe heiraten, ſondern aus Erwägungen des Verſtandes; wie aber, wenn er ſich feſt vorgenommen hätte, Ihr Glück gegen Ihren eigenen Willen zu machen? Wie, wenn er Sie gewaltſam zum Altare ziehen wollte, um Ihr Schickſal auf ewig mit dem des ſiechen Gemahles zu verbinden? . . .“

„Dann, dann bleibt mir nichts anderes mehr — kommen Sie dann — dann will ich Ihre Gattin werden.“

Dubrowskij erbebte; purpurne Röte überströmte sein blasses Antlitz, jedoch schon nach einem Augenblick war es noch blasser als vorhin. Lange schwieg er, den Kopf gesenkt.

„Fassen Sie alle Ihre Kraft zusammen, flehen Sie Ihren Vater an und werfen Sie sich ihm zu Füßen; stellen Sie ihm das ganze Grauen Ihrer Zukunft vor und Ihre Jugend, die neben einem siechen und lasterhaften Greise verwelken muß; sagen Sie ihm, daß Reichtum Ihnen nicht eine glückliche Minute verschaffen kann; Pracht sei nur für Bettler ein kurzer Trost und auch für diese nur auf einen Augenblick; lassen Sie nicht ab von ihm, fürchten Sie weder seinen Zorn noch seine Drohung, solange noch ein Schatten von Hoffnung vorhanden ist; ich beschwöre Sie in Gottes Namen, nicht müde zu werden. Wenn aber kein anderes Mittel mehr vorhanden sein sollte — dann entschließen Sie sich, ihm eine grausame Eröffnung zu machen: sagen Sie ihm, daß, wenn er unerbittlich sein sollte, daß Sie . . . daß Sie dann einen schrecklichen Schützer finden würden . . .“

Dubrowskij verbarg sein Gesicht in den Händen; es war, als fehle ihm der Atem. Maścha weinte . . .

„Oh, mein armes, mein erbärmliches Los!“ sagte er bitter seufzend. „Ich hätte für Sie gerne mein

Leben hingegeben; Sie von ferne erblicken zu dürfen, Ihre Hand berühren zu können, wäre der höchste Rausch für mich gewesen; jetzt aber, da sich mir die Möglichkeit bietet, Sie an mein bewegtes Herz zu drücken und Ihnen zu sagen: dein auf ewig, — jetzt muß ich Armer selber der Seligkeit entsagen und muß Sie aus ganzer Kraft von mir stoßen! Ich darf nicht wagen, vor Ihren Füßen niederzustürzen und dem Himmel für diese unverständliche und unverdiente Gnade zu danken. Oh! wie müßte ich jenen hassen, der . . . aber ich weiß ja, daß jetzt in meinem Herzen kein Platz mehr für Haß ist!"

Sanft umfing er ihren schlanken Leib und sanft zog er sie an sein Herz. Zutraulich legte sie ihr Köpfchen auf die Schulter des jungen Räubers — beide schwiegen . . .

Die Zeit flog. „Es ist Zeit", sprach endlich Mascha. Dubrowskij erwachte wie aus einem tiefen Schlummer. Er ergriff ihre Hand und streifte einen Ring an ihren Finger. „Wenn Sie den Entschluß fassen sollten, meine Hilfe anzurufen," sagte er: „dann tragen Sie diesen Ring hierher, legen Sie ihn in die Höhlung dieser Eiche; ich werde dann wissen, was ich zu tun habe."

Dubrowskij küßte ihre Hand und verschwand zwischen den Bäumen.

Sechzehntes Kapitel

Die Verlobung des Fürsten Werejskij blieb den Nachbarn nicht lange verborgen. Kirila Petrowitsch

ließ es sich sogar gefallen, Glückwünsche entgegenzunehmen, und schon wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen. Tag für Tag verschob Maschа die entscheidende Auseinandersetzung. Ihr Verhalten gegen den alten Bräutigam war kalt und gezwungen. Allein das rührte den Fürsten wenig: er kümmerte sich nicht viel um ihre Liebe, ihr schweigendes Einverständnis war ihm genug.

Die Zeit eilte. Maschа entschloß sich endlich zu handeln und schrieb dem Fürsten Werejskij einen Brief. Sie gab sich darin Mühe, das Gefühl des Großmuts in seinem Herzen zu erwecken; sie gestand ihm freimütig, daß sie nicht die geringste Neigung zu ihm verspüre; sie flehte ihn an, auf ihre Hand zu verzichten, und bat ihn sogar, ihr zu helfen, wenn der Vater sie zwingen wollte. Heimlich übergab sie Werejskij diesen Brief. Er las ihn für sich, doch bewegte ihn die Offenheit seiner Verlobten nicht im mindesten. Im Gegenteil, er sah jetzt die Notwendigkeit aufsteigen, die Hochzeit zu beschleunigen, und hielt es daher für angebracht, den Brief seinem zukünftigen Schwiegervater zu zeigen.

Kirila Petrowitsch geriet ganz aus dem Häuschen; nur mit Mühe und Not gelang es dem Fürsten, ihn zu überreden, es Maschа nicht merken zu lassen, daß der Brief ihm bekannt sei. Kirila Petrowitsch ging darauf ein, ihr nichts davon zu sagen, beschloß aber, keine Zeit mehr zu verlieren, und setzte daher die Hoch-

zeit für den nächsten Tag fest. Der Fürst fand das sehr verständlich und ging zu seiner Braut, um ihr zu sagen, daß ihr Brief ihn sehr betrübt hätte, aber daß er dennoch hoffe, ihre Neigung mit der Zeit zu erringen; daß der Gedanke, ihr zu entsagen, für ihn zu schwer sei und daß er nicht die Kraft habe, sein eigenes Todesurteil zu unterzeichnen. Hierauf küßte er ihr ehrfurchtsvoll die Hand und fuhr fort, ohne ihr ein Wort von Kirila Petrowitschs Entschluß gesagt zu haben.

Kaum hatte sein Wagen den Gutshof verlassen, da trat der Vater in ihr Gemach und befahl ihr kurz und bündig, sich für den morgigen Tag bereit zu halten. Noch erregt von den Mitteilungen des Fürsten Werejskij, brach Marja Kirilowna in Tränen aus und warf sich dem Vater zu Füßen. „Papachen!“ rief sie mit kläglicher Stimme: „Papachen! stoßen Sie mich nicht ins Verderben; ich liebe den Fürsten nicht und will um nichts in der Welt seine Gemahlin werden.“

„Was soll das heißen?“ sagte drohend Kirila Petrowitsch: „Bis jetzt hast du geschwiegen und warst mit allem einverstanden, nun aber, da alles entschieden ist, kommt es dir in den Kopf, Launen zu zeigen und auf einmal nicht mehr zu wollen. Keine Torheiten, bitte; auf diese Weise kannst du nichts bei mir gewinnen.“

„Stoßen Sie mich nicht ins Verderben!“ wiederholte die arme Mascha: „Warum stoßen Sie mich

von sich fort und wollen mich einem ungeliebten Mann geben? Bin ich Ihnen wirklich so zuwider geworden? Ich will ja nichts, als bei Ihnen bleiben, Papachen! Sie werden es traurig ohne mich haben; und noch trauriger, weil Sie wissen werden, daß ich unglücklich bin. Papachen, zwingen Sie mich nicht: ich will ja noch gar nicht heiraten."

Zwar war Kirila Petrowitsch gerührt, allein er verbarg seine Verwirrung und stieß die Tochter fort, indem er rauh hinzufügte:

„Nichts als Unsinn, hörst du? Ich weiß besser als du, was du zu deinem Glücke brauchst. Deine Tränen werden dir nicht helfen; übermorgen ist die Hochzeit!"

„Übermorgen!" schrie Mascha: „Mein Gott! Nein, nein, unmöglich, das darf nicht geschehen! Hören Sie, Papa: wenn Sie schon entschlossen sind, mich elend zu machen, dann werde ich einen Beschützer finden, an den Sie bisher nicht gedacht haben; Sie werden sehen und sich entsetzen, wohin Sie mich gebracht haben."

„Was? was?" sagte Trojekurow: „Drohungen! mir Drohungen! Freche Dirne! Ja, weißt du denn auch, daß ich mit dir machen kann, was du nicht für möglich hältst? Du wagst es, mir zu drohen, du Unsinnige! Laß mal hören, wer dich beschützen wird."

„Wladimir Dubrowskij!" rief Mascha verzweifelt.

Kirila Petrowitsch dachte nicht anders, als daß sie

von Sinnen sei, er blickte sie erstaunt an. „Schon gut!“ meinte er darauf nach einem kleinen Schweigen! „Wart du nur auf welchen Beschützer du immer willst, inzwischen aber wirst du in diesem Zimmer bleiben und wirst es bis zur Hochzeit nicht mehr verlassen.“ Mit diesen Worten verließ Kirila Petrowitsch das Gemach und riegelte die Türe hinter sich zu.

Lange weinte das arme Mädchen, denn ihr war klar geworden, was sie erwartete; die stürmische Auseinandersetzung hatte ihr ein wenig das Herz erleichtert, und sie vermochte jetzt ruhiger an ihr Los und an das, was ihr bevorstand, zu denken. Das Wichtigste für sie war, die verhaßte Heirat unmöglich zu machen; Gattin eines Räubers zu werden schien ihr ein Paradies im Vergleich zu dem Lose, das man ihr bestimmt hatte. Sie betrachtete den Ring, den Dubrowskij ihr gegeben hatte. Flammend stieg der Wunsch in ihr auf, ihn heimlich wiederzusehen und noch einmal vor der entscheidenden Minute mit ihm lange zu beraten. Eine Vorahnung flüsterte ihr zu, daß sie Dubrowskij abends im Garten bei der Laube sehen würde; sie entschloß sich, ihn dort zu erwarten. Als die Dämmerung hereinbrach, traf Mascha ihre Vorbereitungen; allein die Türe war fest versperrt; die Zofe rief ihr hinter der Türe zu, daß Kirila Petrowitsch befohlen hätte, sie nicht herauszulassen. Sie war gefangen. Tief verletzt nahm sie vor dem Fenster Platz und saß so bis in die tiefe Nacht hinein, ohne

sich auszukleiden, unbeweglich blickte sie den dunklen Himmel an. Als es Morgen wurde, nickte sie ein; aber ihr leiser Schlaf war voll von traurigen Traumgesichten und bereits die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne weckten sie vollends auf.

Siebzehntes Kapitel

Sie erwachte, allein schon ihr erster Gedanke galt dem ganzen Grauen ihrer Lage. Sie läutete, die Zofe trat ein und antwortete ihr auf ihre Frage, daß Kirila Petrowitsch noch gestern abend nach Arbatowo gefahren und spät zurückgekommen sei; daß er den strengen Befehl erteilt habe, sie nicht aus ihrem Zimmer zu lassen und darauf acht zu geben, daß niemand mit ihr spreche; und endlich, daß freilich noch keinerlei Zurüstungen zur Hochzeit getroffen worden seien, außer dieser einen, daß dem Priester befohlen wurde, unter gar keinen Umständen den Ort zu verlassen. Nachdem sie dieses berichtet hatte, verließ die Zofe Marja Kirilownas Zimmer und riegelte die Türe hinter sich zu.

Ihre Worte erbitterten die junge Gefangene. Ihr Kopf kochte, ihr Blut erhitzte sich; sie war jetzt fest entschlossen, Dubrowskij Nachricht zukommen zu lassen und suchte nur noch nach einem Mittel, den Ring in die Höhlung der bekannten Eiche zu versenken. In diesem Augenblick schlug ein kleiner Stein gegen ihr Fenster, das Glas klirrte und Marja Kirilowna blickte

hinaus: auf dem Hof gewahrte sie den kleinen Sascha, der ihr zuwinkte. Sie wußte, wie zugetan er ihr war, und freute sich. „Guten Morgen, Sascha; warum rufst du mich?“ — „Schwesterchen, ich kam, um zu erfahren, ob Sie mich nicht vielleicht brauchen. Papachen ist böse und hat allen Bedienten verboten, Ihnen zu gehorchen; mir aber können Sie befehlen, was Sie wollen, ich werde alles für Sie tun.“

„Ich danke dir, mein lieber Sascha. Hör mal, kennst du die alte Eiche, die neben der Laube steht?“

„Freilich, Schwesterchen.“

„Wenn du mich liebst, lauf schnell dorthin und leg diesen Ring in die Höhlung; und sieh zu, daß niemand dich dabei ertappt!“

Mit diesen Worten warf sie ihm den Ring zu und schloß das Fenster.

Der Knabe hob den Ring auf und lief so schnell er konnte fort, so daß er schon nach drei Minuten vor dem Baum war. Dort blieb er atemlos stehen, schaute sich um und legte darauf den Ring in die Höhlung. Nachdem er dieses Werk glücklich vollbracht, war es eigentlich seine Absicht, Marja Kirilowna augenblicks davon zu benachrichtigen; aber plötzlich tauchte ein rothaariger und abgerissener Bursche hinter der Laube auf, sprang auf die Eiche zu und steckte die Hand in die Höhlung. Schneller als ein Eichkätzchen stürzte sich Sascha auf ihn und klammerte sich mit beiden Armen fest.

„Was tust du hier?“ fragte er ihn drohend.

„Was geht dich das an?“ entgegnete der Bub und bemühte sich, von ihm loszukommen.

„Laß den Ring liegen, Roter,“ schrie Sascha: „oder ich will es dir zeigen.“

Aber zur Antwort schlug jener ihn mit der Faust ins Gesicht; Sascha ließ ihn trotzdem nicht los und schrie so laut er konnte: „Diebe! Diebe! hierher! hierher!“

Der Bub tat, was er konnte, um frei zu kommen. Er war etwa zwei Jahre älter als Sascha und mithin stärker; allein Sascha war gewandter. So kämpften sie einige Minuten; endlich bekam der rote Bub die Oberhand. Er warf Sascha auf die Erde und packte ihn an der Gurgel. Aber im selben Augenblick griff eine starke Faust in seine roten und borstigen Haare und der Gärtner Stepan hob ihn in die Höhe.

„Ach, du rote Bestie,“ sagte der Gärtner: „wie unterstehst du dich, den jungen Herrn zu hauen?“

Sascha sprang auf und ordnete seine Kleidung.

„Du hast mich mit einem falschen Griff gepackt,“ rief er: „sonst hättest du mich nie unterbekommen. Gib jetzt den Ring her, und mach, daß du fortkommst.“

„Was du nicht sagst,“ entgegnete der Rote, drehte sich geschwind um und befreite seine Borsten aus den Händen Stepans.

Er lief schnurstracks davon, aber Sascha kam ihm zuvor, stieß ihn in den Rücken und der Bub fiel im

vollen Lauf hin, und wieder packte ihn der Gärtner, doch fesselte er ihn dieses Mal mit einem Gurt.

„Den Ring her!“ schrie Sascha.

„Halt, junger Herr,“ meinte Stepan: „wir wollen ihn zum Verwalter bringen, der wird mit ihm schon fertig werden.“

Der Gärtner führte den Gefangenen auf den Gutshof und Sascha ging mit, besorgt betrachtete er seine zerrissenen und vom Grase beschmutzten Hosen. Plötzlich standen die drei vor Kirila Petrowitsch, der gerade dabei war, die Pferde zu besichtigen.

„Was soll das?“ fragte er Stepan.

Mit wenigen Worten berichtete ihm Stepan über den Vorfall.

Aufmerksam hörte ihn Kirila Petrowitsch an.

„Du Leichtfuß,“ sagte er, indem er sich zu Sascha wendete, „aus welchem Grunde hast du mit ihm gerauft?“

„Er hat doch den Ring aus der Eiche gestohlen, Papachen; befehlen Sie ihm, den Ring herauszugeben.“

„Was für einen Ring? Und aus was für einer Eiche?“

„Den mir Marja Kirilowna . . . ja, den Ring doch . . .“

Sascha geriet in Verlegenheit und stockte verwirrt. Kirila Petrowitschs Gesicht verfinsterte sich, er sagte kopfschüttelnd:

„Marja Kirilowna steckt also hinter dieser Sache.

Gesteh mir alles, oder du sollst die Rute zu schmecken bekommen, daß du nicht mehr wissen wirst, wer du bist!“

„Aber bei Gott, Papachen ... ich, Papachen ... Marja Kirilowna hat mir nichts aufgetragen, Papachen.“

„Stepan! geh und schneid mir hübsche frische Birkenruten.“

„Halt, Papachen, ich will Ihnen alles erzählen. Ich lief heute über den Hof, da öffnete mein Schwesterchen Marja Kirilowna ihr Fenster und ich lief herbei und das Schwesterchen ließ ganz ohne Absicht den Ring fallen und ich versteckte ihn in der Eiche und ... und ... dieser rote Bub da wollte den Ring stehlen.“

„Ließ ihn ohne Absicht fallen, und du wolltest ihn verstecken ... Stepan! hol die Ruten.“

„Papachen, warten Sie doch, ich will alles erzählen. Schwesterchen Marja Kirilowna befahl mir, zur Eiche zu laufen und den Ring in die Höhlung zu stecken; so lief ich denn hin und versteckte den Ring, aber dieser schlimme Bub da ...“

Kirila Petrowitsch wendete sich nunmehr dem schlimmen Bub zu und fragte ihn drohend: „Wem gehörst du?“

„Ich bin vom Gutsgesinde der Herren Dubrowskij,“ entgegnete dieser.

Kirila Petrowitschs Miene verdüsterte sich.

„Du erkennst mich, scheints, nicht als deinen Herrn an — schon gut. Und was tatest du in meinem Garten?“

„Himbeeren tat ich stehlen.“

„Aha! der Herr wie der Knecht; wie der Priester, so ist auch das Kirchspiel; aber seit wann wachsen denn bei mir die Himbeeren auf den Eichen? Hast du schon so was gehört?“

Der Bub hatte nichts zu entgegnen.

„Papachen, befehlen Sie ihm doch, den Ring herauszugeben,“ meinte Sascha.

„Schweig, Sascha!“ erwiderte Kirila Petrowitsch: „Vergiß nicht, daß ich auch mit dir noch ein Wörtchen zu sprechen habe. Geh jetzt in dein Zimmer. Du, Schielender, du scheinst mir ein flinker Bursche zu sein; wenn du mir jetzt alles gestehen willst, werde ich dich nicht prügeln lassen, sondern dir sogar einen Fünfer geben, damit du dir Nüsse kaufen kannst. Gib den Ring her, dann kannst du gehen.“ Der Bub öffnete die Faust und zeigte, daß sich nichts in seiner Hand befand. „Aber wenn du das nicht tun wirst, dann soll dir etwas geschehen, was du nicht erwartest. Nun!“

Jedoch der Bub entgegnete immer noch nichts, er ließ nur den Kopf hängen und gab sich das Aussehen eines völligen Narren.

„Schon gut!“ sagte Kirila Petrowitsch: „Man sperre ihn irgendwo ein und passe gut auf, daß er

uns nicht entwischt, sonst lasse ich dem ganzen Hause die Haut abschinden."

Stepan brachte den Buben zum Taubenschlag, sperrte ihn dort ein und befahl der alten Vogelwärterin Agafja, auf ihn acht zu geben.

„Kein Zweifel mehr: sie unterhält noch immer Beziehungen zu diesem verwünschten Dubrowskij. Wenn sie ihn aber in der Tat um Hilfe gebeten hätte," überlegte Petrowitsch, während er in seinem Zimmer auf und ab schritt und wütend „Siegesdonner soll erschallen" vor sich hinpfiff, „dann werde ich zum mindesten jetzt auf seine warme Spur geraten und er wird mir nicht mehr entschlüpfen. Wir wollen uns diesen Zufall zunutze machen ... Horch! ein Glöckchen; Gott sei Dank, der Polizeileutnant. Man führe den ertappten Burschen vor."

Unterdessen rollte der Wagen in den Hof und völlig bestaubt trat der uns bereits bekannte Polizeileutnant ins Zimmer.

„Eine prächtige Nachricht!" sagte Kirila Petrowitsch: „Ich habe Dubrowskij gefangen."

„Gott sei Dank, Exzellenz!" meinte der Polizeileutnant sichtlich erfreut. „Wo ist er denn?"

„Das heißt, eigentlich nicht Dubrowskij, sondern nur einen aus seiner Bande. Man wird ihn gleich vorführen. Er kann uns behilflich sein, den Räuberhauptmann zu fangen. Da ist er schon."

Allein wie erstaunte der Polizeileutnant, der einen

wilden Räuber zu sehen erwartet hatte, als er nichts als einen dreizehnjährigen ziemlich schwächlichen Burschen erblickte. Verwundert drehte er sich zu Kirila Petrowitsch um und wartete auf die Erklärung. Kirila Petrowitsch erzählte ihm den morgendlichen Vorfall, ohne freilich Marja Kirilowna dabei zu erwähnen.

Aufmerksam hörte der Polizeileutnant zu und schaute unablässig den kleinen Taugenichts an, der immer noch weiter den Narren spielte und scheinbar nichts von alledem, was sich rings um ihn zutrug, beachtete.

„Gestatten Sie mir, Exzellenz, mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen," sagte schließlich der Polizeileutnant.

Kirila Petrowitsch führte ihn in ein Nebenzimmer und schloß die Türe.

Sie betraten erst nach einer halben Stunde den Saal, in dem der Gefangene das Urteil erwartete, das man über ihn gefällt hatte.

„Der gnädige Herr wollte dich eigentlich in das Stadtgefängnis werfen," sprach der Polizeileutnant zu ihm, „er wollte dich auspeitschen lassen und dich nach Sibirien schicken, allein ich trat für dich ein und habe deine Begnadigung erwirkt. Man binde ihn los!"

Der Bub wurde losgebunden.

„Bedank dich beim gnädigen Herrn," sagte der Polizeileutnant.

Der Knabe näherte sich Kirila Petrowitsch und küßte ihm die Hand.

„Marsch nach Hause," sagte ihm Kirila Petrowitsch, „und stiehl mir in Zukunft keine Himbeeren mehr aus hohlen Eichenstämmen."

Der Knabe verließ das Gemach, sprang lustig die Freitreppe hinunter und lief, was er laufen konnte, ohne sich lange umzuschauen, übers Feld nach Kistenjowka. Als er zum Dorf kam, blieb er vor einer halbverfallenen Hütte stehen und klopfte ans Fenster. Das Fenster öffnete sich und das Antlitz einer Greisin erschien darin.

„Brot, Großmütterchen!" sagte der Bub: „Vom Morgen an habe ich nichts gegessen, ich sterbe fast vor Hunger."

„Ach! du bist es, Mitja; wo steckteſt du denn, du junger Teufel?" entgegnete die Alte.

„Ich erzähls dir später, Großmütterchen; jetzt gib mir um Gottes willen Brot!"

„Komm doch wenigstens ins Haus."

„Keine Zeit, Großmütterchen: ich muß gleich wieder fortlaufen. Brot, um Christi willen, Brot!"

„Kein Sitzfleisch," knurrte die Alte. „Da hast du einen Happen Schwarzbrot."

Gierig biß der Bub hinein und ging kauend fort.

Es begann zu dämmern; durch Gräben und über Felder schlich Mitja zu dem Wäldchen von Kistenjowka. Als er zu den zwei Fichten gekommen war, blieb er stehen, schaute sich vorsichtig um und pfiff dann kurz mit durchdringendem Tone; ein leises, aber

langanhaltendes Pfeifen kam zur Antwort: jemand trat aus dem Wäldchen und näherte sich ihm.

Achtzehntes Kapitel

Auf und ab schritt Kirila Petrowitsch im Saal und pfiff sein Lied noch lauter als sonst. Das ganze Haus war in Aufregung; die Bedienten liefen hin und her und ebenso die Mägde. Auf dem Gutshof drängte sich das Volk. Im Ankleidezimmer des Fräuleins schmückte eine von Zofen umringte Dame vor dem Spiegel die bleiche, unbewegliche Marja Kirilowna; schwermütig neigte diese ihren Kopf unter der Last der Brillanten; sie fuhr nur leicht zusammen, wenn eine unvorsichtige Hand sie aus Versehen mit der Nadel stach, aber sie schwieg und schaute gedankenlos in den Spiegel. „Wirds bald?“ schallte Kirila Petrowitschs Stimme durch die Tür. — „Im Augenblick!“ erwiderte die Dame: „Stehen Sie jetzt auf, Marja Kirilowna, und betrachten Sie sich, ob alles auch recht sitzt?“ Marja Kirilowna erhob sich, allein sie schwieg noch immer. Die Tür öffnete sich. „Die Braut ist angezogen,“ meldete die Dame Kirila Petrowitsch. „Befehlen Sie, daß der Wagen vorfährt.“ — „Mit Gott!“ entgegnete Kirila Petrowitsch und nahm ein Heiligenbild vom Tisch: „Komm jetzt zu mir, Mascha,“ sagte er darauf mit gerührter Stimme: „Ich will dich segnen . . .“ Das arme Mädchen fiel vor ihm nieder und schluchzte: „Papachen . . . Papachen . . .“ sprach

sie mit tränenerstickter und schon versagender Stimme. Kirila Petrowitsch beeilte sich, sie zu segnen; man richtete sie auf und trug sie zum Wagen. Mit ihr stieg die Dame ein, die bei der Trauung ihre Mutter zu vertreten hatte, und ferner eine der Zofen. Sie fuhren zur Kirche. Der Bräutigam erwartete sie bereits. Er eilte der Braut entgegen und war von ihrer Blässe und ihrem sonderbaren Aussehen nicht wenig überrascht. Sie betraten zusammen die kalte Kirche; die Türe wurde hinter ihnen verriegelt. Der Priester trat zum Altar und begann alsbald mit der feierlichen Handlung. Marja Kirilowna sah und hörte nichts; nur ein Gedanke verfolgte sie seit dem frühen Morgen: sie wartete auf Dubrowskij; die Hoffnung, ihn zu sehen, verließ sie keine Minute. Auch als gleich darauf der Priester sich mit der üblichen Frage an sie wandte, erschauerte sie und war fast wie von Sinnen, allein sie zögerte noch immer, denn noch immer wartete sie. Jedoch da sprach der Priester, ohne erst auf ihre Antwort zu warten, bereits die unwiderruflichen Worte.

Die Feierlichkeit war zu Ende. Sie fühlte auf ihren Lippen den kalten Kuß des ungeliebten Gatten; sie hörte die schmeichlerischen Glückwünsche der Anwesenden und konnte noch immer nicht glauben, daß nun ihr Leben auf ewig in Fesseln liege und daß Dubrowskij nicht herbeigeflogen war, sie zu befreien. Mit zärtlichen Worten redete der Fürst sie an — aber sie

konnte keines davon begreifen; sie verließen die Kirche; vor der Kirchentüre drängten sich die Bauern aus Pokrowskoje. Flüchtig glitt ihr Blick über die Menge und erstarrte dann wieder in der früheren Gefühlslosigkeit. Das neue Paar nahm im Wagen Platz und fuhr nach Arbatowo, wohin sich Kirila Petrowitsch bereits begeben hatte, um dort die Jungvermählten zu begrüßen. Der Fürst, der nun mit seiner jungen Gattin allein war, schien keineswegs durch ihre kalte Miene in Verwirrung zu geraten. Er langweilte sie nicht mit erheuchelten Geständnissen und lächerlicher Seligkeit; seine Worte waren einfach und verlangten keine Antwort. Auf diese Weise legten sie zehn Werst zurück; schnell eilten die Pferde über die Landwege und der Wagen, der auf englischen Federn ruhte, rollte sanft dahin. Plötzlich ertönten Schreie hinter ihnen, als ob jemand sie verfolge; der Wagen hielt und wurde augenblicks von einer Schar bewaffneter Leute umringt. Ein Mann in einer Halbmaske öffnete die Wagentüre auf der Seite der jungen Fürstin und rief ihr zu: „Sie sind frei! steigen Sie aus.“ — „Was soll das heißen?“ schrie der Fürst: „Wer bist du? . . .“ — „Es ist Dubrowskij,“ entgegnete die Fürstin. Der Fürst verlor keineswegs seine Geistesgegenwart, er zog eine Reisepistole aus der Seitentasche und schoß sie auf den Räuber in der Maske ab. Die Fürstin schrie auf und schlug entsetzt beide Hände vors Gesicht. Dubrowskijs Schulter war ver-

wundet worden; sein Blut strömte reichlich. Ohne Zeit zu verlieren, ergriff der Fürst eine zweite Pistole. Aber man erlaubte ihm nicht, sie abzudrücken, die Wagentüren öffneten sich, einige starke Arme rissen ihn aus dem Wagen und entrissen ihm die Pistole. Und schon blitzten über ihm die Dolche. „Rührt ihn nicht an!“ schrie Dubrowskij und sogleich traten seine finstern Mitverschworenen beiseite. „Sie sind frei!“ fuhr Dubrowskij zur blassen Fürstin gewendet fort. — „Nein,“ entgegnete sie, „es ist zu spät! ich bin getraut worden, ich bin die Gattin des Fürsten Werejskij.“ — „Was sagen Sie da!“ schrie Dubrowskij verzweifelt. „Nein, keineswegs sind Sie seine Gemahlin, man hat Sie gezwungen, Sie haben Ihre Zustimmung nicht freiwillig gegeben . . .“ — „Ich gab meine Einwilligung und habe es beschworen,“ entgegnete sie fest: „Der Fürst ist mein Gatte; befehlen Sie, ihn freizulassen, und verlassen Sie uns. Ich habe Sie nicht betrogen. Ich habe bis zur letzten Minute auf Sie gewartet . . . jetzt aber, ich sagte es Ihnen schon, jetzt ist es zu spät. Verlassen Sie uns.“ Allein Dubrowskij hörte es nicht mehr; die schmerzende Wunde und die heftigen Gemütserregungen hatten ihm das Bewußtsein geraubt. Er stürzte neben dem Wagen nieder; die Räuber umringten ihn. Er war noch gerade imstande, ihnen einige Worte zuzuflüstern; sie setzten ihn aufs Pferd, zwei von ihnen stützten ihn, ein dritter führte das Pferd am Zaum und so zogen

sie fort, während der Wagen mit den gefesselten Leuten und ausgespannten Pferden mitten auf der Landstraße stehen blieb; es war nichts geplündert worden und das geflossene Blut des Häuptlings war durch keinen fremden Blutstropfen gerächt worden.

Neunzehntes Kapitel

Auf der schmalen Lichtung mitten im dichten Walde erhob sich eine kleine Befestigung, die aus nicht viel mehr als Wall und Graben bestand, hinter denen sich einige Zelte und Erdhütten befanden. Viele Leute, die man nach der Verschiedenheit ihrer Kleider und der allgemeinen Bewaffnung auf den ersten Blick für Räuber halten konnte, speisten dort friedlich, mit unbedeckten Häuptern dasitzend, zu Mittag aus einem brüderlichen Kessel. Auf dem Wall saß neben der kleinen Kanone ein Wachtposten mit gekreuzten Beinen. Er setzte gerade einen Flicken auf einen gewissen Bestandteil seiner Kleidung und handhabte die Nadel mit solcher Kunst, daß man augenblicks erraten konnte, daß er ein Schneider war; er spähte dabei unablässig nach allen Seiten.

Obwohl eine gewisse Schale schon mehrfach die Runde von Hand zu Hand gemacht hatte, herrschte ein sonderbares Schweigen in der Schar; als die Räuber mit dem Mittagessen fertig waren, erhob sich einer nach dem andern und verrichtete sein Gebet; einige gingen in ihre Zelte, die andern aber zerstreuten

sich im Walde, oder streckten sich nach russischer Gewohnheit aus, um zu schlafen.

Der Wachtposten beendigte seine Arbeit, er schüttelte die Fetzen von sich, betrachtete zufrieden das geflickte Kleidungsstück, steckte die Nadel in den Ärmel, setzte sich rittlings auf die Kanone und stimmte aus voller Kehle das alte melancholische Volkslied an:

„Rausche nicht, o Mütterchen, du grüner Eichenwald."

Im selben Augenblick aber öffnete sich eines der Zelte und eine alte, sorgfältig, ja fast peinlich angezogene Frau in einer weißen Haube erschien auf der Schwelle. „Laß das, Stjopka," rief sie ärgerlich. „Der Herr schlummert, und du brüllst: gewissenlos seid ihr alle und ohne Mitgefühl." — „Verzeih, Petrowna," entgegnete Stjopka: „Schon gut, ich tus nicht mehr, mag unser Väterchen nur ruhen und gesund werden." Die Alte verschwand, und Stjopka begann auf dem Wall auf und ab zu gehen.

Im Zelt, in dem die Alte verschwunden war, ruhte hinter einer spanischen Wand auf seiner einfachen Bettstatt der verwundete Dubrowskij. Neben ihm lagen auf einem kleinen Tisch seine Pistolen, ihm zu Häupten hing der Säbel. Reiche Teppiche bedeckten den Boden und hingen an den Wänden; in der einen Ecke standen Toilettengegenstände aus Silber, die nur für eine Frau bestimmt gewesen sein konnten, dortselbst ragte ein hoher Spiegel. In Dubrowskijs

Hand lag ein offenes Buch, allein er hielt die Augen geschlossen, und darum konnte die Alte, die den Kopf hinter die spanische Wand steckte, um nach ihm zu schauen, nicht erraten, ob er eingeschlafen war, oder ob er nur nachdachte.

Plötzlich erbebte Dubrowskij. Lärm schallte innerhalb der Befestigung und gleich darauf steckte Stjopka den Kopf durch die Öffnung. „Väterchen, Wladimir Andrejewitsch!“ schrie er, „die Unsrigen geben das Signal: man sucht uns.“ Dubrowskij sprang aus dem Bett, griff nach seinen Waffen und trat aus dem Zelt. Draußen drängten sich geräuschvoll die Räuber; als er erschien, entstand ein tiefes Schweigen. „Alle zur Stelle?“ fragte Dubrowskij. — „Alle, außer den Spähern,“ wurde ihm zur Antwort. — „Auf eure Plätze!“ schrie Dubrowskij, und alsbald nahm ein jeder der Räuber den Platz ein, der ihm angewiesen worden war. Im gleichen Augenblick näherten sich im schnellen Laufe bereits die drei Späher. Dubrowskij ging ihnen entgegen. „Was gibts?“ fragte er. — „Soldaten im Walde,“ entgegneten jene: „Sie umzingeln uns.“ Dubrowskij befahl, die Pforte zu schließen, und eilte, die Kanone zu besichtigen. Schon wurden Stimmen im Walde hörbar, die sich immer mehr näherten. Stumm warteten die Räuber. Plötzlich traten drei oder vier Soldaten aus dem Walde und fuhren sogleich zurück. Sie schossen ihre Gewehre ab, um ihre Kameraden zu benachrichtigen. „Fertig

zum Kampf!“ sagte Dubrowskij; ein leises Geräusch stieg auf, aber gleich darauf herrschte wieder die alte Stille. Sie hörten den Lärm der heranmarschierenden Truppe; schon blitzten Gewehrläufe zwischen den Bäumen auf; einige anderthalbhundert Soldaten strömten aus dem Walde und liefen schreiend auf den Wall zu. Dubrowskij setzte die Lunte an: der Schuß war gut gezielt — er riß dem einen den Kopf ab und verwundete zwei andere. Die Soldaten gerieten in Verwirrung, allein ihr Offizier stürmte vorwärts und da folgten ihm die Soldaten und waren bereits im Graben. Die Räuber schossen ihre Flinten und Pistolen auf sie ab und schickten sich darauf an, mit ihren Beilen den Wall zu verteidigen, den die gereizten Soldaten, die im Graben einige zwanzig verwundete Kameraden zurückgelassen hatten, hastig erstiegen. Es kam zu einem Handgemenge. Die Soldaten waren bereits auf dem Wall — die Räuber begannen zu weichen; da näherte sich Dubrowskij dem Offizier, setzte ihm die Pistole auf die Brust und drückte ab. Der Offizier stürzte rücklings zu Boden, einige Soldaten hoben ihn auf und trugen ihn eilig zum Wald zurück; die übrigen blieben, als sie ihren Befehlshaber verloren hatten, unschlüssig stehen. Diesen Augenblick des Zweifels benutzten die ermutigten Räuber und trieben sie vom Wall hinunter und stießen sie in den Graben; die Belagerer flohen; sie wurden mit wildem Geschrei von den Räubern verfolgt. Der Sieg war entschieden.

Da Dubrowskij eine vollkommene Niederlage des Feindes annehmen konnte, sammelte er die Seinigen und schloß sich in der Befestigung ein. Er verdoppelte die Wachtposten, befahl aufs strengste, daß niemand fortdürfe, und befahl ferner, die Verwundeten herbeizuschaffen.

Diese Begebenheit bewirkte, daß die Obrigkeit sich nunmehr im Ernste mit Dubrowskijs dreisten Räubertaten befaßte. Man sammelte Nachrichten über seinen Aufenthalt. Schließlich wurde eine Kompagnie Soldaten entsandt, um ihn, tot oder lebend, in die Hände zu bekommen. Aber man erwischte nichts als einige Leute aus seiner Bande und erfuhr von diesen, daß Dubrowskij schon seit geraumer Zeit nicht mehr in ihrer Schar weile, denn einige Tage nach dem geschilderten Vorfall hatte er alle seine Genossen versammelt und ihnen mitgeteilt, daß es seine Absicht sei, sie auf immer zu verlassen, und daß er auch ihnen riete, ihre Lebensweise nunmehr zu ändern. „Ihr seid unter meinem Kommando wohlhabend geworden, ein jeder von euch hat die notwendigen Papiere, mit denen er ungefährdet in ein entferntes Gouvernement gelangen kann, um den Rest seines Lebens in ehrlicher Arbeit und sogar im Überfluß zu verbringen. Aber ihr seid freilich alle Gauner und werdet vermutlich wenig Lust verspüren, euer Handwerk zu lassen.“ Nachdem er dieses gesprochen, war er von ihnen gegangen und hatte einzig •• mit sich genommen. Niemand wußte, wohin er

sich gewendet hatte. Zwar wurde die Aufrichtigkeit dieser Geständnisse anfangs bezweifelt, denn es war ja bekannt, wie sehr die Räuber an ihrem Hauptmann hingen: man nahm an, daß ihre Aussagen lediglich bezwecken sollten, ihn zu retten; allein die Folge gab ihnen recht. Die schreckhaften Heimsuchungen, die Brandstiftungen und Plünderungen ließen nach, die Landstraßen waren wieder gefahrlos geworden. Aus andern Berichten erfuhr man einige Zeit darauf, daß Dubrowskij ins Ausland geflüchtet war.

Pique Dame

I

Brach der Abend herein
Fanden alle sich ein
Immer;
Setzten Fünfzig und mehr,
Bogen Hunderter her ...
Himmel!
Den Verlust und Gewinn
Schrieb mit Kreide man hin
Flüchtig;
So erwies sich fürwahr
Noch ein jeder der Schar
Tüchtig.

K. Rylejew

Bei Narumow, einem Offizier des Gardekavallerieregiments, wurde Karten gespielt. Die lange Winternacht verging fast unbemerkt; erst um die fünfte Stunde des Morgens setzte man sich zum Essen. Jene, die gewonnen hatten, aßen mit großem Appetit, die anderen saßen gedankenvoll vor ihren unberührten Gedecken. Doch der Champagner kam, das Gespräch wurde lebhaft, und alle nahmen daran teil.

„Nun, und du, Ssurin?“ fragte der Hausherr.

„Verloren, wie gewöhnlich. Ich muß sagen, ich habe kein Glück: trotzdem ich stets Mirandole spiele, trotzdem ich mich nie aufrege und mich durch nichts aus der Fassung bringen lasse, verliere ich dennoch immer!“

„Und du hast dich wirklich nie hinreißen lassen? Nie

auf Route gesetzt? . . . Eine Festigkeit, die mir Erstaunen einflößt!"

„Was sagt ihr da erst zu Hermann!" warf einer der Gäste ein, indem er auf den jungen Genieoffizier wies: „er hat überhaupt noch nie Karten in die Hand genommen, noch nie in seinem Leben ein Paroli gebogen und dennoch sitzt er bis fünf Uhr hier mit uns und schaut unserem Spiel zu."

„Kartenspiel interessiert mich sehr," entgegnete Hermann, „aber ich bin leider nicht in der Lage, der Hoffnung Überflüssiges zu gewinnen das Unentbehrliche zu opfern."

„Er ist ein Deutscher, der Hermann: er versteht zu rechnen — das erklärt alles!" bemerkte Tomskij. — „Wen ich jedoch absolut nicht begreifen kann, das ist meine Großmutter, Gräfin Anna Fedotowna."

Die anderen riefen „wie?" und „warum?"

„Mir ist unbegreiflich," fuhr Tomskij fort, „aus welchem Grunde meine Großmutter nicht pointiert."

„Das nennst du unbegreiflich," versetzte Narumow, „wenn eine achtzigjährige Greisin nicht pointiert?"

„Dann habt ihr wohl noch nichts von ihr gehört?"

„Nie! wahrhaftig nichts!"

„Nun, dann hört mal zu! Vor einigen sechzig Jahren, müßt ihr wissen, reiste meine Großmutter nach Paris und war dort bald in großer Mode. Man drängte sich, um la Vénus moscovite zu sehen; ja, Richelieu selber machte ihr den Hof und die Großmutter be-

teuert, er hätte sich ihrer Unnahbarkeit wegen bald das Leben genommen. Damals war das Pharaospiel bei den Damen sehr beliebt. Nun, und einmal verlor sie bei Hofe gegen den Herzog von Orleans irgendwie sehr viel und zwar auf Ehrenwort. Nach Hause zurückgekehrt, teilte sie dem Großvater, während sie die Mouchen von ihrem Gesicht löste und den Reifrock losschnürte, die Höhe ihres Spielverlustes mit und ordnete an, es müßte gezahlt werden. Der verstorbene Großvater war, wenn ich mich recht erinnere, für sie immer so etwas wie ein Haushofmeister. Er fürchtete sie wie Feuer: als er jedoch von dieser enormen Spielschuld vernahm, geriet er außer sich, brachte seine Aufzeichnungen herbei und rechnete ihr vor, daß sie in einem halben Jahr eine halbe Million verbraucht hätten, und daß sie bei Paris nicht ihre Moskauer und ihre Ssaratower Dörfer liegen hätten, und zum Schluß weigerte er sich schlechterdings zu zahlen. Die Großmutter gab ihm eine Ohrfeige und ging zum Zeichen ihrer Ungnade allein zu Bett. Am nächsten Morgen ließ sie ihn rufen, sie hoffte nämlich, daß die häusliche Züchtigung bereits gewirkt hätte, aber sie fand ihn unerbittlich. Es blieb ihr nichts übrig, als sich zum ersten Male in ihrem Leben zu Erklärungen herbeizulassen und mit ihm zu unterhandeln; sie ermahnte ihn, sie erläuterte ihm herablassend, daß die einen Schulden nicht wie die anderen seien und daß doch wohl ein gewisser Unterschied zwischen einem Prinzen

und einem Kutschmacher bestünde. Umsonst! der Großvater meuterte. Nein und nein! Die Großmutter wußte nicht mehr, was tun? Nun war sie mit einem sehr merkwürdigen Manne gut bekannt. Ihr habt gewiß alle vom Grafen von Saint-Germain gehört, von dem soviel Sonderbares erzählt wird. Ihr wißt sicher, daß er sich für den ewigen Juden ausgab, daß er behauptete, das Lebenselixier entdeckt und den Stein der Weisen gefunden zu haben, und dergleichen mehr. Man hielt ihn für einen Charlatan und lachte über ihn, andererseits aber erzählt Casanova in seinen Memoiren, er sei ein Spion gewesen; übrigens hatte Saint-Germain trotz seiner Geheimniskrämerei ein Ehrfurcht erweckendes Äußeres und galt allgemein als sehr liebenswürdig. Meine Großmutter ist noch heute von ihm hingerissen, und kann sich sehr darüber ärgern, wenn man irgendwie wegwerfend von ihm spricht. Der Großmutter war bekannt, daß Saint-Germain große Geldmittel zur Verfügung standen. Sie entschloß sich, seine Hilfe anzurufen, und schickte ihm ein Billett, in welchem sie ihn aufforderte, sie sofort zu besuchen. Der alte Sonderling erschien unmittelbar darauf und traf sie in schrecklichen Sorgen an. Sie schilderte ihm die Barbarei ihres Gemahls in den schwärzesten Farben und sagte schließlich, sie setze ihre ganze Hoffnung auf seine Freundschaft und seine Liebenswürdigkeit. Saint-Germain versank in Nachdenken. „Ich kann Ihnen mit dieser Summe aus-

helfen,' sagte er endlich: ‚aber ich weiß, es wird Ihnen keine Ruhe lassen, eh Sie nicht die Schuld beglichen haben, und ich möchte Ihnen nicht neue Verdrießlichkeiten machen. Es gibt ein anderes Mittel: das Verlorene im Spiel zurückgewinnen.' — ‚Aber, bester Graf,' entgegnete ihm die Großmutter, ‚sagte ich Ihnen nicht bereits, daß wir ganz ohne Geld seien?' — ‚Man braucht dazu kein Geld,' erwiderte Saint-Germain: ‚ich bitte Sie, mich anzuhören.' Und da war es, daß er ihr ein Geheimnis eröffnete, für das wohl ein jeder von uns gern teuer bezahlen würde . . ."

Die jugendlichen Spieler verdoppelten ihre Aufmerksamkeit. Tomskij steckte seine Pfeife an, rauchte einige Züge und setzte dann seine Erzählung fort:

„Und am selben Abend erschien meine Großmutter in Versailles au jeu de la reine. Die Bank hielt der Herzog von Orleans; die Großmutter entschuldigte sich leichthin, daß sie die Spielschuld nicht mitgebracht hätte, und erzählte zur Rechtfertigung irgendetwas, was ihr gerade einfiel, und pointierte darauf gegen den Herzog. Sie wählte drei Karten und setzte eine nach der anderen: und alle drei gewannen, und so hatte die Großmutter ihren Verlust wieder hereingebracht."

„Zufall!" sagte einer der Gäste.

„Ein Märchen!" bemerkte Hermann.

„Vielleicht waren die Karten markiert!" warf ein Dritter ein.

„Undenkbar," entgegnete Tomskij ernst.

„Wie!" rief Narumow, „du hast eine Großmama, die gleich drei Karten hintereinander errät und bist bis jetzt noch nicht im Besitz ihrer Kabbalistik?"

„Der Teufel!" entgegnete Tomskij, „vier Söhne hatte sie, darunter war auch mein Vater; alle vier — verzweifelte Kartenspieler und dennoch hat sie es keinem anvertraut, obwohl alle und auch ich es gut brauchen könnten. Aber hört noch, was Graf Iwan Iljitsch, mein Onkel, erzählte; er gab sein Ehrenwort, daß die Geschichte wahr sei. Der verstorbene Tschaplitzkij, derselbe, der, nachdem er Millionen verschleudert, in entsetzlicher Armut umkam, hatte einmal, als er noch jung war, an die dreimalhunderttausend verspielt und zwar — ich entsinne mich — an Ssoritsch. Er war in Verzweiflung. Meiner Großmutter nun, die sonst im allgemeinen leichtsinnige Streiche junger Leute streng verurteilte, tat Tschaplitzkij irgendwarum leid. Sie nannte ihm die drei Karten, die er eine nach der andern setzen sollte, er mußte ihr jedoch gleichzeitig sein Ehrenwort geben, nie wieder zu spielen. Tschaplitzkij forderte von seinem glücklichen Partner Revanche: sie setzten sich zum Spiel. Tschaplitzkij setzte fünfzigtausend auf die erste Karte und gewann, darauf bog er ein Paroli und ein Paroli-pé und gewann beide und alles zurück und noch etwas dazu . . ."

„Aber es ist Zeit, schlafen zu gehen: es ist schon ein Viertel vor sechs."

Und in der Tat, der Morgen dämmerte: die jungen Leute tranken ihren Wein aus und fuhren nach Hause.

II

Il parait, que monsieur est
décidément pour les suivantes.
Que voulez-vous, madame?
Elles sont plus fraiches.

Ein Gespräch

Die alte Gräfin *** saß in ihrem Ankleidezimmer vor dem Spiegel. Drei Kammerzofen umringten sie. Die eine hielt die Büchse mit der Schminke, eine Schachtel mit Haarnadeln die andere, und die dritte eine hohe, mit Bändern aus Flammenfarbe verzierte Haube. Die Gräfin konnte nicht den geringsten Anspruch mehr auf Schönheit erheben, die war längst dahin, allein sie hielt sich noch immer an die Gewohnheiten ihrer Jugend und befolgte aufs genaueste die Mode der siebziger Jahre, sie zog sich noch genau so lange und ganz so sorgfältig an wie sechzig Jahre zuvor. Am Fenster saß vor einem Stickrahmen ihre Pflegetochter, das Fräulein.

„Guten Morgen, Grand'maman," rief eintretend ein junger Offizier. „Bonjour, Mademoiselle Lise. Grand'maman, ich habe eine Bitte."

„Und die ist, Paul?"

„Erlauben Sie mir, Ihnen einen meiner Freunde vorzustellen und ihn am Freitag auf Ihren Ball zu bringen."

„Bring ihn auf den Ball und stelle ihn mir dort vor. Warst du übrigens gestern bei den * * *?“

„Freilich! es war sehr lustig; wir tanzten bis um fünf. Die Jelezkaja sah wieder reizend aus!“

„Ih, mein Lieber! Was ist schon an ihr? Da war ihre Großmutter, die Fürstin Darja Petrowna, doch ganz anders... Übrigens, ich meine, sie muß sehr gealtert haben, die Fürstin Darja Petrowna?“

„Gealtert?“ entgegnete Tomskij zerstreut, „sie ist doch schon seit sieben Jahren tot.“

Das Fräulein hob den Kopf und machte dem jungen Mann ein Zeichen. Er biß sich auf die Lippen, denn jetzt erst erinnerte er sich, daß man der alten Gräfin den Tod ihrer Altersgenossinnen verheimlichte. Aber die Gräfin nahm diese neue Nachricht mit völligem Gleichmut auf.

„Tot!“ sagte sie nur: „und ich wußte es nicht einmal! Wir wurden gleichzeitig zu Hofdamen ernannt, und als wir uns darauf bei Hofe vorstellten, sagte die Kaiserin...“

Und zum hundertsten Male erzählte die Gräfin ihrem Enkel diese Anekdote.

„Und nun, Paul,“ sagte sie zum Schluß, „jetzt hilfst du mir, mich aufrichten. Liebe Lisa, wo ist meine Tabatiere?“

Geleitet von ihren Kammerjungfern, verschwand die Gräfin hinter einem Wandschirm, um ihre Toilette zu beenden. Tomskij blieb mit dem Fräulein allein.

„Wer ist es, den Sie vorstellen wollen?“ fragte Lisaweta Iwanowna leise.

„Narumow. Kennen Sie ihn?“

„Nein! Ist er ein Militär oder ein Zivilist?“

„Militär.“

„Genieoffizier?“

„Nein! er ist bei der Kavallerie. Und warum dachten Sie, er wäre Genieoffizier?“ Das Fräulein lachte, aber sie erwiderte kein Wort.

„Paul!“ rief die Gräfin hinter ihrem Wandschirm hervor. „Schick mir doch irgendeinen neuen Roman herüber, aber bitte keinen von den modernen.“

„Was verstehen Sie darunter, Grand'maman?“

„Also keinen von den Romanen, in denen der Held seinen Vater oder seine Mutter erwürgt und auch keinen, wo Ertrunkene drin vorkommen. Ich fürchte mich so vor Ertrunkenen.“

„Diese Romane gibt es jetzt überhaupt nicht mehr. Oder wollen Sie vielleicht etwas Russisches?“

„Gibts denn überhaupt russische Romane? ... Ach bitte, mein Freund, schick mir doch einen herüber.“

„Leben Sie wohl, Grand'maman: ich eile ... Leben Sie wohl, Lisaweta Iwanowna! Wie kamen Sie auf die Idee, daß Narumow Genieoffizier sei?“

Tomskij verließ das Ankleidezimmer.

Lisaweta Iwanowna blieb allein zurück; sie ließ ihre Arbeit sinken und blickte durchs Fenster. Und gleich darauf bog auf der einen Seite der Straße ein

junger Offizier um die Ecke. Ihre Wangen färbten sich; sie machte sich wieder an ihre Arbeit, tief beugte sich der Kopf über das Stickmuster. Und da kam auch schon die Gräfin, fertig angezogen.

„Lisa," sagte sie, „der Kutscher soll anspannen, wir wollen spazieren fahren."

Lisa erhob sich von ihrem Stickrahmen und begann ihre Arbeit fortzuräumen.

„Was soll das, meine Beste! Du bist wohl taub, was?" schrie die Gräfin sie an, „sofort gehst du anspannen lassen."

„Ja!" entgegnete still das Fräulein und lief ins Vorzimmer.

Ein Diener kam und brachte der Gräfin Bücher vom Fürsten.

„Es ist gut! ich lasse danken", sagte die Gräfin. „Lisa, aber Lisa, wohin läufst du denn schon wieder?"

„Mich anziehen."

„Dazu findest du immer noch Zeit, meine Liebe. Setz dich her. Mach mal den ersten Band auf und lies vor . . ."

Das Fräulein nahm das Buch und las einige Zeilen.

„Lauter!" befahl die Gräfin, „was hast du, meine Beste? Die Stimme verloren . . . was? . . . Wart mal . . . rück mir den Fußschemel näher . . näher . . endlich!" Lisaweta Iwanowna las noch zwei Seiten. Die Gräfin gähnte.

„Laß das Buch," sagte sie: „lauter Unsinn! Schick

es dem Fürsten Paul zurück, ich ließe danken ... Wo bleibt der Wagen? . . "

„Der Wagen ist vorgefahren", sagte Lisaweta Iwanowna, indem sie auf die Straße hinaussah.

„Und du bist noch nicht angezogen?" murrte die Gräfin, „immer muß man auf dich warten. Das ist nicht mehr zum Aushalten, meine Beste!"

Lisa lief in ihr Zimmer. Keine zwei Minuten waren vergangen, da begann die Gräfin aus Leibeskräften zu klingeln. Die drei Zofen flogen durch die eine Türe herein, und der Kammerdiener durch die andere.

„Wo bleibt ihr so lange, wenn ich klingle?" herrschte die Gräfin sie an. „Man melde Lisaweta Iwanowna, daß ich sie erwarte."

Allein da trat Lisaweta Iwanowna schon in Hut und Mantel ein.

„Endlich, meine Beste!" sagte die Gräfin. „Was für ein Aufzug! Wozu das? ... wen will man betören? ... Wie ist das Wetter? scheinbar windig "

„Nein, Ew. Durchlaucht! kein Wind!" entgegnete der Kammerdiener.

„Ihr schwatzt immer ins Blaue hinein! Das Fenster öffnen! Dacht ichs doch: Wind! und dazu ein eisigkalter! Der Wagen wird ausgespannt! Lisa, wir fahren nicht: es war unnütz, sich zu putzen."

„Und das ist nun mein Leben!" dachte Lisaweta Iwanowna. In der Tat, Lisaweta Iwanowna war ein äußerst unglückliches Geschöpf. Bitter ist frem-

des Brot, sagt Dante, und steil die Stufen fremden Hauses; wer aber kannte die Bitternis der Abhängigkeit besser als die arme Pflegetochter der alten Aristokratin? Die Gräfin *** war gewiß kein böser Mensch, aber sie war wie jede von der Welt verwöhnte Frau sehr launisch; außerdem war sie geizig und von jenem kalten Egoismus, wie ihn alle alten Leute, die ihre Zeit genossen und der gegenwärtigen fremd geworden sind, haben. Dennoch nahm sie an allen Festen der vornehmen Gesellschaft teil; sie schleppte sich auf alle Bälle und saß dort geschminkt und nach alter Mode aufgeputzt wie eine groteske, aber irgendwie unumgängliche Ausstaffierung des Saales in einer Ecke; die Gäste traten, als wärs eine vorgeschriebene Zeremonie, mit tiefen Verbeugungen an sie heran, um sich nachher überhaupt nicht mehr um sie zu kümmern. In ihrem eigenen Hause empfing sie die ganze Welt, sie hielt auf strengste Etikette, erkannte aber keinen Menschen. Ihr zahlreiches Gesinde, in den Vorzimmern und Mägdekammern fett und grau geworden, machte, was es wollte, und bestahl die absterbende Greisin unablässig. In diesem Hause war Lisaweta Iwanowna eine Märtyrerin. Sie schenkte den Tee aus und steckte die Vorwürfe wegen zu viel Verbrauch von Zucker ein; sie mußte Romane vorlesen — und war Schuld an jedem Fehler des Verfassers; sie begleitete die Gräfin auf den Spazierfahrten — und war nicht nur für das Wetter verantwortlich, nein, auch

für das Straßenpflaster. Einen Gehalt sollte sie wohl bekommen, aber er wurde ihr nie ausbezahlt; trotzdem jedoch wurde von ihr gefordert, daß sie wie alle angezogen sein solle, das heißt, wie sehr wenige. Die Rolle, die sie in der Gesellschaft spielte, war kläglich. Obwohl alle sie kannten, wurde sie von niemand bemerkt; auf den Bällen kam sie nur dann zum Tanzen, wenn irgendwo ein Vis-à-vis fehlte, und die Damen nahmen ihren Arm, wenn sie in die Garderobe mußten, um an ihren Kleidern irgendetwas zu richten. Dabei war ihr Charakter selbständig und stolz und wußte Bescheid über ihre Lage: nichts ringsum entging ihr, und voller Ungeduld erwartete sie einen Befreier; aber keiner der jungen Männer, die trotz ihrem leichtsinnigen Hochmut so berechnend waren, schenkte ihr Aufmerksamkeit, war auch Lisaweta Iwanowna gewiß hundertmal anziehender als jene frechen und kalten Bräute, die so begehrt waren. Wie oft verließ sie insgeheim den prunkvollen, aber langweiligen Salon, um in ihrem armen Zimmer zu weinen, in ihrem Zimmer, in welchem billige, mit Tapeten beklebte Wandschirme standen, eine Kommode, ein kleiner Spiegel und das angestrichene Bett und wo in einem Leuchter aus Messing ein Talglicht düster brannte.

Einmal — es war zwei Tage nach jenem Abend, den wir zu Beginn unserer Erzählung schilderten, und eine Woche vor der Szene, in der wir stecken geblieben sind — Lisaweta Iwanowna, die wie immer am

Fenster vor ihrem Stickrahmen saß, blickte einmal unwillkürlich auf die Straße hinaus und erblickte dort einen jungen Genieoffizier; er stand regungslos da und schaute sie unverwandt durchs Fenster an. Sie senkte den Kopf und machte sich von neuem an ihre Arbeit; nach fünf Minuten sah sie wieder auf — der junge Offizier stand immer noch auf demselben Fleck. Da es nicht ihre Gewohnheit war, mit den vorübergehenden Offizieren zu kokettieren, sah sie nicht mehr hinaus und nähte an die zwei Stunden, ohne den Kopf dabei zu erheben. Es wurde zu Tisch gerufen. Sie erhob sich und begann ihre Arbeit fortzuräumen, als sie aber dabei zufällig auf die Straße schaute, erblickte sie wiederum den Offizier. Das berührte sie ziemlich merkwürdig. Nach dem Mittagessen trat sie mit dem Gefühl einer gewissen Unruhe aufs neue ans Fenster, doch da war kein Offizier mehr zu sehen — und so vergaß sie ihn ...

Zwei Tage vergingen, sie schickte sich gerade an, mit der Gräfin in den Wagen zu steigen, da sah sie ihn wieder. Er stand an der Auffahrt, ein Biberkragen hielt sein Gesicht verdeckt, und nur seine schwarzen Augen funkelten unter dem Hut. Lisaweta Iwanowna erschrak und wußte selber nicht worüber, sie setzte sich mit einem unerklärlichen Beben in die Kutsche.

Kaum war sie wieder zu Hause, da lief sie zum Fenster — der Offizier stand auf dem gleichen Fleck und richtete seine Augen auf sie: sie wich zurück, aber nun kam

die Neugierde über sie und ein Gefühl, das ihr völlig neu war.

Und nun verging kein Tag, an dem der junge Mann zu der bewußten Stunde nicht vor den Fenstern des Hauses erschienen wäre. Zwischen ihm und ihr kam es zu einem unvereinbarten Einverständnis. Sie saß auf ihrem Platz an der Arbeit und fühlte sein Kommen — sie hob den Kopf und blickte ihn mit jedem Tage länger und länger an. Und es schien, der junge Mann war ihr dankbar dafür: mit dem scharfen Blick der Jugend bemerkte sie, wie jedesmal, wenn ihre Blicke sich begegneten, eine flüchtige Röte seine bleichen Wangen bedeckte. Doch als eine Woche vergangen war, lächelte sie ihm zu.

Das Herz des armen Mädchens klopfte, als Tomskij um die Erlaubnis bat, der Gräfin einen seiner Freunde vorstellen zu dürfen. Allein als sie erfuhr, daß Narumow kein Genieoffizier sei, sondern von der Gardekavallerie, bedauerte sie, mit ihrer unüberlegten Frage dem leichtsinnigen Tomskij ihr Geheimnis verraten zu haben.

Hermann war der Sohn eines in Rußland ansässig gewordenen Deutschen und hatte von seinem Vater eine kleine Geldsumme geerbt. Hermann, dessen Absicht es war, sich die völlige Unabhängigkeit zu erringen, berührte indessen nicht einmal die Zinsen dieser Erbschaft, sondern lebte von seinem Offiziersgehalt und erlaubte sich nichts darüber. Da er übrigens äußerst verschlossen und ehrgeizig war, kamen seine Kameraden selten in

die Lage, ihn seiner übermäßigen Sparsamkeit wegen auslachen zu können. Sein Temperament war von Haus aus leidenschaftlich und seine Phantasie voll Feuer; nur die Festigkeit seines Charakters konnte ihn vor den üblichen Verirrungen der jungen Jahre bewahren. Um es an einem Beispiel zu erläutern: er war eigentlich eine Spielernatur und rührte trotzdem keine Karte an, denn er hatte sich ausgerechnet, daß sein Vermögen (wie er sagte) ihm nicht gestatte, „der Hoffnung, Überflüssiges zu gewinnen, das Unentbehrliche zu opfern," — aber am Kartentisch zu sitzen und mit fieberhafter Erregung die verschiedenen Phasen des Spiels zu beobachten, war ihm keine Nacht zu lang.

Die Anekdote von den drei Karten hatte merkwürdig stark auf ihn gewirkt, er mußte die ganze Nacht über daran denken. — „Wie" — dachte er, als er am nächsten Abend durch die Straßen Petersburgs wanderte — „wie, wenn nun die alte Gräfin mir das Geheimnis entdeckt? oder mir die drei sicheren Karten nennt! Warum soll ich mein Glück nicht versuchen? ... Ich könnte mich ihr vorstellen lassen, ihre Neigung erringen; schlimmstenfalls ihren Liebhaber spielen; aber dazu gehört Zeit und sie ist bereits siebenundachtzig Jahre alt; sie kann schon nach einer Woche sterben, ja, nach zwei Tagen! ... Und außerdem diese Anekdote? ... Kann man ihr überhaupt glauben? ... Nein, und nein! Vernunft, Mäßigkeit und Arbeit, das sind meine drei sicheren Karten, sie werden mein Kapital verdreifachen, sie werden

es versiebenfachen und mir Ruhe und Unabhängigkeit verschaffen!“ Mit solchen Gedanken beschäftigt, geriet er in eine der Hauptstraßen Petersburgs und stand plötzlich vor einem altertümlich gebauten Hause. Die Straße war voll von Equipagen; ein Wagen nach dem andern fuhr vor dem hellerleuchteten Portale vor. Und bald war es das schlanke Füßchen einer jugendlichen Schönen, das aus der Kutsche hervorkam, bald ein knarrender Militärstiefel, bald Strumpf und Lackschuh eines Diplomaten. An dem majestätischen Portier wirbelten die Pelze und Mäntel nur so vorüber.

„Wem gehört das Haus?“ fragte er den Wächter an der Ecke.

„Der Gräfin • • •“, antwortete dieser.

Hermann überlief's. Und wieder kam ihm die erstaunliche Anekdote in den Sinn. Er umkreiste das Haus, unablässig an die Besitzerin und an ihre wunderbare Gabe denkend. Erst spät kehrte er in seine friedliche Behausung zurück; lange konnte er nicht einschlafen, und als endlich die Müdigkeit ihn bezwang, sah er noch im Traume Karten und Ballen von Banknoten und Lasten von Goldstücken. Er setzte Karte auf Karte, bog das Paroli mit Entschiedenheit, gewann unablässig, schaufelte das Gold zu sich und stopfte die Banknoten in die Tasche. Spät erwacht, konnte er einen Seufzer über den verschwundenen Reichtum seines Traumes nicht unterdrücken und wieder hielt er vor dem Hause der Gräfin • • •. Es war, als

zöge ihn eine unsichtbare Macht dorthin. Er blieb stehen und schaute in die Fenster. An einem Fenster erblickte er ein dunkles Köpfchen, das offenbar über ein Buch oder über eine Arbeit gesenkt war. Es richtete sich auf. Hermann sah ein blühendes Gesichtchen und schwarze Augen. Diese Minute entschied über sein Schicksal.

III

Vous m'écrivez, mon ange, des lettres de quatre pages plus vite que je ne puis les lire.
Ein Briefwechsel

Lisaweta Iwanowna hatte Hut und Mantel kaum abgelegt, als die Gräfin sie wieder holen ließ und aufs neue befahl, den Wagen vorfahren zu lassen. In dem Augenblick, als die zwei Diener die Greisin aufhoben und in das Innere des Wagens schoben, erblickte Lisaweta Iwanowna denselben Genieoffizier ganz in ihrer Nähe; er ergriff ihre Hand; sie war wie gelähmt vor Schreck, doch der junge Mann war bereits verschwunden, und nur ein Brief blieb in ihrer Hand zurück. Sie verbarg ihn im Handschuh und war während der ganzen Fahrt geistesabwesend. Dabei hatte die Gräfin die Angewohnheit, jede Minute eine neue Frage zu stellen: wer war das, der uns grüßte? wie heißt die Brücke? was steht auf jenem Schild? Aber Lisaweta Iwanowna antwortete dieses Mal auf gut Glück und häufig nicht das Rechte, und die Gräfin wurde ärgerlich.

„Was hast denn du, meine Beste! Hast du den Starrkrampf, was? Oder hörst du mich nicht, oder kannst du mich nicht verstehen? ... Gott sei Dank, ich schnarre nicht und verrückt bin ich auch noch nicht!“

Aber Lisaweta Iwanowna hörte nicht. Zu Hause angekommen lief sie in ihr Zimmer und nahm den Brief aus ihrem Handschuh; er war nicht versiegelt. Lisaweta Iwanowna las. Der Brief war eine Liebeserklärung: zärtlich und ehrfurchtsvoll und Wort für Wort einem deutschen Roman entnommen. Aber Lisaweta Iwanowna, die kein deutsches Buch kannte, war mit dem Brief sehr zufrieden.

Immerhin beunruhigte der empfangene Brief sie außerordentlich. Sie trat zum ersten Male in heimliche und nahe Beziehungen zu einem jungen Manne. Seine Dreistigkeit erschreckte sie. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie unüberlegt gehandelt habe, und eigentlich wußte sie nicht, was jetzt tun: nicht mehr am Fenster sitzen und dem jungen Offizier durch Nichtbeachtung die Lust zu weiteren Schritten nehmen? oder den Brief zurückgeben? oder kalt und energisch antworten? Niemand war da, der ihr raten konnte: sie hatte keine Freundin, keinen Menschen, dessen Erfahrung sie sich anvertrauen konnte. Und Lisaweta Iwanowna entschloß sich, den Brief zu beantworten.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, legte Papier zurecht und nahm die Feder zur Hand, — und versank in

Gedanken. Einige Male fing sie an — aber immer wieder zerriß sie das Geschriebene: bald war es viel zu freundlich, bald viel zu hartherzig. Endlich gelangen ihr einige Zeilen, die sie befriedigten. „Ich bin überzeugt," — schrieb sie — „daß Ihre Absichten ehrenhaft sind und daß Sie durch Ihren unbedachten Schritt mich nicht beleidigen wollten; allein es geht nicht an, daß unsere Bekanntschaft auf diesem Wege anfängt. Hier ist Ihr Brief zurück und ich hoffe, ich werde fürder keinen Grund haben, mich über unverdiente Mißachtung beklagen zu müssen."

Als Lisaweta Iwanowna am Tage darauf den vorübergehenden Hermann erblickte, stand sie von ihrem Stickrahmen auf, ging in den nebenan liegenden Salon, öffnete dort ein Fenster und warf den Brief im Vertrauen auf die Gewandtheit des jungen Offiziers auf die Straße. Und schon war Hermann da und hatte ihn aufgehoben und verschwand in einem Konditorladen. Er erbrach das Siegel und erblickte seinen Brief und ihre Antwort. Mehr konnte er nicht erwarten, und ganz in die geschickt angeknüpfte Intrige vertieft kehrte er heim.

Drei Tage darauf brachte ein jung und verschmitzt aussehendes Ladenfräulein ein Billett aus einer Modehandlung für Lisaweta Iwanowna. Diese öffnete es ein wenig besorgt, denn sie erwartete eine Geldforderung vorzufinden, — aber da hatte sie auch schon Hermanns Handschrift erkannt.

„Es ist ein Irrtum, meine Liebe," sagte sie, „das Billett ist nicht für mich."

„Nein, es ist ganz sicher für Sie!" entgegnete das dreiste Mädchen und lächelte durchtrieben. „Bitte, lesen Sie nur!"

Lisaweta überflog das Papier. Hermann bat um eine Zusammenkunft.

„Unmöglich," sagte Lisaweta Iwanowna, sowohl von der Übereiltheit dieses Verlangens als auch von der Art und Weise der Übermittlung erschreckt, „der Brief ist bestimmt nicht für mich."

Und sie zerriß ihn in kleine Stücke.

„Wenn der Brief nicht für Sie war, warum haben Sie ihn dann zerrissen?" entgegnete das Mädchen, „ich hätte ihn ja dem, der ihn geschickt hat, zurückgeben können."

Lisaweta Iwanowna wurde feuerrot. „Liebes Kind, bringen Sie mir weiterhin keine solchen Briefe. Und dem, der Sie hergeschickt hat, sagen Sie, er solle sich schämen."

Doch Hermann gab keine Ruh. Jeden Tag erhielt Lisaweta Iwanowna bald auf diesem, bald auf jenem Wege Briefe von ihm. Und jetzt waren es schon keine Übersetzungen mehr aus dem Deutschen. Hermann schrieb, was Leidenschaft ihm diktierte, und schrieb es mit seiner eigenen Sprache: diese Briefe waren erfüllt von der Unbeugsamkeit seiner Wünsche und der Zerfahrenheit seiner ungezügelten Phantasie. Und Lisa-

weta Iwanowna dachte nicht mehr daran, sie zurückzuschicken: sie berauschte sich an ihnen, ja, sie antwortete sogar, und mit jedem Male wurden ihre Briefe länger und inniger. Und endlich warf sie ihm durchs Fenster folgenden Brief zu:

„Heute ist der Ball beim ***schen Gesandten. Die Gräfin wird dort sein. Wir bleiben bis zwei Uhr nachts. Dies gibt eine Gelegenheit, mich allein anzutreffen. Sobald die Gräfin fort ist, wird sicher die Dienerschaft ausgehen; nur der Portier bleibt da, aber auch er zieht sich gewöhnlich in seine Kammer zurück. Kommen Sie um halb zwölf. Gehen Sie die Treppe hinauf. Wenn jemand im Vorraum ist, fragen Sie, ob die Gräfin zu Hause sei. Man wird Ihnen antworten, sie sei nicht zu Hause — und dann bleibt Ihnen nichts übrig, als wieder umzukehren. Wahrscheinlich jedoch wird Ihnen niemand begegnen. Die Kammerzofen halten sich um diese Zeit alle in ihrem Zimmer auf. Aus dem Vorzimmer geht es nach links, und dann gehen Sie geradeaus bis zum Schlafzimmer der Gräfin. Im Schlafzimmer werden Sie hinter den Wandschirmen zwei niedrige Türen erblicken: die rechter Hand führt in das Kabinett, das die Gräfin niemals betritt; die linker Hand aber in einen Gang, dortselbst ist eine schmale Wendeltreppe: und diese bringt Sie in mein Zimmer."

Den angesetzten Zeitpunkt erwartend, bebte Hermann am ganzen Körper wie ein Tiger. Schon um

zehn Uhr abends stand er vor dem Hause der Gräfin. Es war ein greuliches Wetter: der Wind heulte, in schweren Flocken wirbelte nasser Schnee; die Laternen brannten trübe; die Straßen waren leer. Hie und da schleppte sich von einem mageren Gaul gezogen eine Droschke vorbei, deren Kutscher auf der Lauer nach verspäteten Fahrgästen lag. Obwohl Hermann nur im Rock dastand, spürte er weder Wind noch Schnee. Endlich fuhr der Wagen der Gräfin vor. Hermann sah, wie die Diener die in einen Zobelpelz gewickelte ganz zusammengeschrumpfte Gräfin in den Wagen hoben, ihr folgte in einem leichten Mäntelchen, frische Blumen im Haar, ihr Pflegekind. Der Wagenschlag fiel zu. Schwerfällig setzte sich auf dem lockeren Schnee die Kutsche in Bewegung. Der Portier schloß die Türe. In den Fenstern wurde es dunkel. Vor dem leergewordenen Hause schritt Hermann auf und ab; endlich blieb er vor einer Laterne stehen und sah auf die Uhr: es war zwanzig Minuten nach elf. Er blieb dort unter der Laterne stehen, die Augen auf den Uhrzeiger geheftet, um die noch übrig bleibenden Minuten abzuzählen. Punkt halb zwölf stieg er die Stufen zum Eingang empor und trat in den hellerleuchteten Vorraum. Der Portier war nicht zu sehen. Hermann flog die Treppe hinauf, öffnete die Tür zum Vorzimmer und erblickte dort einen Diener, der vor einer Lampe in einem altertümlichen, ziemlich schäbigen Lehnstuhl schlief. Mit leichtem, aber festem

Schritt ging Hermann an ihm vorbei. Der Salon und das Empfangszimmer waren dunkel. Die Lampe aus dem Vorzimmer gab nur spärliche Beleuchtung. Und dann kam das Schlafzimmer. Vor dem ganz mit alten Heiligenbildern angefüllten Schrein brannte ein goldenes Lämpchen. In einer trauervollen Symmetrie standen an den mit chinesischen Tapeten bespannten Wänden die Sessel mit ihren verblichenen Überzügen und die Sofas mit ihren Flaumkissen und der abgeschabten Goldpolitur. An der Wand hingen zwei von Madame Lebrun in Paris gemalte Porträts. Das eine stellte einen Herrn von etwa vierzig Jahren in einem hellgrünen Uniformrock dar, auf seiner Brust glänzte ein Stern, sein Gesicht war gerötet und voll; das andere — eine junge Schöne mit kühn geschwungener Nase, die Schläfen frei und eine Rose im gepuderten Haar. Überall standen und lagen Porzellanschäferinnen, kleine Tischuhren, vom berühmten Leroy gefertigt, Schächtelchen, Fächer und alle jene verschiedenen Damenbijouterien, die das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gleichzeitig mit dem Ballon des Montgolfier und dem Mesmerschen Magnetismus uns gebracht hat. Hermann schaute hinter die Wandschirme. Dort war ein kleines Eisenbett und rechts die Tür, die zum Kabinett führte und links die andere zum Korridor. Hermann öffnete diese und sah die schmale Wendeltreppe, die zum Zimmer der armen Pflegetochter führte ... Allein er kehrte um und betrat das dunkle Kabinett.

Die Zeit ging ungeheuer langsam. Im Hause war alles still. Eine Uhr im Empfangszimmer schlug zwölfmal und eine nach der anderen schlugen die Uhren im ganzen Hause die zwölfte Stunde — darauf war wieder Ruhe. Hermann stand an den kalten Ofen gelehnt. Er war sehr ruhig; sein Herzschlag war fest wie der eines Menschen, der auf eine gefahrvolle, aber notwendige Sache losgeht. Die Uhren schlugen die erste Stunde und schlugen die zweite Stunde, und dann kam von ferne das Rasseln des Wagens. Eine unwillkürliche Erregung packte ihn. Der Wagen fuhr vor und hielt. Er hörte, wie man den Wagentritt herabließ. Im Hause wurde es unruhig. Schritte liefen, Stimmen klangen und es wurde hell. Drei alte Zimmermädchen eilten ins Schlafzimmer, halbtot folgte ihnen die Gräfin und ließ sich in einen tiefen Armsessel sinken. Durch eine kleine Türspalte konnte Hermann alles beobachten. Lisaweta Iwanowna glitt vorüber. Hermann hörte, wie sie eilig die Wendeltreppe hinauflief. In seinem Innern regte sich etwas wie Gewissensbisse, ließ aber sofort nach. Er war steinern.

Die Gräfin wurde vor dem Spiegel ausgezogen. Man nahm ihr die mit Rosen geschmückte Haube ab; man nahm die gepuderte Perücke von ihrem grauen, fast kahlgeschorenen Schädel. Es war ein Regen von Stecknadeln. Das gelbe, mit Silber verbrämte Seidenkleid fiel zu ihren angeschwollenen Füßen. Hermann

wurde zum Zeugen all der widerlichen Geheimnisse ihrer Toilette; endlich aber war sie in Schlafrock und Nachthaube und in diesem Aufzug, der mehr ihrem Alter entsprach, fand er sie weniger abscheulich und abstoßend.

Die Gräfin litt, wie alle alten Leute überhaupt, an Schlaflosigkeit. Nachdem sie ausgekleidet war, setzte sie sich in den tiefen Lehnstuhl am Fenster und entließ die Zofen. Die Kerzen wurden hinausgetragen, und wieder beleuchtete nur das eine Lämpchen das Zimmer. Die Gräfin saß in ihrem Lehnstuhl, sie war ganz gelb, ihre herabhängenden Lippen bewegten sich stumm und ihr Oberkörper schwankte bald nach rechts, bald nach links. Aus ihren trüben Augen sprach kein Schimmer eines Gedankens; bei ihrem Anblick konnte man leicht auf die Vermutung kommen, es stammten die Bewegungen der greulichen Alten nicht aus ihrem Willen her, sondern von der Einwirkung einer verborgenen galvanischen Kraft.

Plötzlich jedoch veränderte sich das tote Gesicht unbeschreiblich. Die Lippen hörten auf, sich zu bewegen, Leben trat in die Augen: ein unbekannter Mann stand vor der Gräfin.

„Erschrecken Sie nicht, um Gottes willen, keine Furcht!“ sprach er mit deutlicher, aber leiser Stimme: „Ich kam nicht mit der Absicht, Ihnen zu schaden; ich kam, um Sie um eine Gnade anzuflehen.“

Die Alte sah ihn stumm an, und es war, als hätte

sie nichts gehört. Hermann dachte, sie könnte vielleicht schwerhörig sein; er beugte sich zu ihrem Ohr und wiederholte die gleichen Worte. Die Alte schwieg wie zuvor.

„Sie können", sprach Hermann weiter, „mich glücklich machen und es wird Sie nichts kosten: ich weiß, Sie haben die Fähigkeit, drei aufeinanderfolgende Karten zu erraten . . ."

Hermann hielt ein. Es schien, die Gräfin hatte begriffen, was er wollte; es schien, sie suche nach Worten, um ihm zu antworten.

„Nur ein Scherz," sagte sie endlich: „ich schwörs, es war nur ein Scherz!"

„Damit scherzt man nicht," entgegnete Hermann aufgebracht: „Denken Sie an Tschaplitzkij und wie Sie ihm geholfen haben, seinen Spielverlust wieder zurückzugewinnen."

Die Gräfin war sichtbar bestürzt. Ihre Züge verrieten eine starke Gemütsbewegung; aber nicht lange und sie fiel wieder in ihren vorigen Zustand der Gefühllosigkeit.

„Könnten Sie", fuhr Hermann fort, „mir nicht diese drei Gewinnkarten bezeichnen?"

Die Gräfin schwieg; Hermann sprach weiter:

„Für wen hüten Sie dieses Geheimnis? Für Ihre Enkel etwa? Die sind sowieso reich, sie kennen nicht einmal den Wert des Geldes. Einem Verschwender helfen Ihre drei Karten nicht. Wer nicht einmal das

väterliche Erbe zu wahren versteht, wird, mögen ihm auch Dämonen Hilfe leisten, sowieso in Armut umkommen. Ich dagegen bin kein Verschwender; ich kenne den Wert des Geldes. Bei mir sind Ihre drei Karten wohl angewandt. Sagen Sie sie! . . .“

Er verstummte und wartete bebend auf ihre Antwort. Die Gräfin schwieg; Hermann fiel vor ihr auf die Kniee.

„Wenn jemals,“ sprach er, „wenn Ihr Herz jemals das Gefühl der Liebe erfuhr, wenn Sie die Seligkeiten, die sie schenkt, erkannten, wenn Sie beim Anblick Ihres neugeborenen Sohnes auch nur einmal gelächelt haben, wenn jemals eine menschliche Regung in Ihrer Brust pochte, so flehe ich Sie an, so beschwöre ich Sie bei den Gefühlen der Frau, der Geliebten, der Mutter, ja, bei allem, was im Leben heilig ist, schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab, sagen Sie mir Ihr Geheimnis, was kann es Ihnen noch bedeuten? . . . Hängt es vielleicht mit einem furchtbaren Frevel zusammen, mit dem Verluste der ewigen Seligkeit, einem Bund mit dem Teufel? . . . Bedenken Sie: Sie sind alt; Sie haben nicht mehr lange zu leben — ich aber bin bereit, Ihre Sünde auf meine Seele zu nehmen. Nur eröffnen Sie mir Ihr Geheimnis. Bedenken Sie, in Ihrer Hand liegt das Glück eines Menschen; bedenken Sie, nicht nur ich, auch meine Kinder, meine Enkel, meine Urenkel werden Sie segnen und werden Ihr Angedenken ehren, wie man ein Heiligtum ehrt . . .“

Aber die Alte entgegnete kein Wort. Hermann erhob sich. „Hexe!“ sprach er zähneknirschend, „alte Hexe! so will ich Dich zwingen, mir zu antworten . . .“ Mit diesen Worten zog er eine Pistole aus der Tasche.

Beim Anblick der Pistole zeigte die Gräfin zum zweiten Male eine außerordentliche Erregung. Ihr Kopf geriet in Bewegung, sie erhob die Hand, als wolle sie den Schuß abwehren . . . dann sank sie nach vorn . . . und regte sich nicht mehr.

„Keine Kindereien,“ sagte Hermann und ergriff ihre Hand. „Ich frage Sie zum letztenmal: wollen Sie mir Ihre drei Karten bezeichnen? ja oder nein?“

Die Gräfin gab keine Antwort. Hermann bemerkte, daß sie tot war.

IV

(7. Mai 18**) Homme sans moeurs et sans religion!

Ein Briefwechsel

Noch immer in ihrem Ballkleide saß Lisaweta Iwanowna tief in Gedanken versunken in ihrem Zimmer. Nach Hause gekommen war es ihr erstes, die verschlafene Zofe, die ihr sowieso nur ungern behilflich war, mit den Worten, sie wolle sich allein auskleiden, fortzuschicken und darauf zitternd in ihr Zimmer zu eilen, wo sie Hermann vorzufinden hoffte und eigentlich nicht vorzufinden wünschte. Schon der erste Blick zeigte ihr, daß er nicht da war, und sie dankte ihrem Schicksal für das Hindernis, das diese Zusam-

menkunft vereitelt hatte. Sie setzte sich, ohne sich auszukleiden, und dachte an all die Ereignisse, die in so kurzer Zeit sie so weit geführt hatten. Noch waren keine drei Wochen seit jenem Tage vergangen, an dem sie zum ersten Male den jungen Mann durchs Fenster erblickt hatte — und schon stand sie mit ihm nicht nur im Briefwechsel, nein, sie hatte ihm sogar eine nächtliche Zusammenkunft bewilligt! Sein Name war ihr bekannt, weil er einige seiner Briefe unterzeichnet hatte; aber noch nie hatte sie mit ihm gesprochen, nie seine Stimme gehört, ja, noch nie von ihm sprechen gehört ... nie, bis zum heutigen Abend. Wie sonderbar! Tomskij hatte sich an diesem Abend auf dem Ball über die Fürstin Pauline *** geärgert, die, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, diesmal nicht mit ihm kokettierte, und beschloß, sich zu rächen und den Gleichgültigen zu spielen: er bat Lisaweta Iwanowna um einen Tanz und so tanzten sie eine jener endlosen Masurkas. Er neckte sie mit ihrer Vorliebe für Genieoffiziere, er beteuerte, er wisse viel mehr, als sie annehmen könnte, und einige seiner Scherze waren so geschickt gezielt, daß Lisaweta Iwanowna einige Male tatsächlich glaubte, ihr Geheimnis sei ihm bekannt.

„Wer hat Ihnen das alles gesagt?“ fragte sie lachend.

„Ein Freund jener Ihnen bekannten Person,“ entgegnete Tomskij, „ein sehr merkwürdiger Mensch!“

„Und wer ist dieser merkwürdige Mensch?“

„Er heißt Hermann.“

Lisaweta Iwanowna antwortete nichts, aber ihre Hände und Füße wurden zu Eis . . .

„Dieser Hermann“, fuhr Tomskij fort, „ist bestimmt eine Romanfigur: sein Profil erinnert an Napoleon und Mephisto ist er in seinem Innern. Ich denke, er hat mindestens drei Untaten auf seinem Gewissen. Aber wie blaß Sie geworden sind! . . .“

„Ich habe Kopfweh . . . Und was sagte Ihnen denn dieser Hermann . . . oder wie nannten Sie ihn doch . . .“

„Hermann ist mit seinem Freunde gar nicht zufrieden: er hätte an seiner Stelle ganz anders gehandelt, sagt er . . . Ich nehme sogar an, daß Hermann ebenfalls Absichten auf Sie hat; zum mindesten ist es ihm unmöglich, die verliebten Redensarten seines Freundes ruhig anzuhören.“

„Wo hat er mich denn gesehen?“

„In der Kirche, beim Spazierengehen, was weiß ich! . . . vielleicht sogar in Ihrem Zimmer, während Sie schliefen: ich traue ihm alles zu . . .“

Das Gespräch wurde an dieser Stelle von drei Damen, die mit der Frage „oubli ou regret!“ herantraten, unterbrochen, ein Gespräch, das für Lisaweta Iwanowna so quälend interessant geworden war.

Tomskij hatte sich als Dame die Fürstin Pauline*** erwählt. Sie tanzten einmal um den Saal und schon war die Verständigung da. Als Tomskij zu seinem

Platz zurückkehrte, dachte er weder an Hermann, noch an Lisaweta Iwanowna. Diese wollte allerdings das unterbrochene Gespräch wieder aufnehmen, aber da war die Masurka zu Ende, und bald darauf brach die alte Gräfin auf.

Die Worte Tomskijs waren nichts als ein Geschwätz beim Tanz; aber tief sanken sie in die Seele der jungen Träumerin. Das Porträt, das Tomskij skizziert hatte, ähnelte so sehr jenem Bilde, das sie sich selbst gemacht hatte, daß sie, dank der Lektüre der neuesten Romane, vor diesem eigentlich ganz gewöhnlichen Gesicht Furcht empfand, zumal es ihre Phantasie stark beschäftigte. So saß sie gedankenverloren da, die nackten Arme gekreuzt und den noch immer mit Blumen geschmückten Kopf auf die entblößte Brust gesenkt ... Plötzlich ging die Türe auf und Hermann trat ein. Sie erschauerte.

„Wo steckten Sie denn?“ flüsterte sie erschreckt.

„Im Schlafzimmer der alten Gräfin,“ antwortete Hermann. „Ich komme eben von dort. Die Gräfin ist tot.“

„Um Gottes willen! ... tot, sagen Sie? ...“

„Und es scheint,“ fuhr Hermann fort, „daß ich die Ursache ihres Todes bin.“

Lisaweta Iwanowna sah ihn schärfer an und sie erinnerte sich an die Worte Tomskijs: *Dieser Mensch hat mindestens drei Untaten auf dem Gewissen!* Hermann setzte sich auf das Fensterbrett und begann, ihr alles zu erzählen.

Schaudernd vernahm Lisaweta Iwanowna seinen Bericht. Also waren diese leidenschaftlichen Briefe, diese flammenden Wünsche, diese dreiste, diese beharrliche Verfolgung — all das war nicht Liebe gewesen! Nur Geld! — danach nur lechzte seine Seele! Nicht sie war es, die sein Verlangen stillen, die ihm das Glück geben konnte! Das arme Pflegekind war nichts anderes als die blinde Verbündete eines Räubers, des Mörders ihrer Wohltäterin! ... In später, in quälender Reue schluchzte sie bitter. Schweigend blickte Hermann sie an: auch in seinem Herzen war Qual; aber weder die Tränen des armen Mädchens noch die wunderbare Schönheit ihres Kummers bewegten seine harte Seele. Er fühlte beim Gedanken an die tote Alte keine Gewissensbisse. Nur das eine entsetzte ihn: daß nun jenes Geheimnis, von dem er Reichtum erwartet hatte, unwiederbringlich verloren war.

„Sie sind ein Ungeheuer!“ vermochte Lisaweta Iwanowna endlich hervorzubringen.

„Ich habe ihren Tod nicht gewollt,“ erwiderte Hermann, „meine Pistole war nicht einmal geladen.“

Und sie verstummten beide.

Der Morgen kam. Lisaweta Iwanowna löschte die völlig heruntergebrannte Kerze aus: bleich drang das Licht ins Zimmer. Sie trocknete die verweinten Augen und blickte Hermann an: er saß auf dem Fensterbrett, die Arme gekreuzt und die Stirn düster gerunzelt.

In dieser Stellung war seine Ähnlichkeit mit dem Porträt Napoleons überraschend.

„Wie kommen Sie aus dem Hause?“ sagte Lisaweta Iwanowna endlich. „Ich wollte Sie eigentlich über die geheime Treppe führen, aber um zu ihr zu gelangen, muß man am Schlafzimmer vorbei und ich fürchte mich.“

„Erklären Sie mir nur, wie ich diese geheime Treppe finde; ich komme dann schon allein hinaus.“

Lisaweta Iwanowna stand auf und holte einen Schlüssel aus ihrer Kommode, sie gab ihn Hermann und schilderte ihm, wie er hinaus könnte. Hermann nahm ihre Hand, die kalt war und leblos, und drückte einen Kuß auf ihr gesenktes Haupt; dann ging er.

Er schritt die Wendeltreppe hinab und trat aufs neue in das Schlafzimmer der Gräfin. Die tote Gräfin saß noch in der gleichen Stellung, regungslos wie Stein; ihr Antlitz drückte die tiefste Ruhe aus. Hermann blieb vor ihr stehen und sah sie lange an, als wollte er sich von der schrecklichen Wahrheit überzeugen; darauf betrat er das Kabinett, tastete hinter der Tapete nach der Geheimtür und stieg von sonderbaren Gefühlen erregt die Treppe hinab. „Auf dieser selben Treppe“ — dachte er — „schlich vielleicht vor sechzig Jahren um die gleiche Stunde in reichem Gewande, frisiert à l'oiseau royal, den Dreimaster an die Brust gedrückt, ein junger Glückspilz, der schon längst im

Sarge vermodert ist, zu diesem selben Schlafzimmer; das Herz aber seiner uralten Geliebten hat heute aufgehört zu schlagen . . .“

Beim Ausgang der Treppe fand Hermann die Tür, zu der er den Schlüssel erhalten hatte, und stieß auf einen Durchgang, der ihn auf die Straße führte.

V

In dieser Nacht erschien mir die verstorbene Baronesse von W***. Sie war ganz in Weiß und sprach zu mir: „Guten Abend, Herr Rat!“

Swedenborg

Drei Tage nach jener Schicksalsnacht begab sich Hermann um neun Uhr morgens zum ***schen Kloster, in dessen Kapelle das Totenamt für die verstorbene Gräfin stattfinden sollte. Wenn er auch keine Reue empfand, dennoch konnte er die Stimme des Gewissens, die ihm unaufhörlich zuraunte: der Mörder der Alten bist du! nicht völlig ersticken. Es war wenig lebendiger Glauben in ihm, dafür jedoch viel Aberglauben. So glaubte er zum Beispiel, daß die tote Gräfin einen verderblichen Einfluß auf sein weiteres Leben haben könnte, und entschloß sich, zu ihrer Beerdigung zu gehen, um womöglich durch diese Tat ihre Verzeihung zu erlangen!

Die Kirche war überfüllt. Nur mit großer Mühe gelang es Hermann, durch die Menschenmenge nach vorn zu kommen. Der Sarg stand auf einem reichgeschmückten Katafalk unter einem Baldachin aus

Samt. Die Verstorbene lag darin, die Hände über der Brust gefaltet; man hatte sie mit einer Spitzenhaube und einem weißen Atlasgewand bekleidet. Ringsumstanden die Hausgenossen: in schwarzen Leibröcken, mit breiten Wappenbändern über der Schulter und Kerzen in der Hand die Diener; und in tiefer Trauerkleidung die Angehörigen, die Kinder, Enkel und Urenkel. Keines weinte; Tränen wären ja hier nur une affectation gewesen. Die Gräfin war so ungeheuer alt geworden, daß niemand von ihrem Tode erschüttert wurde, hatten doch ihre Verwandten sie schon lang als etwas Überlebtes angesehen. Die Grabrede hielt ein junger Bischof. In einfachen und rührenden Worten schilderte er den friedevollen Hingang der Gottseligen, deren lange Lebensjahre nur eine stille, nur eine trostvolle Vorbereitung auf das Ende einer Christin gewesen seien. „Und so betrat sie der Engel des Todes," schloß der Redner, „wachend in gottgefälligen Gedanken und erwartend den Bräutigam, der da kommet von Mitternacht." Der Gottesdienst ging mit trauervoller Würde zu Ende. Die Verwandten nahmen als erste von der Leiche Abschied. Dann traten all die vielen Bekannten heran, die gekommen waren, jener, die so lange an ihren eitlen Vergnügungen teilgenommen, die letzte Ehre zu erweisen. Danach kamen die Hausgenossen. Endlich näherte sich auch eine uralte Kammerfrau dem Sarge, eine Altersgenossin der Verstorbenen. Sie wurde von zwei Mädchen geführt. Sie hatte nicht

die Kraft mehr, die vorgeschriebene Verbeugung bis zur Erde zu machen — aber sie war die einzige, die einige Tränen vergoß, als sie die kalte Hand ihrer Herrin mit den Lippen berührte. Hermann entschloß sich, nach ihr an den Sarg zu treten. Er verbeugte sich bis zur Erde und lag einige Minuten auf dem kalten mit Tannenreisig bestreuten Fußboden; er erhob sich, bleich wie die Tote, schritt die Stufen des Katafalks langsam hinauf und verneigte sich... Und da war ihm, die Tote blinzele ihm mit einem Auge zu und lächele spöttisch. Hermann wich hastig zurück, trat fehl und stürzte rücklings hin. Er mußte aufgehoben werden. Gleichzeitig wurde auch die in Ohnmacht liegende Lisaweta Iwanowna hinausgetragen. Die Feierlichkeit der düsteren Zeremonie wurde durch diesen Zwischenfall auf kurze Zeit unterbrochen. Unter den Anwesenden erhob sich ein verhaltenes Murmeln und ein magerer Kammerherr, ein naher Verwandter der Verstorbenen, flüsterte einem neben ihm stehenden Engländer ins Ohr, der junge Offizier sei ein uneheliches Kind der Gräfin, worauf der Engländer trocken und kalt nur erwiderte: Oh?

Den ganzen Tag über war Hermann außergewöhnlich verstimmt. Zu Mittag speiste er in einem abgelegenen Restaurant und trank, da er hoffte, es würde ihm gelingen, seiner inneren Aufregung Herr zu werden, gegen seine Gewohnheit unmäßig. Aber der Wein entzündete seine Einbildungskraft nur noch viel mehr.

Nach Hause gekommen warf er sich, ohne sich auszuziehen, aufs Bett und schlief sofort ein.

Mitten in der Nacht wachte er auf: der Mond schien in sein Zimmer. Er blickte auf die Uhr: es war ein Viertel vor drei. Der Schlaf war ihm vergangen; er richtete sich im Bett auf und dachte an die Beerdigung der alten Gräfin.

Da blickte plötzlich jemand von der Straße durchs Fenster und verschwand. Hermann beachtete es nicht. Darauf hörte er, wie jemand die Tür zum Vorzimmer aufschloß. Er dachte, es sei der Diener, der, betrunken wie gewöhnlich, von einem nächtlichen Ausflug heimkehre. Aber da vernahm er auch schon einen Gang, der ihm unbekannt war: es war, als schlurfe jemand in Pantoffeln. Die Tür flog auf: eine Frau, ganz weiß gekleidet, trat ein. Hermann hielt sie für seine alte Kinderfrau und wunderte sich, was sie um eine solche Stunde wohl hertreiben könnte? Aber die weiße Frau glitt heran und stand plötzlich dicht vor ihm — und da erst erkannte Hermann die Gräfin!

„Gegen meinen Willen komme ich zu dir," sprach sie mit fester Stimme, „mir wurde befohlen, deine Bitte zu erfüllen. Drei, Sieben und Aß gewinnen eine nach der andern, wenn du täglich nicht mehr als eine Karte setzest; nie wieder jedoch darfst du spielen. Ich verzeihe dir meinen Tod, wenn du mein Pflegekind Lisaweta Iwanowna heiratest . . ."

Nach diesen Worten drehte sie sich unhörbar um,

glitt zur Tür und verschwand, mit den Pantoffeln schlurfend. Hermann hörte noch, wie die Haustür zugeschlagen wurde, und sah noch, wie jemand durchs Fenster hereinsah.

Es dauerte lange, bevor er zur Besinnung kam. Er ging ins Nebenzimmer. Dort schlief sein Diener auf dem Fußboden; Hermann hatte Mühe, ihn aufzuwecken. Der Diener war betrunken wie immer, und es war unmöglich, von ihm etwas zu erfahren. Die Haustür war verschlossen. Hermann kehrte in sein Zimmer zurück, zündete eine Kerze an und brachte das Erlebnis zu Papier.

VI

In der geistigen Welt können zwei fixe Ideen nicht nebeneinander bestehen, genau so, wie in der physischen Welt zwei Körper nicht gleichzeitig den gleichen Raum ausfüllen können. Das Bild der toten Alten wurde in Hermanns Phantasie sehr bald von Drei, Sieben und Aß verdrängt. Drei, Sieben und Aß, das wich ihm nicht aus dem Kopf und nicht von den Lippen. Sah er ein junges Mädchen, so sagte er: „Wie schlank sie ist! ganz wie Coeur — Drei.“ Fragte man ihn: „Wie spät ist es?“ entgegnete er: „Fünf Minuten vor der Sieben.“ In jedem Dickwanst sah er das Aß. Noch bis in den Traum hinein verfolgten sie ihn, die Drei, Sieben und Aß und nahmen alle möglichen Gestalten an; die Drei erblühte als eine phantastische

Wunderblume, die Sieben erinnerte an ein gotisches Portal, aber das Aß kam dann als eine ungeheure Spinne. In all seinen Gedanken war nur das eine — das Geheimnis ausnutzen, das ihm so teuer zu stehen gekommen war. Er gedachte den Abschied zu nehmen und auf Reisen zu gehn. In den öffentlichen Spielklubs von Paris wollte er der verzauberten Fortuna den Schatz entreißen. Ein Zufall ersparte ihm die Mühe.

Unter dem Vorsitz des famosen Tschekalinskij, der sein ganzes Leben mit den Karten verbracht und schon Millionen erworben hatte, indem er bares Geld verlor, aber Wechsel gewann, — unter seinem Vorsitz also wurde in Moskau eine Gesellschaft reicher Spieler gegründet. Seine langjährigen Erfahrungen sicherten ihm das Vertrauen seiner Gesellschafter, sein offenes Haus jedoch, sein glänzender Koch und seine persönliche Liebenswürdigkeit und Lustigkeit verschafften ihm die Gunst des Publikums. Er kam nach Petersburg. Die ganze Jugend strömte ihm zu, man vergaß über den Karten die Bälle und zog den Betörungen jeder Liebelei die Verführungen des Pharaos vor. Und hierher wurde Hermann von Narumow gebracht.

Sie schritten durch eine Reihe prächtiger Gemächer, überall standen gut geschulte Lakaien. Die Räume waren überfüllt. Mehrere Generäle und Geheimräte vergnügten sich am Whist; die Jugend saß auf weichen Diwans, man rauchte seine Pfeife und aß Eis. Im

Salon saß der Hausherr an einem langen Tisch, um den sich einige zwanzig Spieler drängten, und hielt die Bank. Er mochte etwa sechzig Jahre alt sein und sah sehr würdig aus; silberweißes Haar bedeckte sein Haupt, aus seinem vollen und frischen Gesicht sprach Gutmütigkeit, seine glänzenden Augen lächelten stets. Narumow stellte ihm Hermann vor. Freundschaftlich drückte Tschekalinskij ihm die Hand, bat ihn, sich ganz wie zu Hause zu fühlen, und fuhr fort, die Bank zu halten.

Die Taille wollte nicht enden. Mehr als dreißig Karten lagen auf dem Tisch. Nach jedem Spiel machte Tschekalinskij eine kleine Pause, um den Spielern Zeit zur Überlegung zu geben, er notierte die Verluste, hörte höflich jeden Wunsch an und entfernte noch höflicher eine überflüssig umgebogene Kartenecke, die von zerstreuter Hand gebogen worden war. Endlich war die Taille zu Ende. Tschekalinskij mischte die Karten und machte Anstalten, mit einer neuen zu beginnen.

„Ist es erlaubt, eine Karte zu setzen?“ fragte Hermann und streckte die Hand hinter einem dicken Herrn, der ebenfalls pointierte, hervor.

Tschekalinskij lächelte nur und verbeugte sich schweigend, zum Zeichen des Einverständnisses. Narumow beglückwünschte Hermann zur endlichen Entscheidung nach so langem Fasten und prophezeite ihm glücklichen Beginn.

„Einverstanden!“ sagte Hermann und schrieb mit Kreide die Summe auf seine Karte.

„Wie hoch?“ fragte, die Augen zusammenkneifend, der Bankhalter. „Vergebung, ich kann es nicht entziffern.“

„Siebenundvierzigtausend,“ antwortete Hermann. Bei diesen Worten fuhren im Augenblick alle Köpfe herum und alle Augen richteten sich auf Hermann.

„Er ist toll!“ dachte Narumow.

„Gestatten Sie mir die Bemerkung,“ warf Tschekalinskij mit seinem unveränderten Lächeln ein. „Ihr Spiel ist hoch; es ist hier noch nie höher als zweihundertfünfundsiebzig simple gesetzt worden.“

„Nun, und?“ erwiderte Hermann. „Nehmen Sie das Spiel an oder nicht?“

Tschekalinskij verneigte sich mit dem Ausdruck des gleichen friedfertigen Einverständnisses.

„Ich muß Sie nur noch auf eines aufmerksam machen,“ sagte er, „daß, da ich das Vertrauen meiner Gesellschafter genieße, ich nicht anders spielen darf als gegen bares Geld. Ich meinerseits bin natürlich vollkommen davon überzeugt, daß Ihr Wort genügt, muß Sie aber dennoch der Ordnung des Spieles und der Abrechnung halber ersuchen, Ihren Einsatz auf Ihre Karte zu legen.“

Hermann nahm ein Bankbillett aus der Tasche und gab es Tschekalinskij, dieser sah es flüchtig an und legte es dann auf Hermanns Karte.

Die Karten fielen. Rechts neun, links drei.

„Gewonnen!“ sagte Hermann und wies seine Karte vor. Ein Gemurmel erhob sich rings. Tschekalinskij runzelte die Stirn; aber gleich war sein Lächeln wieder da.

„Wollen Sie die Summe ausbezahlt?“ fragte er Hermann.

„Tun Sie mir den Gefallen.“

Tschekalinskij entnahm seiner Tasche einige Banknoten und zählte die Summe ab. Hermann empfing das Geld und verließ den Tisch. Narumow war völlig fassungslos. Hermann trank ein Glas Limonade und ging nach Hause.

Am Abend des andern Tags erschien er wieder bei Tschekalinskij. Der Hausherr hielt die Bank. Hermann trat an den Tisch, man machte ihm sofort Platz. Tschekalinskij begrüßte ihn liebenswürdig.

Hermann wartete auf die neue Taille, dann setzte er seine Karte und legte seine siebenundvierzigtausend und den gestrigen Gewinn darauf.

Tschekalinskij gab aus. Rechts fiel ein Bube, die Sieben — links.

Hermann zeigte eine Sieben.

Ein Ausruf rings. Tschekalinskij war sichtlich verstört. Er zählte vierundneunzigtausend ab und übergab sie Hermann. Kaltblütig nahm Hermann das Geld entgegen und ging sofort weg.

Und am folgenden Abend erschien Hermann wieder.

Alles erwartete ihn; die Generäle und die Geheimräte verließen sogar ihren Whist, um ein so ungewöhnliches Spiel mitanzusehen. Die jungen Offiziere sprangen von ihren Diwans, ja, selbst die Lakaien drängten sich in den Salon. Alles scharte sich um Hermann. Die übrigen Spieler ließen ihre Karten und waren voll Ungeduld, wie das enden würde. Hermann stand am Tisch und traf Anstalt, ganz allein gegen den bleichgewordenen Tschekalinskij zu pointieren. Jeder von beiden öffnete ein Spiel neuer Karten. Tschekalinskij mischte. Hermann hob ab und setzte dann seine Karte, die von einem Berg von Banknoten bedeckt wurde. Es war fast wie ein Zweikampf. Tiefes Schweigen war ringsum.

Tschekalinskijs Hände zitterten, als er ausspielte. Rechts lag die Dame, links — das Aß.

„Aß hat gewonnen!“ sagte Hermann und wies seine Karte.

„Ihre Dame hat verloren,“ entgegnete ihm Tschekalinskij.

Hermann erschauerte: und tatsächlich, er hielt an Stelle eines Asses in seiner Hand die Pique Dame. Er wollte seinen Augen nicht trauen, er konnte nicht begreifen, wie es möglich gewesen war, daß er so fehlgreifen konnte.

Plötzlich war ihm, als hätte die Pique Dame ihm zugezwinkert und gelächelt. Die ungewöhnliche Ähnlichkeit kam ihm zum Bewußtsein. . . .

„Die Alte!“ schrie er entsetzt.

Tschekalinskij strich den Gewinn ein. Hermann stand regungslos. Als er den Tisch verließ, wurde das Gespräch laut. „Vortrefflich gespielt!“ meinten die Spieler. Tschekalinskij mischte von neuem: das Spiel nahm seinen Lauf.

Zum Beschluß

Hermann wurde geistesgestört. Er wurde im Obuchowschen Krankenhaus, Nummer siebzehn, untergebracht; er antwortet auf keine Frage, aber unaufhörlich murmelt er ungewöhnlich schnell vor sich hin: „Drei, Sieben, Aß! Drei, Sieben, Dame! . . .“

Lisaweta Iwanowna hat einen sehr angenehmen jungen Mann geheiratet; er ist irgendwo in Staatsdiensten und besitzt ein hübsches Vermögen: er ist der Sohn eines ehemaligen Angestellten der alten Gräfin, eines Verwalters. Lisaweta Iwanowna hat eine arme Verwandte als Pflegekind in ihr Haus genommen.

Und Tomskij avancierte zum Rittmeister und hat sich mit der Fürstin Pauline verheiratet.

Graf Alexej N. Tolstoi

Höllenfahrt

Roman. Deutsch von Alexander Eliasberg

Mit Einbandzeichnung von E. Preetorius

In Halbleinen M 6.—, in Halbleder M 8.—

„Höllenfahrt" ist der Roman des Niedergangs des russischen Reiches, die erste und bedeutende dichterische Gestaltung des tragischen weltgeschichtlichen Stoffes, und der Roman des Niedergangs, der Dekadenz überhaupt, daher von übergeschichtlichem Wert." Mannheimer Tagblatt. — „Dieses Werk des jüngeren Tolstoi muß als einer der großzügigsten, eindrucksvollen Versuche gewertet werden, Weltgeschichte im Brennspiegel tiefsten künstlerischen Erlebens und Gestaltens einzufangen und in blendender Leuchtkraft hinaus ins Weite zu werfen ... Diese Bilder von der trügerisch schillernden Kultur der russischen Intelligenz zeigen eine Meisterschaft, die ihresgleichen sucht." Dresdener Nachrichten. — „Es tritt uns in der feurigen und strengen Dascha mit dem stolzen kindlichen Mund ein moderner Frauentypus entgegen, wie wir ihn so in der russischen Literatur nicht angetroffen haben. Dascha, von einer vibrierenden Raschheit des Empfindens, greift nach dem Apfel, sie kämpft um sich mit dem Versucher, sie fordert ihn heraus und horcht schaudernd auf das Kreatürliche in sich hinab. Es ist eine schöpferische Empfindung, an welcher sie zu sich selber erwacht. Sie ist an Kummer und Ekel reif geworden und auch tief beruhigt: es kann ihr nichts geschehen. Sie faltet sich noch einmal wie die kaum verletzte Blume zusammen, um sich dann strahlend feierlich wieder zu öffnen zu einem Triumphgesang auf die rechtmäßige Liebe. Diese Dascha vergessen wir Tolstoi nicht." Martha Charlotte Nagel (Berliner Börsenzeitung).

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung München

Russische Literaturgeschichte

von Alexander Eliasberg

Mit 16 Bildnissen

Gebunden M 6.—

„Das Bedürfnis nach einer gemeinverständlichen Darstellung der russischen Literatur war groß und wird nun durch Eliasberg in einer Weise erfüllt, für die er wohl Dank verdient. Seine Darstellung ist sehr lebendig, kurz und gediegen, geht überall aufs Lebendige, gibt sich nicht mit Kleinigkeiten ab und zeigt die großen Linien und die Höhepunkte dafür um so kräftiger. Eine ernsthafte, gründliche Kenntnis der russischen Dichtung und Sprache liegt zugrunde, und sein persönliches, lebendiges Verhältnis zu ihr. Überall zeigt Eliasberg nicht nur Kennerschaft und Streben nach gerechtem Urteil, sondern auch Liebe und Hingabe für seinen Stoff, der freilich einer der wunderbarsten ist, über die man nur schreiben kann. Denn was gäbe es in unserer geistigen Welt Schöneres, Lebendigeres, Mächtigeres als die russische Dichtung seit hundert Jahren!" Hermann Hesse. — „In seiner großen Fähigkeit der Zusammenfassung hat Eliasberg nur die wesentlichen Erscheinungen, die prominenten Figuren in scharfen Charakteristiken nebeneinander gestellt: alles, was nur mitfördernd zwischen den Gewaltigen gewirkt hat, deutet er bloß mit kurzen Strichen, so daß wir niemals eine langweilige Literaturhistorie haben, sondern lebendige Lebensbilder, die auf das glücklichste von ausgezeichneten Porträts der größten russischen Maler begleitet sind. Zum allerersten Male kann sich der Deutsche hier ein klares Bild der geistigen Aufeinanderfolge in der russischen Literatur machen und auch dem Vertrauten wird die ausgezeichnete Analyse, die bibliographischen Tabellen von ungemeinem Vorteil sein."

Stefan Zweig (Wiener Neue Freie Presse).

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung München

Östliches Christentum

Dokumente

Herausgegeben mit N. v. Bubnoff von Hans Ehrenberg

I. Politik

Geheftet M 4.50, gebunden M 7.—

Inhalt: Tschaadajew, Philosophische Briefe / Aksakow, Memorandum an Alexander II. Aufsätze aus: Das Gericht / Chomjakow, Ausgewählte theologische Schriften: Einige Worte eines orthodoxen Christen. Zwei Briefe an Aksakow: Leiden und Gebet; Gebet und Wunder / Sektiererfragmente: Fragmente aus der Handschrift „Der Spiegel für den inneren Menschen"; Auszug aus der Heiligen Schrift über den Antichrist (Peter der Große) / Leontjew, Tempel und Kirche. Die Nationalpolitik als Werkzeug der Weltrevolution / Solowjew, Jüdische und christliche Theokratie / Nachwort des Herausgebers: Die Europäisierung Rußlands.

„Ehrenberg will ein geschlossenes Bild von dem östlichen Christentum vermitteln und zwar aus den Dokumenten des christlichen Ostens unter Beschränkung auf die russischen Dokumente, von denen die meisten erstmalig in deutscher Sprache und zwar in einer außerordentlich ansprechenden Übersetzung erscheinen ... Nicht nur die lebendige Form, natürliche Sprache, Frische der geistigen Schauung reißt uns beim Lesen dieser Dokumente hin, sondern die energische Betonung ihres Christentums stellt uns vor die Frage, ob nicht Europa nur durch das Christentum und zwar durch das um das östliche Christentum vergrößerte und wieder hergestellte Christentum gerettet werden kann."
Prof. D. Grützmacher (Theologie der Gegenwart).

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung München

Rußland
in dichterischen Dokumenten

Herausgegeben von

A. Eliasberg und J. v. Guenther

Einbandzeichnung von Benno Eggert. In drei Bänden. Band I: Rußland, wie es ward. 335 Seiten mit 8 Bildern. Geb. M 8.—. Band II: Rußland, wie es sich darstellt. 376 Seiten mit 8 Bildern. Geb M 8.—. Band III: Rußland, wie es fühlt. 420 Seiten mit 8 Bildern. Geb. M 9 —. Bd. I–III in schöner Kassette M 25.—. Soeben erschienen

In diesem dreibändigen Werke unternehmen es die beiden vorzüglichsten Kenner und Übersetzer russischer Literatur nach sachkundiger Auswahl und Zusammenstellung der stoffreichsten, charakteristischsten und farbigsten Stücke der erzählenden Literatur Rußlands ein umfassendes und ebenso getreues, wie lebendiges Kulturbild zu komponieren. Der erste Band zeigt uns fesselnde Bilder aus der Geschichte Rußlands, der zweite führt uns in das russische Privatleben ein und der dritte erschließt dem Leser das Innerste des Russen, sein religiöses Leben. Bestimmend für die Aufnahme der einzelnen Geschichten war deren kulturgeschichtlicher Gehalt. Gleichwohl ergibt sich, da selbstverständlich nur die bedeutenden echten Schriftsteller ihres Landes in Betracht kamen, ein nahezu umspannendes und äußerst reichhaltiges Bild der russischen Literatur. Es ist ein überaus fruchtbarer Gedanke, mit Hilfe der Erzähler die mannigfaltigen Lebensformen des heiligen Rußland uns anschaulich nahekommen zu lassen.

Nicht bloß ein Schmuck, sondern ein wesentliches Mittel zur weiteren Verlebendigung des Gebotenen sind die den drei Bänden beigegebenen 24 Illustrationen. Sie zeigen Porträts von Zaren, Ministern, hervorragenden Persönlichkeiten Rußlands und Szenen aus dem intimen Leben der Familie und des Privatlebens. Auch das religiöse Leben der Russen mit seinen Priestern, Prozessionen, Kulten wird im Bilde dargestellt. Das illustrative Material ist hervorragenden russischen, zeitgenössischen Malern entnommen.

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung München

C. H. Becksche Buchdruckerei in Nördlingen

418813
LR Pushkin, Aleksandr Sergyeevich
P9874n Novellen. Deutsch von Johannes v.Guenther.
.Ggu

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED